Katholische Erzähler

der neuesten Zeit.

Litteraturhistorische Studien

von

Heinrich Keiter.

Zweite, verbesserte und bedeutend vermehrte Auflage.

Paderborn.

Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

1890.

Münster i. W., Prinzipalmarkt 1. — Osnabrück.

Dem Sänger von „Dreizehnlinden"

Herrn Dr. F. W. Weber

und

dem Herausgeber des „Litterarischen Handweiser"

Herrn Prälaten Dr. Franz Hülskamp

als Zeichen inniger Verehrung

gewidmet.

Vorwort zur zweiten Auflage.

In der zweiten Auflage habe ich versucht, die katholische erzählende Litteratur der Gegenwart in ihrer Gesamtheit darzustellen. Daher wechseln Charakterbilder mit Einzelbesprechungen ab. Jedes Werk eines jeden Verfassers zu erwähnen, konnte nicht meine Absicht sein. Ich glaube jedoch Vollständigkeit annähernd erreicht zu haben.

Regensburg, Ende 1889.

Der Verfasser.

1879. 1. Ausg!

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Der Roman und seine Stellung in der Litteratur der Gegenwart.

Wenn wir einmal vergleichend die Hervorbringungen der Dichtkunst mustern, welche alljährlich in so ungeheueren und sich immer noch vermehrenden Massen auf den Büchermarkt geworfen werden, so finden wir, daß die Roman- und Novellen-Litteratur bei weitem die Zahl der in gebundener Rede erscheinenden Erzeugnisse überwiegt. Wir sehen, daß namentlich in Frankreich der Roman eine fast unbestrittene Alleinherrschaft ausübt; die von dort uns zugehenden Litteratur-Zeitungen wissen häufig von dem Erscheinen eines „epochemachenden" dichterischen Werkes zu berichten — es ist aber fast jedesmal ein Roman. England und Amerika überschwemmen unser ohnehin mit Romanen so sehr gesegnetes deutsches Vaterland in bedenklicher Weise mit Litteratur dieser Art, und in Rußland, dem angehenden Kulturlande, finden wir die merkwürdige Erscheinung, daß dessen Litteratur mit Romanen wirklich hervorragender Bedeutung ihren Anfang nimmt.

Bei uns in Deutschland haben sich die bedeutendsten Dichter der Gegenwart der Romanproduktion hingegeben. Wir sehen sogar, daß Dichter, welche auf anderen Gebieten der Poesie Werke von dauerndem Werte geschaffen haben, schließlich sich mit ihrer ganzen Kraft auf den Roman werfen.

Und das Publikum begrüßt mit Freuden die zahlreichen Erzeugnisse der Roman- und Novellendichter und vergißt über diesen die klassischen Schöpfungen unserer Nationallitteratur. Wenn wir den Durchschnittsgebildeten nach den Büchern fragen, welche für gewöhnlich seine Lektüre bilden, so werden wir fast regelmäßig den Titel eines Romans zu hören bekommen. Die Begierde nach „leichter“ Unterhaltungs-Litteratur ist eine so allgemeine und lebhafte geworden, daß das Feuilleton in den politischen Zeitungen allmählich einen bedeutenden Umfang angenommen hat. Gehen wir dieser unbezwinglichen Neigung des Publikums nach Romanen, welche im schroffsten Gegensatz steht zu der Beliebtheit von Dichtungen in gebundener Rede, auf den Grund, so finden wir, daß zunächst die Freude an dem reichen Gehalt an frischem Leben im Roman die Ursache ist. Keine andere Dichtform bietet einen solchen, auch das Geringfügigste zurückwerfenden Spiegel der Gegenwart, und es gewährt einen eigenen Reiz, das in neuer Beleuchtung zu sehen, was jedem schon einmal geschehen ist oder täglich geschehen kann. Im Epos stehen die Personen über uns; im Roman handeln und denken Menschen, wie wir es sind. Sodann ist die Romanlektüre die müheloseste, welche sich denken läßt. Ohne jede Anstrengung des Geistes und in den meisten Fällen auch ohne die Gefahr, in ideale Regionen erhoben zu werden — was den leichten Genuß beeinträchtigen würde! — läßt sich ein Roman am besten in jenen Stunden lesen, wo man glaubt, nichts Besseres zu thun zu haben oder nach einem guten Diner, wo die Lust zu ernster Beschäftigung fehlt. Mit dem Gedanken, sich geistig und seelisch zu bilden und zu veredeln, wird selten ein Buch dieser Art in die Hand genommen, und in sehr vielen Fällen ist es auch in der That nicht möglich, sich aus einem Roman wahren Bildungsstoff zu holen.

Und das kommt wohl hauptsächlich daher, weil so viele Romanschriftsteller vor dem Roman selbst so wenig Achtung haben und ihn nur als bequeme Niederlage für allerlei Gedanken und Gefühle benutzen, oder auch, weil er für sie eine Quelle reichen Erwerbs bietet. Die leichte Art der Hervorbringung, bei welcher man weder auf einen erhabenen oder mindestens gewählten Ausdruck der Gedanken und Gefühle zu sehen, noch die lästigen Regeln der Prosodie und des Reimes zu beachten hat, reizt auch viele Halbtalente, sich in dieser Form zu versuchen. Einen Roman schreiben, kann gar nicht schwer sein, meint man, da er nichts enthält, was nicht diesem oder jenem im Leben schon geschehen ist; einen leidlichen Stil sich anzueignen, ist auch so schwierig nicht — und das genügt!

Wenn es in der That genügte, so wäre der Roman gewiß nicht werth, von so hervorragenden Geistern bevorzugt zu werden, wie es bis jetzt geschehen, dann müßte man es bedauern, daß Walter Scott, Charles Dickens, Alessandro Manzoni, Fernan Caballero, Hendrick Conscience, Fritz Reuter, Gustav Freytag, Victor v. Scheffel, Gräfin Hahn-Hahn, Ferdinande v. Brackel, M. Herbert und so viele andere an ihm ihr glänzendes Genie verschwendet haben!

Aber es ist nicht so, der Roman ist eine und nicht die geringste Art der epischen Dichtkunst, und er hat seine streng zu beobachtenden Regeln gerade sowohl wie das Epos und das Drama. Und er ist obendrein hervorgegangen aus der Einsicht bedeutender Dichter, daß es eine Kunstform geben müsse, welche geeignet sei, den breiten Strom des gegenwärtigen Lebens voll und ganz in sich aufzunehmen. Schiller nannte den Romanschriftsteller den Halbbruder des Dichters — heute tragen die meisten Ästhetiker kein Bedenken mehr, dem echten Roman seine gebührende Stellung unter den Dichtarten anzuweisen, ja, ihn ohne jedes Mittelglied hinter dem

Epos zu rangieren. Das wird manchem Anhänger alter ästhetischer Begriffe bedenklich erscheinen — wenn wir ihn aber fragen, welche der von ihm anerkannten Dichtarten er denn für geeignet halte, ein treues Spiegelbild des Lebens irgend einer Periode zu geben, so wird er in Verlegenheit geraten. Das Epos kann es nicht — wie würde der gute Homer staunen, wenn ein neuerer Dichter es wagen wollte, moderne Lebensabenteuer und Liebesgeschichten, moderne Salon- und Werkstatt-Gespräche in jenes herrliche Gewand zu kleiden, welches er seinen unsterblichen Gedichten umgehängt? Nicht allein Homer würde in Zorn geraten, auch wir. Einen Roman in Versen — absurder Gedanke! Graf Schack versuchte das Problem zu lösen — es ist ihm nicht gelungen, und Nachfolger hat er nicht gefunden. Die Natur des Epos verlangt eine bedeutungsvolle Handlung, an welcher auch ein ganzes Volk teilnimmt; es verlangt Charaktere, welche sich hoch über das Mittelmaß erheben, Charaktere, welche uns pygmäenhaften Menschenkindern mit der Gloriole des Erhabenen umgeben erscheinen; es verabscheut endlich die Kleinlichkeit des täglichen Daseins, es ist ein geschworener Feind des Trivialen in den Menschen und im Leben, es arbeitet nur im feinsten Material, mit den besten Werkzeugen. Homer besingt die übermenschlichen Thaten gewaltiger Helden; das Nibelungenlied erzählt uns die Geschichte Siegfrieds und Chriemhildens, in welche zwei große Völker verwickelt werden; Tasso feiert die Großthaten jener gottbegeisterten Scharen, welche auszogen, das heilige Land aus den Händen der Ungläubigen zu erretten; Camoens schildert die kühnen Fahrten der Portugiesen unter Vasco de Gama; Milton singt in seinem „Verlorenen Paradies“ den Kampf Satans gegen den Herrn der Welten und Klopstock machte den Welterlöser selbst zum Gegenstande seiner dichterischen Begeisterung.

Halten wir nun dagegen, was der Roman uns bietet, jenes bunte Gemisch von Größe und Kleinlichkeit, diese Menge von Verwickelungen, welche hervorgerufen werden durch Leidenschaften und Triebe, denen häufig genug jeder Schein von Erhabenheit abgeht — so wird der Ästhetiker der alten Schule mit Entrüstung erklären, daß der Kehricht des Lebens nicht in die goldene Schale des Epos geschüttet werden dürfe. Und damit hat er recht. Nur wird er vielleicht sagen, im Drama finde der Stoff des Romans wenigstens zum Teil Platz, denn das Schauspiel und das Lustspiel seien ja gespickt mit derlei Erlebnissen. Ganz wohl, aber der Inhalt eines Romans läßt sich nun einmal nicht zu einem Drama abschlachten, wenngleich es oft genug versucht ist. Der Roman umfaßt eine lange Reihe von Begebenheiten — das Drama ist stets nur eine Handlung mit bescheiden zurücktretenden Episoden. Aus einem Roman läßt sich nie ein einziges Drama, wohl aber in vielen Fällen deren ein Dutzend machen. Die Handlung des Dramas, wenn es kunstgerecht aufgebaut ist, umfaßt nur eine kurze Spanne Zeit; der Roman, welcher aus Begebenheiten zusammengesetzt ist, hat zur Abwickelung eine lange Dauer nötig. Somit ist der Rahmen des Dramas viel zu eng, als daß es das ganze umfangreiche Bild modernen Lebens, wie der Roman es bietet, in sich aufnehmen könnte.

Da es nun aber die Aufgabe der Dichtkunst ist, den Menschen in all' seinen Beziehungen zur Außenwelt zu schildern und dadurch ein farbenfrisches Bild des wogenden Lebens zu geben, und da ihr ein ungeheueres Stoffgebiet verloren ginge, wenn sie die moderne Welt von der dichterischen Behandlung ausschließen wollte, so ist eine Kunstform notwendig, welche sie in sich aufzunehmen vermag, und das ist der Roman. Das Gesetzbuch der Ästhetik ist kein mit einer chinesischen Mauer umschlossenes Reich, in welches neue

Formen nicht eindringen dürfen; oder es kommt ein Genie und wirft mit stürmender Hand die vom Kunstrichter aufgestellten Schranken nieder und stiftet einen neuen Organismus. Wenn im rastlosen Fortschritt aller Dinge die hergebrachten Formen der Poesie sich zu eng erweisen für den mächtigen Ansturm, so müssen sie erweitert werden, und so ist im Lauf der letzten zwei Jahrhunderte eine Kunstform geschaffen worden, welche die alten Theoretiker in ihrer jetzigen Gestalt nicht kannten und die von manchem neueren als nicht vollberechtigt angesehen wird.

Der Roman ist das Epos des modernen Lebens, er ist für die Gegenwart das, was die Epopöe für die Vergangenheit ist. Im Epos großen Stils finden wir dichterisch bewegte Weltgeschichte, die Geschicke ganzer Völker sehen wir sich gestalten, Schlachten werden geschlagen und ruhmvolle Thaten vollbracht, welche das Genie eines Homer herausfordern; im Roman dagegen fesselt uns das Individuum, sein Charakter, sein entweder selbstverschuldetes oder ihm vom Weltlauf aufgeladenes Schicksal. Wir sehen die ganze Breite des Lebens sich vor uns entrollen, alle Stände treten auf und wir thun Einblicke in die verschiedensten Verhältnisse des gesellschaftlichen Organismus. Offen wie ein aufgeschlagenes Buch liegen Seele und Herz vor uns, wir blicken in die geheimsten Winkel und vermögen den versteckteften Gedanken und Trieben nachzuspüren. Der wahre Roman zieht das ganze geistige Leben einer bestimmten Zeitperiode in den Bereich seiner Darstellung, wir erkennen das ewig währende, in immer neuen Gestaltungen wiederkehrende Streben und Kämpfen der Ideeen, das reiche unerschöpfliche Treiben der lebendigen Gegenwart. Was in keine andere Kunstform zu bringen ist, den sprödesten Stoff, das Große und das Triviale, die erschütterndste Tragik, den tollsten Humor — alles vermag der Roman in sich aufzunehmen. „Er ist," wie Professor

Mähly in seiner Studie über den Roman des 19. Jahrhunderts sagt, „die unermeßliche Vorratskammer geworden für alle die Ergebnisse und Erlebnisse des menschlichen individuellen Lebens; alle Interessen der Öffentlichkeit in ihrer mannigfachen Verzweigung, die kirchliche wie die politische, die staatswirtschaftliche wie die sociale Frage finden Raum in ihm, ja selbst die Wissenschaft hat sich nicht gescheut, einzelne Sorten ihres Inventars in diesem bequemen, jedermann offenstehenden Magazin auf Lager zu bringen.“

Fürwahr ein Gebiet, auf welchem das Genie des Dichters sich ungehindert und in seiner ganzen Kraft entfalten kann! Aber auch ein Gebiet, auf welchem die Gefahr der Verflachung so nahe liegt! Wer sich der gebundenen Form bedient, dem fügt sich nur das, was des glänzenden Gewandes würdig ist — der Roman sträubt sich nie. Die Darstellung ist zwar eine gewählte, aber doch dieselbe, welche jeder Gebildete in Anwendung bringt; die Sprache der Personen die des täglichen Lebens. Der Romanschriftsteller wandelt beständig auf einer Messerklinge, und es giebt unter den Tausenden nicht einen, der nicht in jedem seiner Romane einmal von dem gefährlichen Wege abgeglitten wäre. Wer Romane schreiben will, der sei vor allen Dingen ein Dichter — die elegante Schreibart allein thut es nicht. Und wer einen Roman schreiben will, der sei sich vor allem bewußt, daß die Poesie einen höheren Zweck zu verfolgen hat, als den, arbeitslose Stunden auf angenehme Weise totzuschlagen. Die Grundlage des Romans sei immer ein bedeutsamer Ideeengehalt. Man muß nicht das Buch, nachdem man die Lektüre beendet, in die Ecke werfen können, ohne einen geistigen Gewinn aus ihm gezogen zu haben. Die neuere nicht christliche Ästhetik stellt freilich den Grundsatz auf, daß die Poesie ihren Zweck in sich selbst trage, daß sie ihrer Aufgabe vollauf Genüge leiste, wenn sie das Schöne in dichterischer Form

zum Ausdruck bringe; sie verbannt den ethischen Endzweck. Gegen diese Ansicht anzukämpfen, würde nutzlos sein, da wir von ganz anderen Grundsätzen ausgehen. Für uns ist das höchste Gute — Gott — auch das höchste Schöne, und alles Schöne betrachten wir nur als dessen Ausfluß. Da nun die Kunst das Schöne darstellt, so ist auch sie von Gott und muß zum Endzweck das Gute haben, was wiederum das Schöne ist. Es ist nun nicht nötig, daß ein Roman von moralischen Sentenzen wimmele, daß er gespickt sei mit guten Lehren und Nutzanwendungen, aber das Ergebnis, welches sich nach Beendigung der Lektüre dem Leser gleichsam aufdrängt, welches er auch wider seinen Willen ziehen muß, soll ein bedeutsames gutes sein. Wenn ein hoher Gedanke den Spielen der dichterischen Phantasie zu Grunde liegt, so gewinnen ihre Erzeugnisse einen viel höheren Wert. Der Grundgedanke des Romans muß daher ein bedeutender sein, sich hoch erheben über das Maß des Alltäglichen und weite Aussichten eröffnen auf Welt und Menschen. Wenn wir hiernach einmal auf katholische Romane zurückgreifen wollen, so müssen wir die von Fernan Caballero und der Gräfin Hahn-Hahn an die Spitze stellen. Hier haben wir einen hervorragenden geistigen Gehalt, leuchtende Ideeen, welche den Mittelpunkt des Ganzen bilden. Und weiter Ferdinande von Brackel, welche namentlich in „Daniella“ ein Fundament von großen Gedanken legte, und M. Herbert, die in „Jagd nach dem Glück“ ein Gleiches erstrebte.

Je bedeutender der Grundgedanke des Romans ist, desto leichter wird es dem Dichter werden, ein umfassendes Bild des Lebens zu geben; die Strahlen des Grundgedankens werden sich nach den verschiedensten Seiten ausbreiten und so wird schon durch diesen selbst der Dichter dahin gebracht, ein weites Gebiet des wirklichen Seins in den Bereich seiner Darstellung zu ziehen. Der Grundgedanke im Roman ist

das eigentlich und allein Seiende, Handlungen und Begebenheiten sind nur seine Erscheinungsformen, die Charaktere sind entweder seine Träger oder Gegner. Um den Träger, an welchem die Wahrheit des Grundgedankens sich verwirklichen soll, gruppieren sich die Freunde der Idee, auf der anderen Seite stehen deren Gegner, und aus dem Widerstreit beider entwickelt sich die Handlung.

Es geht hieraus schon hervor, daß die Handlung des Romans eine unbedeutende nicht sein soll. Leider zeigt sich gerade in dieser Beziehung die ganze Ärmlichkeit, ja Erbärmlichkeit der modernen Romanlitteratur aller Völker. Daß fast jeder Roman eine Liebesgeschichte in einer Weise behandelt, als ob die Liebe den ganzen Lebensinhalt eines ernsten Mannes bilde, das wollen wir hingehen lassen, weil die Liebe, die mächtigste Leidenschaft im Leben, aus der Poesie nie verschwinden kann und, ohne ihr das Lebenselement zu rauben, nie verschwinden darf — daß aber Kriminalfälle, heimliche Morde, Unterschlagungen, Wechselfälschungen, Verführung und Ehebruch den Hauptinhalt der meisten Romane bilden, das kann vom Standpunkt der Ästhetik nur streng verurteilt werden. Die ganze moderne Romanlitteratur, wie sie namentlich in den letzten achtzig Jahren sich entwickelt hat, zeigt ein stufenmäßiges Herabsteigen in die sittlichen Kloaken. Goethes Wahlverwandtschaften und die Romane von Julius Voß bildeten den Anfang, Zolas Romane und die der Gräfin Dash, welche positiv unübertrefflich sind, das „glorreiche“ Ende. Solche Romane sind innerlich unwahr, obgleich ihre Autoren sich rühmen, die „naturalistische“ Schule gegründet zu haben, sie bringen nur die Nachtseite der menschlichen Natur und der Gesellschaft zur Darstellung, man erblickt in ihnen, wie in einem erhabenen Cylinderspiegel, nur verzerrte Gestalten. Der Roman hat aber die Aufgabe, das Leben treu wiederzugeben, und zur Treue eines Bildes gehört

in erster Linie die Totalität; es soll nicht Teile geben, sondern ein volles Ganzes. Wenn es verkehrt ist, nur gute Charaktere vorzuführen, so ist es doppelt verkehrt, uns glauben machen zu wollen, die menschliche Gesellschaft bestehe aus einem Konglomerat von Spitzbuben und Wüstlingen, wie so manche Romane es zeigen.

Dem gegenüber dürfen wir uns mit berechtigtem Stolze rühmen, daß der katholische Roman in der That identifiziert werden kann mit dem sittlichen Roman. Unsere Litteratur hat keinen Roman, der nur geschrieben wäre, um die Sinne zu kitzeln, sie hat keinen Roman, dessen Grundgedanke ein verwerflicher wäre. Und das ist ein Vorzug, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Andererseits freilich müssen wir gestehen, daß der katholische Roman seine Grenzen sich zu eng zieht. Was die vielen Verfasser in den vielen Bänden uns bieten, ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, das nämliche Spiel in der nämlichen Form. Man merkt es an diesen Romanen kaum, daß die Zeit unaufhaltsam voranschreitet, daß weltbewegende sociale Fragen die besten Männer unserer Tage beschäftigen, daß das Leben des Einzelnen mehr und mehr mit dem Leben der Gesamtheit sich verknüpft. Überall finden wir dieselben Konflikte, die sich abspielen in dem engsten weltabgeschiedenen Kreise. Die Behandlung der Konflikte ist vielfach eine herkömmliche, die von origineller Auffassung keine Spur zeigt. Wir sagen gegen diese Erzeugnisse nichts, wenn wir nach ihrer Bedeutung als Lektüre für die Jugend, namentlich die weibliche, fragen; aber einen höheren künstlerischen Wert können wir sehr vielen nicht zusprechen. Der katholische Roman hat sich des geistigen und socialen Kampfes in der Gegenwart noch lange nicht in dem Maße bemächtigt, wie unsere Gegner es gethan.

Ein zweites kommt hinzu. Der hohe ethische Vorzug, den der katholische Roman vor anderen besitzt, genügt nicht allein, einen Roman zu einem ästhetisch wertvollen zu machen; das wird er nur, — immer vorausgesetzt, daß ein wahrhaft dichterischer Geist ihn durchweht — wenn der Dichter die Strenge der Form völlig gewahrt hat. Der Romanschriftsteller darf nie vergessen, daß sein Zögling ein Kind der Prosa ist und die Neigung behalten hat, zu seiner nachsichtigen Mutter zurückzukehren. Gedrungenheit der Form ist das erste Erfordernis. Eine einheitliche Handlung, in welche Episoden von mäßigem Umfang verflochten werden können, muß den Mittelpunkt alles Geschehenden bilden. Auf diese muß alles sich beziehen, von ihr müssen, wie von einer Centralsonne, alle Strahlen der vielfach verwickelten Begebenheiten ausgehen. Jede noch so interessante Episode, jeder Charakter, jede Schilderung, welche mit der Haupthandlung nicht in engster Verbindung steht, und, ohne diese zu schädigen, entfernt werden kann, stört die Ökonomie des Romans und schwächt den harmonischen Eindruck. Der Romanschriftsteller muß in Bezug auf den Bau der Handlung vom Dramatiker lernen, dem strengstes Maßhalten oberstes Gesetz ist. Man glaube nicht, daß hierdurch der gestaltenden Phantasie des Romanschriftstellers allzu große Schranken auferlegt werden — er findet innerhalb des gegebenen Rahmens Raum genug zur Entfaltung seiner Kräfte.

In dieser Beziehung — aber auch nur in dieser — können wir Deutschen von den Franzosen lernen, welche in der äußeren Mache unübertreffliche Meister sind. Jenseits des Rheines ist es längst eine feststehende Regel geworden, — feststehend wie einst die philiströse Boileausche Regel von den drei Einheiten im Drama, welche er Aristoteles entnahm — daß ein Roman nur einen mäßigen Band umfassen dürfe, und in der That bewegen sich auch alle Produkte der

französischen Romanschriftsteller innerhalb dieses Raumes. Es kann nun keinem verständigen Theoretiker einfallen, den einbändigen Roman als Norm aufzustellen, das wäre eine unsinnige Regel, die das echte Genie nie anerkennen würde — aber es geht hieraus hervor, daß strenges Maßhalten den Romandichter keineswegs behindert. Knapp aber anschaulich, kurz aber treffend, sagt der französische Romandichter, was gesagt werden muß, und doch sagt er genug. Er ist sparsam mit Beschreibungen — bei uns Deutschen dagegen langweilen uns seitenlange Schilderungen der Personen und des Schauplatzes; er läßt seine Gestalten einen gedrungenen, pointenreichen Dialog führen — bei uns Deutschen geht alles in die Breite, es werden im Gespräch Dinge erörtert, welche mit der Handlung durchaus nichts zu thun haben. Es gab eine Periode, wo in Romanen die höchsten philosophischen Probleme erörtert wurden — heute sind es, dem Zuge der Zeit entsprechend, politische und sociale Fragen, welche manchmal seitenlang besprochen werden. Will der Dichter solche Probleme lösen, — und wir rechnen es ihm hoch an, wenn er es thut, — so muß es im Bilde geschehen, nicht indem er sich auf den Katheder stellt. Glaubt er das Ideal eines völkerbeglückenden Staates gefunden zu haben, so erörtere er uns sein Wesen nicht durch einen Aufwand von Worten, sondern durch Vorführung des Staates selbst.

Eine weitere Anforderung, welche wir an einen Roman zu stellen berechtigt sind, ist die, daß eine anziehende, lebensvolle Handlung seinen Mittelpunkt bilde. Die Handlung ist der Lebensnerv des Romans; zieht sie nicht an, so hat der Dichter — oder Gott Apoll müßte ein Wunder thun — umsonst gearbeitet. Ob die Handlung sich rein innerhalb des Seelenlebens oder in äußerlichen Begebenheiten bewegt, oder ob sie beides, das Seelische und Physische, in schöner Harmonie vereinigt — das wird dem Leser gleichgültig sein,

sobald das Geschehende ihn lebhaft fesselt. Es giebt Romane, in denen die Begebenheiten des täglichen Lebens eine sehr große Rolle spielen, die aber trotzdem mehr Anziehungskraft ausüben, als andere, in denen eine wahre Hetzjagd von allerlei Abenteuern stattfindet. Bei der ästhetischen Beurteilung der Handlung eines Romans wird jener am günstigsten fahren, bei welchem das Stoffliche nicht überwiegt. Ein Roman, der lediglich durch Anhäufung ungewöhnlicher Ereignisse, seltsamer Abenteuer und Verwickelungen, durch überraschende Effekte wirkt, steht auf einer tiefen Stufe der Kunst — hier triumphiert die rohe Kraft, der Geist zieht sich trauernd zurück und mit ihm die Poesie.

Von den Charakteren gilt im wesentlichen, was von der Handlung gesagt ist. Jede Person, welche der Dichter einführt, muß am Ganzen partizipieren, sie darf nicht als Staffage hingestellt sein, denn im Roman giebt es nun einmal keine Statisten. Jede Person aber, welche an der Handlung teilnimmt, muß ganz und voll ausgearbeitet sein, — man muß sie, wie Brentano sagt, herumdrehen können — und im übrigen nur jene Stellung im Romanganzen einnehmen, welche ihr ihrer Bedeutung nach zukommt. Es ist verkehrt, wenn einer Nebenperson dieselbe Beachtung geschenkt wird, wie dem Helden; es ist verkehrt, wenn letzterer, auf welchen sich das Interesse konzentrieren soll, hinter den übrigen Gestalten zurücktritt. Der Held muß immer ein Primus sein und als solcher behandelt werden. So viel kann dem Romanschriftsteller als Regel vorgestellt werden, denn alle anderen Anforderungen, welche an die Charaktere einer Dichtung gestellt werden müssen, kann er nur dann erfüllen, wenn er eben ein echter Dichter ist. Interessante Gestalten schafft nur die wahre Begabung auch ohne alle Regel, aber trotz der ängstlichsten Erfüllung aller ästhetischen Gesetze wird der Dilettant eine lebensfähige Gestalt nicht

zu schaffen vermögen. Hierbei muß auch des innigen Zusammenhanges zwischen Handlung und Charakteren gedacht werden: beide müssen einander würdig sein. Da die Geschehnisse eines Romans zum weitaus größten Teil in den Charakteren ihren Ursprung haben, aus dem Widerstreit der Ideeen, welche in den Personen verkörpert erscheinen, entstehen, so ist klar, daß Charaktere und Handlung in einem wechselseitigen Verhältnis stehen. Es ist widersinnig, wenn der Dichter bedeutende Personen in Bagatellen verwickelt, und ebenso, wenn wichtige Begebenheiten geistigen Pygmäen aufgetragen werden.

Im Aufbau der Handlung muß es des Dichters Sorge sein, auf ungezwungene Weise jene notwendige Spannung hervorzurufen, welche den Leser unwiderstehlich zum Weiterlesen reizt. Es giebt Romane, in welchen der Dichter ein Füllhorn von Geist und Poesie ausgegossen hat — da er aber jenes unentbehrliche Element vergaß, ging sein Werk unbeachtet vorüber. Das Geheimnis eines spannenden Aufbaues der Handlung liegt zu allererst in der geschickten Verwicklung der Begebenheiten; dann in der Kunst, nicht zu früh zu verraten, was kommen soll; in der Kunst, durch unerwartete Wendungen die Berechnungen des Lesers — denn jeder Leser berechnet schon zu Anfang einer Erzählung, wie sie enden wird — zu täuschen; endlich in der Kunst, die Handlung in gleichmäßig flottem Gange voranschreiten zu lassen. Bei alledem darf der Dichter aber nie aus dem Auge verlieren, daß die Übersichtlichkeit die Bedingung des Gefallens ist. Mag der Dichter uns in ein Labyrinth von Verwicklungen führen, wir folgen ihm gerne, wenn er uns den unerläßlichen Ariadnefaden in die Hand giebt. Innig verbunden mit der Forderung einer spannenden Handlung ist die zweite: daß alles, was im Roman geschieht, seinen zureichenden Grund habe. Der Zufall, d. h. der sogenannte Zufall, — einen wirklichen

kennt die christliche Weltordnung nicht — welcher so manchem Romanschriftsteller aus der Not helfen muß, darf in der Dichtkunst keine Geltung finden. Da muß das eine aus dem andern mit Notwendigkeit sich ergeben, da muß jede Wirkung ihre genügende Ursache haben; das Kausalitätsgesetz, welches ein notwendiges Denkgesetz, aber kein Produkt der Erfahrung ist, findet in der Poesie volle Anwendung. Im Leben mag ein Ziegelstein „zufällig" vom Dache fallen und einen braven Mann erschlagen — im Roman muß der Dichter jenen Ziegelstein einem Rachedürstenden in die Hand geben und ihn den tödlichen Schlag vollführen lassen; im Leben mag plötzlich ein guter Onkel erscheinen und alle schlimmen Verwicklungen zur allgemeinen Befriedigung lösen — im Roman ist der deus ex machina eine Persönlichkeit, welche erst ihre Papiere vorzuweisen hat.

Das Ende des Romans muß das naturnotwendige Ergebnis der Begebenheiten sein; es muß die Handlung rein abschließen, so daß ein Rest nicht übrig bleibt. Es kann ja sein, oder es ist vielmehr in den meisten Romanen der Fall, daß mit dem Ende des Romans der Roman der auftretenden Personen noch lange nicht zu Ende ist, denn wenn z. B. der Dichter ein paar Liebesleute, welche sich redlich gequält haben, alle Hindernisse ihrer Vereinigung zu überwinden, mit zufriedenem Gesichte an den Altar führt, so könnte ein spottsüchtiger Zweifler sagen: ja, mein Freund, jetzt fängt der Roman ja eigentlich erst an, denn die Ehe ist der Prüfstein der Liebe, — aber nein, der Dichter hat genug gethan, er hat als getreuer Lootse das Schifflein in den Hafen gebracht, was den Passagieren dort noch geschieht, das geht ihn nichts an. In anderen Fällen endet der Tod der Hauptperson den Roman — gut, wenn die Handlung damit nur ihren Abschluß erreicht hat. Immer aber muß der Ausgang ein harmonischer, der christlichen Weltordnung entsprechender sein,

das Gute muß triumphieren. Man denke nicht, daß damit gesagt sein solle, was Schiller an den Dramen seiner Zeit mit den Worten geißelt: „das Laster erbricht sich, die Tugend setzt sich zu Tische“, daß damit einer trivialen Moralanhängerei das Wort geredet werden solle; nein, aber der Roman muß zeigen, daß der endliche Sieg des Guten das eherne Gesetz des Weltalls ist und daß der Triumph des Bösen nur ein vorübergehender sein kann. Die pessimistische Richtung der neueren Litteratur gefällt sich darin, das Böse siegen zu lassen, es stimmt das mit der beliebten Weltanschauung von der Allmacht des Übels. Wir sehen davon ab, daß diese Anschauung eine unchristliche ist — sie ist aber auch eine ästhetisch nicht berechtigte, denn jene poetischen Werke, welche von ihr durchdrungen sind, schließen mit einem Mißklang, während die Poesie uns doch mit dem Leben versöhnen soll. Im einzelnen darf ja das Böse den Sieg davon tragen, wie es das ja auch im Leben thut, aber im Totalen muß das Gute siegreich seine Fahne schwingen. Es muß triumphieren, wenn nicht immer über das Böse, — das wäre ein Optimismus, dessen Berechtigung bestritten werden könnte, — so doch stets trotz des Bösen.

Erfüllt der Roman diese gewiß nicht geringen Anforderungen und erscheint er obendrein ausgestattet mit allem Zauber einer geistvollen und eleganten Darstellung, so wollen wir ihm den Eintritt in die Reihen der Dichtwerke in gebundener Rede nicht versagen, ja, ihn trotz seines bescheidenen Kleides höher stellen als diese, wenn er sie an innerem Gehalt übertrifft. Dabei wollen wir aber gern zugestehen, daß, wenn zwei Dichtwerke sich gleich stehen an innerem Wert, die Krone jenem zuerkannt werden muß, welches sich in rhythmischen Formen uns präsentiert.

I.

Der sociale Roman.

1.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

An die Spitze unserer katholischen Erzähler können wir nur jene Dame stellen, welche recht eigentlich die Schöpferin des katholischen Romans genannt werden kann und mit ihrem außerordentlichen Talente Dichtungen schuf, die uns erfreuen, rühren und erheben; die mit einem seltenen Geistreichtum Wissenschaft, Dichtung und Religion gleichmäßig umfaßte und so kühn wie keine andere dem Un- und Irrglauben in jeder Gestalt den Fehdehandschuh hinwarf: die Gräfin Hahn-Hahn. Sie ist nicht mehr, aber ihre Werke zeugen für sie und halten uns ihren Namen lebendig.

Sie war ein seltener Geist, ihre Thätigkeit war eine seltene, und gleicherweise war ihr Leben ein ungewöhnliches. Bis zu einem gewissen Punkte verschmähte sie es, Wege zu gehen, die aller Wege waren; sie spottete der Menschen und ihrer Satzungen; sie spottete der Religion und ihrer Gebote — sie, die ein so tief religiöses Bedürfnis in sich hegte. Fessellos geriet ihre Phantasie auf Bahnen, die den Dichter und nach ihm den Menschen in den Abgrund stürzen; sie ward die Vorkämpferin der Emanzipation, eine Verbündete des jungen Deutschlands. Da kam die Umkehr. Mit dem erhabenen Mut einer teuer erkämpften Überzeugung verdammte sie ihr bisheriges Leben, ihre ganze Schriftstellerei

und ward eine Leuchte des katholischen Glaubens. Sie gab eine Welt auf, um eine andere zu gewinnen; sie trug Hohn und Spott und gemeine Verleumdung, um sich des endlich errungenen Friedens zu erfreuen.

Ida Gräfin Hahn-Hahn wurde am 22. Juni 1806 als Tochter des durch seine traurigen Extravaganzen in Deutschland berühmten Grafen Karl Hahn auf dem Gute Remplin in Mecklenburg geboren. Ihre Mutter war ein geborenes Fräulein von Behr, eine echt weibliche, stille, häusliche Natur, durchaus das Gegenteil ihres Gemahls. Derselbe Gegensatz fand sich zwischen Ida und ihren drei Geschwistern. Ida, ein hochbegabtes Kind, hatte viel von dem erregten, feurigen Temperamente des Vaters, während die übrigen Geschwister sich mit der Mutter scheu zurückzogen.

Unter solchen Verhältnissen war natürlich eine geordnete, verständige Erziehung unmöglich. Dazu kam noch, daß der Religionslehrer seinen Unterricht in einer ganz ungenießbaren Weise erteilte, trocken, pedantisch, in einer Weise, die gerade die phantasievolle Ida abstoßen mußte, obgleich sie von Natur an religiösen Idealen hing. Sie selbst gesteht: „Nie und zu keiner Zeit habe ich mich darauf besinnen können, was ich in dem Religionsunterricht gelernt.“ Von einer tüchtigen Schulbildung war bei ihrer Erziehung nicht die Rede. Alles, was die Gräfin an geistigen Schätzen besaß, war ihr angeboren oder durch eifrige Lektüre erworben.

So wuchs Ida zu einer anmutigen Jungfrau heran, durch Geist und Bildung hervorragend über alle ihres Kreises. Sie war einundzwanzig Jahre alt, als sie sich am 3. Juli 1826 mit ihrem ältesten Vetter, dem Grafen Friedrich Hahn auf Basedow vermählte. Es war keine Heirat aus Liebe, aber auch keine aus Zwang; sie hatte eben eingewilligt, weil sie Friedrich gut kannte, und weil er ihr Vetter war. Indessen war er kein Mann für eine geistig so hoch begabte Frau,

wie Ida es war. Trotzdem aber fügte sie sich gehorsam all seinen seltsamen Launen und vermied sorgfältig, ihn auch nur im geringsten zu reizen. Der Graf fühlte sich jedoch bei seiner Gemahlin herzlich gelangweilt und verließ sie! Was Gräfin Hahn in jenen Tagen gelitten haben mag, kann keine Feder beschreiben; aber noch in ihren ersten Romanen tönt mancher Schrei, durch bittere Erinnerungen erpreßt, aus dem Herzen hervor. Lektüre und Studium bildeten nun ihre Unterhaltung und einzige Beschäftigung.

Graf Hahn fand bald ein weibliches Wesen, wie er es wünschte und suchte, in der Gräfin Schlippenbach, und nun galt es, sich möglichst bald von Ida scheiden zu lassen. Ein Grund lag allerdings nicht vor, aber er konnte ja bald geschaffen werden. Doch blieb sie standhaft, bis endlich ein Bubenstreich sie bestimmte, in die Scheidung einzuwilligen. Ihr Gemahl hatte eine ihrer Schatullen erbrechen lassen und falsche Briefe hineingelegt. So ward denn die Scheidung im Jahre 1829 ausgesprochen. Noch während ihres Scheidungsprozesses ward Ida Mutter eines Mädchens, schön und lieblich, zu ihrem unsäglichen Schmerze aber leiblich und geistig gelähmt. Sie gab es einer Freundin in Berlin in Pflege, wo es, 24 Jahre alt, 1853 gestorben ist.

Nun stand die Gräfin allein in der Welt, auf sich angewiesen. Sie vermochte es in den engen Kreisen Mecklenburgs nicht mehr auszuhalten, sie sehnte sich hinaus in die Welt, in die Gesellschaft, sehnte sich nach geistigen Genüssen und lebendiger Anregung. In dieser Zeit mag auch wohl zuerst in der genialen Frau der Trieb erwacht sein, Erlebtes und Erdachtes in dichterischer Form nieder zu legen und ihre Seele so von dem Druck der Erinnerungen zu befreien. Aber erst im Jahre 1838 erschien ihr erster Roman: „Aus der Gesellschaft“, nachdem sie vorher drei Bändchen Gedichte veröffentlicht. Bis zu dieser Zeit und lange nachher machte

sie langdauernde Reiseflüge in die interessantesten Erdteile, schrieb, nach Hause zurückgekehrt, ihre Erinnerungen nieder, stellte Notizen zusammen und gab Werke heraus, die das größte Aufsehen in ganz Deutschland erregten, Werke, deren Richtung wir bereits charakterisiert haben. Im Jahre 1835 bereiste sie die Schweiz nach allen Richtungen; 1836—37 ging sie nach Österreich und hielt sich besonders in Wien auf; 1838—39 besuchte sie Italien; 1840 - 41 Frankreich und Spanien; 1842 ging sie nach Dänemark und Schweden hinüber; die Jahre 1843—44 verbrachte sie im Orient (Konstantinopel, Kleinasien, Syrien, Palästina, Ägypten), 1847 wieder in Italien, dann in England und Irland, nochmal in Italien, um sich endlich 1848 in Dresden nieder zu lassen.

Die Honorare brachten der schriftstellernden Gräfin ganz respektable Summen ein, die sie allerdings, um ihre Reiselust befriedigen zu können, auch nötig hatte, denn das ihr bei der Scheidung zuerkannte Jahrgehalt von 6000 Mark verwendete sie fast nur für den Unterhalt ihres unglücklichen Kindes. Übrigens lebte sie durchaus einfach, ja bescheiden, und entfaltete eine wahrhaft großartige Wohlthätigkeit, die freilich die Öffentlichkeit scheute und deshalb lange Zeit eine ihrer unbekannten Tugenden blieb. Nur einer wußte es — Baron Bystram. Der Name dieses eigentümlichen Mannes ist der Gräfin Hahn nach ihrer Konversion nicht mehr über die Lippen gekommen, und doch war er durch länger als zwanzig Jahre hindurch ihr Freund und stetiger Begleiter auf all' ihren Reisen. Sie hat ihn geliebt mit aller Kraft ihres tieffühlenden Herzens — und doch wurde sie nicht seine Gattin. Weshalb nicht? Sie liebte ihn nicht, wie eine Gattin den Gatten lieben muß; ihr Gefühl war mehr eine glühende Freundschaft, das Gefühl, an ihm, dem echtadeligen, starkmütigen Manne eine Stütze zu haben in ihrer Einsamkeit.

Aber noch ein anderer, weit tieferer Grund hielt die Gräfin Hahn, die geschiedene Frau, ab, sich mit dem Witwer Bystram zu vermählen: ihre Abneigung gegen die Ehe. Hauptgrund dafür waren wohl ihre überaus bitteren Erfahrungen, welche sie dahin gebracht hatten, die Ehe nicht als eine der heiligsten Institutionen des socialen Lebens, nicht als eine von Gott gesegnete Einrichtung, sondern als eine für die Frau schmachvolle Fessel zu betrachten.

Daß sie in der That Bystram nur als den starken, heißgeliebten Freund und Beschützer ansah, geht auch daraus hervor, daß sie im Jahre 1836 in Greifswald von heftiger Leidenschaft für einen jungen Assessor am dortigen Appellationsgericht, Heinrich Simon, ergriffen wurde. Es war das im fünften Jahre ihrer engen Bekanntschaft mit Bystram. Heinrich Simon stand in einem Alter mit der Gräfin Hahn; er zählte einunddreißig Jahr. Als er sie zuerst sah, war der Eindruck nicht überwältigend für ihn, wie romantische Seelen sich so gern vorstellen und ausmalen. Bald aber trat an Stelle der ruhigen Betrachtung des anmutigen Frauenbildes Bewunderung, und diese machte endlich einer heißen Liebe Platz. Ähnlich erging es der Gräfin. Bald kam die Entscheidung. Simon bot ihr seine Hand an — sie schlug sie aus! Und doch liebte sie ihn, wie eine Gattin den Gatten lieben muß! Ob auch hier dieselben Gründe für die Ablehnung geltend waren, wie bei Bystram — wer weiß es? Eine ihr nahestehende Dame glaubt behaupten zu dürfen, der Rangunterschied habe sie zurückgehalten, ihr Jawort zu geben. Simon beobachtete ihren inneren Kampf und zog seinen Antrag starken Herzens zurück. Bystram blieb der Gräfin Hahn ein treuer Freund, wenngleich mit blutendem Herzen. An seinem Troste richtete sich die Gräfin, welche noch nicht gelernt hatte, den Born ewigen Trostes zu suchen, wieder auf. Im Jahre 1849 raffte der Tod ihren

Freund hinweg; sie stand wiederum allein in der Welt, allein ohne Trost und ohne Halt.

Was Wunder, wenn eine der Gräfin in jener Zeit nahestehende Dame, eine Protestantin, aus diesen Schicksalsschlägen den Schluß ziehen zu dürfen glaubt, sie sei „mit der ganzen Glut eines zerschlagenen Herzens, dem soeben ein geliebtes Idol entrissen," katholisch geworden. Das widerspricht aber den Thatsachen schnurgerade; die Ursachen ihrer Konversion liegen tiefer. Die Gräfin Hahn besaß von Natur ein tiefes religiöses Gefühl, das sich freilich mehr in unbestimmter Schwärmerei, als in konfessioneller Bestimmtheit kundgab. Ihre Romane sowohl wie ihre Reisebeschreibungen geben davon genügend Zeugnis. Aber über den Inhalt der Religion war sie sich nicht klar. Ihre Seele strebte unabläſſig nach der wahren Erkenntnis, unabläſſig, das Ziel des Menschen auf Erden zu ergründen. Und, starken Geistes, wie sie war, schreckte sie keineswegs zurück vor den Resultaten ihrer Studien. Wahrheit! war ihr einziger Gedanke. Sie las Fenelon, Augustinus, Thomas von Kempen, dann aber auch Geschichtswerke im weitesten Umfange — „Bücher, in denen Luther gewiß ganze Scharen von blauen Enten meiner subjektiven Deutung und Meinung entdeckt haben würde" — sagt sie selbst. Sicher aber ist, daß auch sie selbst anfangs gar vieles an den Büchern, welche die höchsten Fragen der Menschheit behandelten, auszusetzen fand, denn sie war eine Frau von ungemein selbstbewußtem, selbständigem Geiste und scharfer Logik. Es war unmöglich, sie mit blendender Worte Schimmer zu fangen, durch Phantasie Einfluß auf ihr Denken zu erlangen. Sie wollte klar sehen immer und überall, wollte lebendig durchdrungen sein von allem, was sie als wahr in ihre Seele aufnahm. Sie wollte vor allen Dingen wissen. Schon hieraus widerlegt sich vollständig die Annahme, als ob ihre Konversion die That der Verzweiflung

gewesen. Sie war im Gegenteil ein langdauernder Prozeß, der bei einem Geiste, wie dem der Gräfin Hahn, mit zwingender Notwendigkeit zu diesem Resultate führen mußte.

Das nächste war natürlich die Überzeugung der inneren Haltlosigkeit des Protestantismus. Hatte sie auch die wahre Religion noch nicht gefunden, so war sie doch in der Erkenntnis soweit vorgeschritten, die falsche erkennen zu können. Den Eindruck dieser eifrigen Studien verstärkten wirkungsvoll persönliche Erfahrungen im Leben, namentlich die Anschauung und Beobachtung katholischer Sitte und Gesinnung in katholischen Ländern und Gegenden.

So gewinnen wir überall die Überzeugung, daß die Konversion der Gräfin Hahn das Endresultat eines langjährigen Seelenprozesses, eines siebenjährigen Krieges gegen überlieferte Anschauungen und eigene Hartnäckigkeit war.

Im Jahre 1847 machte sie eine Reise nach England und mietete sich nach ihrer Rückkehr still in Dresden ein. Ihre Zeit widmete sie ernsten Studien. Ende 1849 faßte sie ihren Entschluß und wandte sich an den Fürstbischof von Breslau, Diepenbrock. Dieser wies sie an den Herrn von Ketteler, damals Propst in Berlin. Am 26. März 1850 legte sie in dessen Hände ihr Glaubensbekenntnis nieder.

Mit vollster Überlegung, mit aller Klarheit und Unbeugsamkeit des Willens, mit unerschütterlicher Überzeugung hat die große Frau den entscheidenden Schritt gethan. Und nun nahte ihr, was sie ein ganzes langes Leben mit jammernder Sehnsucht gesucht: die Beglückung eines festen Glaubens.

Das äußere Leben der gottbegnadigten Dichterin lenkte nun in friedliche Bahnen; ihr inneres aber entzieht sich der Beobachtung, soweit es nicht aus ihren neueren Werken erkenntlich ist. Sie bezog in Mainz eine bescheidene Privatwohnung, eifrig damit beschäftigt, dort ein Kloster vom guten Hirten zu gründen. Als ihr das gelungen, und einige

Schwestern aus dem Mutterhause in Angers übersiedelt waren, erbat sie sich ein Zimmerchen im Kloster, „groß genug, um einen Tisch und Stuhl und Bett zu fassen," und lebte da dreißig Jahre, nach allen Seiten wirksam auftretend, eine große Wohlthätigkeit entfaltend und die katholische Welt mit den herrlichen Blüten ihres ungeschwächten Talentes beschenkend.

Ende 1869 machte sich die 61jährige Frau nach Rom auf, der großartigsten Kundgebung des Katholizismus im neunzehnten Jahrhundert, dem vatikanischen Konzil, beizuwohnen. Von Rom aus richtete sie an die bekannte Mainzer Monatsschrift: „Der Katholik" eine Reihe von Briefen, in welchen sie ihrer Begeisterung für die erhabene Sache der katholischen Religion beredten Ausdruck verlieh.

Körperliche Leiden sollten der vielgeprüften Frau nicht erspart bleiben. Sie wurde an dem noch gesund gebliebenen Auge fast ganz blind und litt in den letzten Jahren so sehr an Schwäche, daß sie nicht mehr zu gehen vermochte. Im Dezember 1879 stellte sich eine Herzerweiterung ein, die am 12. Januar 1880 ihren Tod herbeiführte.

Nachdem die gefeierte Schriftstellerin zur katholischen Kirche übergetreten war, büßten die Erzeugnisse ihrer Muse in den Augen nichtkatholischer Kritiker und Litteraturhistoriker bedeutend an Wert ein. So kommt es, daß die katholischen Romane der Gräfin Hahn in den verbreitetsten Litteraturgeschichten entweder gar nicht oder mit starker Geringschätzung erwähnt werden. In der neuesten Auflage von Bartheļs Litteraturgeschichte heißt es auf Seite 926 ganz lakonisch: „. . . . . hat bis 1864 noch zehn neue Romane ediert, die man wohl noch in Leihbibliotheken finden kann. . . . . . Jetzt scheint ihr Ruhm verschollen zu sein." Jawohl, bei dem neuen Bearbeiter der Barthelschen Litteraturgeschichte, Professor Roepe, jedenfalls! Aber auch jene Kritiker, von

denen in den vierziger Jahren jeder neue Roman der Gräfin Hahn als ein hervorragendes Kunstwerk, als ein Ereignis in der Litteratur gepriesen wurde, auch diese haben später kaum ein Wort der Erwähnung für die außerordentliche Thätigkeit derselben Schriftstellerin auf dem Gebiete der katholischen Litteratur gehabt. Und doch muß jeder Vorurteilsfreie bei Vergleichung ihrer früheren und späteren Romane gestehen, daß ihre schöpferische Kraft dieselbe geblieben und ihr Darstellungstalent gewachsen ist. Nur der Gedankeninhalt wurde ein anderer, von Grund aus ein anderer. Der Gedankeninhalt, die Weltanschauung, die Gesinnung eines Dichters aber dürfen auf den Kunstrichter nie einen solchen Einfluß ausüben, daß er nur um derenwillen ein allumfassendes Verdammungsurteil ausspricht. Wohin würde eine solche Voreingenommenheit führen? Zur Verurteilung eines jeden dichterischen Werkes, dessen Richtung nicht mit den eigenen Ansichten übereinstimmt.

Nun muß ich aber gestehen: es war eine seltsame Lektüre, die Lektüre der vierzehn je zweibändigen Romane der Gräfin Hahn-Hahn! Ich fühlte mich bewegt von den widersprechendsten Empfindungen. In diesem Augenblicke war ich hingerissen von Bewunderung für eine so gewaltige, eine so durchgebildete Dichtkraft; für einen so reichen geistigen Gehalt; in jenem hatte ich Mühe, meinen Widerwillen zurück zu halten; bei diesem Romane hätte ich wohl einem Verehrer (Heinrich Simon) der ehemaligen Gräfin Hahn zustimmen mögen, der da sagte, ihre Dichtungen würden ein ebenso langes Leben haben als die Werke Schillers und Goethes; und bei einem andern Roman mußte ich all' meine Willenskraft, all' meine kritische Gewissenhaftigkeit zusammen nehmen, um ihn nicht halbgelesen beiseite zu werfen. Und woher dieser Kampf widersprechendster Gefühle bei derselben Schriftstellerin, in deren Werken doch schließlich ein und dasselbe Blut fließt?

Er entspringt wohl aus dem unwiderstehlich sich aufdrängenden Gefühl, daß in der Dichterin zwei Naturen sich gegenüberstehen, oder, besser gesagt, zwei mächtige Gewalten, die, wenn sie harmonisch sich in ihr hätten verbinden können, die Dichterin zum Höchsten befähigt haben würden, so aber sie nie zur Ruhe und nie zum selbstgenügenden Schaffen gelangen ließen.

Auf der einen Seite steht die holde, menschenbeglückende Muse, welche nichts will als erheben, rühren, erheitern; auf der andern Seite die ernste, strenge Religion, welche gar zu gern die bezaubernde Muse gebrauchen möchte, um die Herzen der Menschen um so leichter an sich ziehen und fesseln zu können. Und sie hat die größte Macht über unsere Dichterin. Ihr zuliebe hat sie der Muse entsagen und ganz ihrem Dienste sich widmen wollen; ihr zuliebe hat sie mit allem gebrochen, was ihr lieb und teuer war; ihr zuliebe hat sie der Welt entsagt, welche huldigend zu Füßen lag; ihr zuliebe hat sie ihr ganzes früheres schriftstellerisches Wirken in großartiger Weise verleugnet.

Und die Religion? Wie hat sie das reuige Weltkind für die schmerzlichen Opfer entschädigt? Sie gab ihm die lang ersehnte Ruhe des Herzens, stillte seine unendlichen Wünsche und stellte all' seinem irdischen Streben ein himmlisches Ziel. Dankbar schaute die Gräfin auf zu ihrer liebreichen Tröfterin, sie versenkte sich ganz in das Studium der Dogmen, der Kirchenväter und in die Schriften heiliger Frauen.

Sie war glücklich, jetzt einen sichern Halt, einen Anker in den Stürmen des Lebens und des Geistes gefunden zu haben. Aber waren es auch die andern? Waren es auch ihre ehemaligen Gespielen, die Freundinnen ihrer Jugend? Waren es auch die Männer, welche sie achten gelernt, und jene, welche einst zu ihren Füßen lagen?

Sie waren es nicht, sie wußte es, sie kannte die Inhaltsleere ihrer Gesellschaftskreise — es fehlte ihnen das Vertrauen, der Glaube. Und da erwachte die Dichterin. Sie wollte dem Talent, welches sie früher mißbraucht hatte, eine höhere Weihe geben, indem sie der Gesellschaft ihr eigenes Bild vorhielt und sie auf die einzige Grundlage wahren Glückes aufmerksam machte. Sie wurde wieder Romanschriftstellerin.

Aber in dem feurigen Bestreben, ihrem Dichten den Stempel höherer Weihe aufzudrücken, verschob sie die Grenzen der Poesie, zog vieles hinein, was ihr ewig fremd bleiben muß: die Besprechung dogmatischer Fragen, das verstandesmäßige Abwägen des für und gegen. Sie erhob ihre Dichtungen durch erhabene Ideeen hoch über das Maß alltäglicher Lektüre, verwischte aber auch nicht selten die Grenzen der Dichtkunst. Welchen ungeheuern Platz nehmen z. B. in „Maria Regina" die Gespräche über Religion und Politik fort! Die Dichterin hat diesen Roman, den ersten nach ihrer Konversion, geradezu zu einer Encyklopädie religiöser und politischer Fragen gemacht. In allen späteren Werken hält sie weit mehr Maß — es erscheint fast, als hätte ihr ästhetisches Gefühl und ihr künstlerisches Bewußtsein sie stutzig gemacht. Sie riß sich los und ließ ohne Reflexionen ihr dichterisches Feuer sich ergießen. Und so hat sie jedenfalls ihre besten Romane geschaffen. Denn hier spielt die Religion nicht die bloß äußerliche Rolle, Gegenstand von Gesprächen und Wortstreiten zu sein, sondern sie bildet den Mittelpunkt, von welchem alles ausgeht und auf den sich alles bezieht. Aber nicht lange, dann tritt der Gedanke wieder anmaßlich in den Vordergrund, und die Poesie muß bescheiden in ein Eckchen flüchten.

So ist es in allen neueren Romanen unserer Schriftstellerin: überall derselbe Kampf zwischen künstlerischer

Schaffenslust und der Neigung, sich in Reflexionen über religiöse Dinge zu ergehen. Diesen verhängnisvollen Zwiespalt nimmt auch der oberflächliche Leser sofort wahr an der fast nervösen Eile, mit welcher die Dichterin in manchen Romanen von einem Ereignis zum andern eilt, ohne jene sanften Übergänge, welche ein wesentliches Erfordernis der erzählenden Dichtkunst sind, und welche besonders überall dort zur Anwendung kommen müssen, wo das weite Gebiet des oft widerspruchsvollen Seelenlebens betreten und bebaut wird.

Denn das ist das Feld, auf welchem sich die Handlung in den Romanen der Gräfin Hahn ausschließlich bewegt. Äußere Handlung ist nur sehr wenig zu finden. Alle Kunst, welche der Dichterin in so reichem Maße zu Gebote steht, verwendet sie auf die Darstellung der Leidenschaften und die Charakteristik der Personen. Man hat ihr diesen Mangel an äußerer Handlung zum Vorwurf gemacht — wie ich glaube, mit Unrecht. Denn man kann doch vom Erzähler nichts anderes fordern, als daß er unsere Teilnahme erwecke und fessele, bis er seinen Bericht geschlossen. Erfüllt er diese Forderung in vollkommener Weise, so kann es, denke ich, dem Leser gleichgültig sein, mit welchen Mitteln der Dichter sein Ziel erreicht hat. Was heißt denn überhaupt „Handlung" im Sinne der erzählenden Dichtkunst? Doch nichts anderes, als daß etwas geschieht. In den Romanen der Gräfin Hahn geschieht aber vieles, sehr vieles sogar. Aus Kindern der Welt werden wahrhafte Christen; leidenschafterfüllte Menschen werden gezähmt durch den Einfluß der Religion. Das sind die Grundzüge des dichterischen Schaffens unserer Schriftstellerin nach ihrer Bekehrung. Sie bilden den vollkommenen Gegensatz ihrer früheren Thätigkeit. All' ihre neuen Romane sollen gleichsam Beweise für die Haltlosigkeit der in ihren ersten Werken verfochtenen Grundsätze sein. Zunächst wird dargethan, daß ohne den Glauben es für den gebildeten

Menschen keinen moralischen Halt giebt, daß er ohne denselben hin- und herschwanken müsse, wie ein Rohr im Winde. Diesen Halt bietet aber nicht eine jede Religion, sondern nur die katholische Kirche. Sie verleiht ihren treuen Bekennern eine Stärke, welche den an sich willensschwachen Menschen in allen Stürmen des Lebens aufrecht erhält. Die glaubenslosen und glaubensschwachen Personen ihrer Romane von diesen von ihr tief gefühlten Wahrheiten zu überzeugen, ist das eifrige Bestreben der Dichterin. Um den Leser — das spricht für ihren künstlerischen Takt — bekümmert sie sich dabei nicht; wenn derselbe sich aus dem Erzählten eine Lehre ziehen will zum Heile seiner Seele, so mag er es thun; sich mit ihm in direkte Verbindung zu setzen — wie ihre spanische Gesinnungsgenossin Caballero es so gern thut — das erlaubt ihr das Gesetz der Objektivität nicht. Desto mehr Sorgfalt verwendet sie darauf, den Glaubenswechsel dichterisch zu begründen und ihn als notwendig zum Glücke der Personen hinzustellen. Der Entwickelungsgang besteht gewöhnlich darin, daß die zu bekehrende Person sich nach und nach gänzlich verlassen fühlt, wenngleich äußerer Glanz und Reichtum sie von allen Seiten umgeben. Dazu kommen tiefeingreifende Unglücksfälle, welche geeignet sind, die Seele vom Irdischen ab- und zu Gott zu wenden. Die Folge ist also eine Konversion. Doch sind es selten Männer, die sich bekehren, vielmehr in den meisten Fällen Frauen, Weltdamen, welche reuig in den Schoß der Mutterkirche zurückkehren. Nur dreimal hat die Dichterin auch Männer zu Proselyten gemacht: zweimal schwärmerische Jünglinge, das letzte mal einen vollgesättigten Weltmann. Alle drei aber werden durch Frauen bekehrt. Die einen durch ihre Geliebten, die dritte durch seine wiedergewonnene Gemahlin (in „Nirwana“).

Doch, so anziehend auch diese Entwickelungsgänge dargestellt sind, darin liegt die inhaltliche Bedeutung der Hahn-

Hahnschen Romane keineswegs; sie liegt in der Darstellung leidenschaftlicher Verirrungen, welche namentlich in „Nirwana“, in „Vergieb uns unsere Schuld“, in „Die Erzählung des Hofrats“ und in „Geschichte eines armen Fräuleins“ aufs prächtigste geschildert werden. Hier ist es ihr namentlich um den Nachweis zu thun, daß die im Rausche der Leidenschaft geschlossene Ehe nie von wahrem Glücke begleitet ist, weil die Beteiligten nicht die nötige Geistesfreiheit besitzen, um die Bedingungen eines glücklichen Zusammenlebens zu erkennen, so daß bald Unbehagen, Erkaltung und endlich gänzliche Entfremdung eintritt; ferner daß für die eheliche Eintracht Standesgleichheit der Gatten durchaus nötig sei. Beide Themen behandelt sie in mannigfaltigster, manchmal ganz überraschender Weise.

Daß sich hieraus eine ganz bedeutende Handlung aufbauen läßt, wird wohl niemand bestreiten wollen; nur entzieht sie sich meist dem äußern Auge, wie innerhalb eines Familienkreises radikale Veränderungen vorgehen können, ohne daß der Fernstehende etwas von ihnen bemerkt. Wenn aber der Leser einmal einen Blick in diese herrliche innere Welt gethan hat, so entbehrt er gern äußere Reizmittel.

Wenn er aber dafür etwas mehr Feuer und etwas weniger Gelassenheit in Darstellung der Leidenschaften wünscht, so müssen wir ihm vollständig recht geben. Unsere Dichterin scheint sich in der That vor jedem Ausbruch elementarer Leidenschaft zu fürchten, sie hält sich fern von ihm. Und wenn ja einmal durch die Notwendigkeit der Handlung ein Ausbruch erfolgt, so läßt sie ihn sanft vorübergehen; sie stellt den Leser in weite Entfernung von dem erschütternden Ereignis. So sieht der Leser auf Stundenweite wohl den weißen Schaum, welchen die Brandung emporwirbelt, hört aber nicht das ohrenzerreißende Donnern der Wogen, sieht in weiter Ferne das Wetterleuchten, hört aber nicht den

Donner. Was Wunder, wenn auf diese Weise manchmal Seelenzustände vorgeführt werden, welche unserer gegenwärtigen Zeit fast völlig fremd geworden sind, die uns kaum glaublich erscheinen! Wie z. B. die jungen Damen den Heiratsantrag eines geliebten jungen Mannes überlegen, um nach vier Wochen ihr Jawort zu geben — das mutet einen an wie „ein Märchen aus uralten Zeiten“, denn heutigen Tages werden Verlöbnisse kaum noch in dieser Weise geschlossen. Unsere jungen Damen gehen nicht erst in die Kapelle, am Altare um Erleuchtung des Herzens zu bitten; höchstens gehen sie für einen Tag in ihr stilles Kämmerlein, damit der Bewerber nicht etwa meine, man habe auf ihn gewartet. Unsere Dichterin bewahrt in dieser Beziehung eine strenge Zurückhaltung, wie sie bei keiner anderen Schriftstellerin zu finden sein dürfte; sie scheint zu glauben, daß es Pflicht der jungen Leute sei, ihr Gefühl möglichst zurückzudrängen.

Das Unnatürlichste in dieser Weise leistete sie in „Eine reiche Frau“. Silvia läßt sich nach ihrer ganzen Charakteranlage gewiß nicht von religiösen Bedenken in ihrem Thun und Lassen beschränken; und doch, wie seltsam äußert sich ihre Neigung zu Paul von Western! Nirgend eine Erhebung des Gefühls, nirgend ein zärtliches Wort, wie ein liebendes Herz sie doch in Fülle auf der Zunge hat!

Man kann diese Verhüllung der Leidenschaften unserer Dichterin kaum übel nehmen; spielen ihre sämtlichen Romane doch in einer Sphäre, in welcher schon das Kind gewöhnt wird, seine Empfindungen zu verbergen; in jener Sphäre, wo unter einem lächelnden Antlitz das Feuer verzehrender Leidenschaft glühen muß, in adeliger Sphäre. Und zwar behauptet sie dieses Feld mit einer völligen Ausschließlichkeit. Für die Gräfin Hahn=Hahn scheint es keine andere Klasse als die aristokratische zu geben; sie hatte auch später noch dieselben Vorurteile, welche sie vielleicht veranlaßten, Heinrich

Simons Anträge abzulehnen; dieselbe Gesinnung, welche sie bei Ausbruch der Berliner Märzrevolution hegte, als der Name des einst so heiß geliebten genialen Demokraten nicht mehr vor ihr genannt werden durfte. Die Gräfin Hahn-Hahn aber hat nirgends dem Volke ein dichterisches Recht gelassen; sie hat es aus ihren Romanen verbannt und dem Adel allein Platz gelassen. Daher, und nicht so sehr, weil es ein Princip unserer Religion ist, rührt denn auch ihre entschiedene Abneigung gegen jede Erhebung wider die vorgesetzte Gewalt, weil eine solche auch zugleich gegen den Adel gerichtet ist. Namentlich in „Maria Regina“ macht sie ihrem Grolle gegen das aufrührerische Volk Luft und legt an einer Stelle einer Person die Worte in den Mund: „Deutschland hat nicht genug Stimmen, um zu klagen und zu weinen über seinen tiefen Fall.“ Was Wunder, wenn die Gräfin sich fürchtet, mit dem fünften Stande, dessen derbe Fäuste bei Revolutionen die Hauptrolle spielen, in Berührung zu kommen! Wenn sie einmal herniedersteigt in eine ärmliche Hütte, so entsetzt sie sich vor der Verlassenheit, der beklemmenden Öde, vor dem Mangel an Luft und Licht und flieht zurück in ihren wohldurchwärmten, von den feinsten Parfums duftenden Salon.

Freilich glaube ich kaum, daß die dichterische Kraft der Gräfin Hahn-Hahn ausgereicht hätte, um das Leben des Volkes mit derselben Anschaulichkeit darzustellen, wie ihre Kolleginnen in der Weltlitteratur: George Sand, Fernan Caballero, Eliot es gethan haben. Ihrem ganzen Wesen nach steht sie dem Volke abwehrend gegenüber; ihr Bildungsgang hat sie vor plebejischen Einflüssen bewahrt, und in ihrem Salon, wenn dort auch der Bürger vereinzelt vertreten war, konnte sie das Volk nicht studieren. So wäre es ihr denn unmöglich gewesen, sich in die Lage einer Frau aus dem Volke zu versetzen, welche sich von ihrem Gatten

verlassen sieht; meisterhaft aber versteht sie es, dieselbe Situation ins Adlige zu übersetzen und die Lage eines adligen Ehepaares zu schildern, welches sich gegenseitig völlige Freiheit der Bewegung zurückgegeben. Da ist sie zu Hause, da zeigt sie eine Kenntnis verborgener Zustände, eine Feinheit der Beobachtung, einen psychologischen Scharfblick, der in der That in Erstaunen setzen muß. Kein adliger Herr, der jemals die feine Grenze des Gentlemantums überschreitet, keine adlige Dame, welche jemals aus ihrer Rolle fällt! Sorgfältig ist der Ton der feinen Welt gewahrt, niemand kann sich über ein Überschreiten beklagen. Innerhalb dieser engen Schranke aber weisen die katholischen Romane der Gräfin Hahn eine Fülle wahrhaft interessanter und mit vollendeter Kunst dargestellter Charaktere auf, eine Galerie hoch dichterischer Gestalten, namentlich echt weibliche, welche, wie schon aus den Titeln der meisten Romane hervorgeht, überhaupt vorwiegen. In erster Reihe stehen die prächtigen Gestalten zärtlicher Mütter, welche in dem Streben, ihre Kinder glücklich zu machen, gänzlich aufgehen. Unter diesen ist in ästhetischer Hinsicht ein wahres Meisterwerk die Frau von Derthal in „Doralice", welche die schwere Aufgabe vor sich hat, fünf schöne, aber unbemittelte Töchter unter die Haube zu bringen. Aber sie löst ihre Aufgabe mit einer für das männliche Geschlecht äußerst gefährlichen Geschicklichkeit. Zuerst studiert sie den Charakter des ins Auge zu fassenden jungen Mannes, erspäht seine schwachen Seiten, seine Lieblingsneigungen, seine Gesinnungen. Kennt sie diese einmal, so ist sicher zu hoffen, daß sie nie mit ihm in Widerspruch gerät, denn stets weiß sie klug einzulenken. So angelt sie denn für ihre Töchter reiche und angenehme Gatten — freilich sind alle akatholisch — aber was schadet das? Sind doch alle Christen und glauben doch alle an Einen Gott! Nicht minder gelungen ist Madame Proft,

nachmalige Baronin von Grünerode, in „Geschichte eines armen Fräuleins“, eine Weltdame in des Wortes bester Bedeutung. Lax in ihren Religionsansichten, denkt sie immer nur an die Zeitlichkeit; die Ewigkeit nimmt in ihren Berechnungen nirgends eine Stelle ein. Ihren Mann lieben, ihre Kinder glücklich machen, ihren Haushalt in musterhafter Ordnung halten, das sind ihre drei Glaubensartikel, damit füllt sie ihr Leben aus. Gutzkow hatte eine ganz ähnliche Figur geschaffen in Frau Schlurck („Ritter vom Geiste“), welche Kreißig „die stets niedliche, wie aus dem Ei genommene, aus dem Vollen wirtschaftende, lebende und leben lassende Berlinerin“ nennt.

Dem gegenüber sind die Gräfinnen von Euben in „Nirwana“ und von Argenfels in „Die Erzählung des Hofrates“ fromme Damen, welche nur bestrebt sind, ihre Kinder in der Furcht Gottes zu erziehen. In „Maria Regina“ sind die Gräfinnen, so kurze Zeit sie auch dem Leser nur vorgeführt bleiben, Figuren, die man so leicht nicht vergißt. Die freundliche Gräfin Euben ist besonders anziehend; man lächelt zwar über ihre harmlose Rechthaberei, läßt ihr aber gern das letzte Wort, gerade wie ihre Kinder es thun.

Aber auch energische weibliche Charaktere kann die Hahn-Hahn schildern; ich erinnere nur an Theophile in „Die Erzählung des Hofrates“, welche mit eiserner Konsequenz an ihren Entschlüssen festhält und selbst durch den teilweise selbst verschuldeten Tod des geliebten Sohnes nicht wankend gemacht wird.

In zweiter Reihe stehen die „sündigen“ Weltkinder, jene leichten, flatterhaften, reizenden Geschöpfchen, welche das Leben mehr lieben als den lieben Gott, und es ungemein langweilig finden, auf die Ratschläge einer strengen Mutter zu hören oder gar ihnen zu folgen. Ist es doch viel unterhaltender, den galanten Worten und Liebesbeteuerungen angenehmer

junger Männer zu lauschen! Freilich ist die Mama, die böse prosaische Mama, die bei allen Heiraten nur auf Rang und Reichtum sieht, gar nicht mit der Neigung des Töchterchens einverstanden — aber was will sie machen? Das Ding hat nun einmal einen eigenen Willen, ist sonst sehr nachgiebig, aber in diesem Punkte äußerst halsstarrig.

Man denke aber ja nicht, daß die Dichterin diesen liebreizenden Kindern günstig sei — im Gegenteil, sie möchte sie gern bei dem Leser in Mißkredit bringen. Ich wette aber, daß ihr das nur halb gelungen ist — der beste Beweis für ihre ursprüngliche Dichtkraft.

In dritter Reihe stehen fromme schöne Jungfrauen, deren ganzes Sinnen und Trachten nur auf das Jenseits gerichtet ist; die keinen andern Gedanken haben, als wie sie Gott am wohlgefälligsten dienen können. Gerade diese Figuren sind einigen Kritikern ein Dorn im Auge, sie werden von ihnen behandelt, als hätten sie keine Existenzberechtigung. Nun kann allerdings nicht geleugnet werden, daß Charaktere, deren Sinnen und Trachten auf irdische Ziele nicht gerichtet ist, eben auch nicht sehr geeignet sind, im Romane dargestellt zu werden. Man will doch im Romane vor allem Leben und Leidenschaft, passive Charaktere gehören nicht dorthin. Aber die frommen Gräfinnen der Gräfin Hahn sind so eigen geartet, daß man sie, trotzdem sie keine Bewegung in die Handlung bringen, liebgewinnt. Man nehme nur einmal die hervorragendste dieser Gestalten, Regina, in dem gleichnamigen Romane. Sie kennt nur ein Ideal: ein gottgeweihtes, dem Irdischen abgetrenntes Leben; nur ein Ziel: das Kloster. Sie steht inmitten einer Gesellschaft, die für ihren innern Trieb kein Verständnis hat. Der Vater schilt ihre Thorheit und will sie verheiraten; Orestes lacht sie aus, Florentin äußert sich noch ärger, Uriel denkt zum mindesten, sie passe eher zu seiner Frau als zu einer Nonne; Tante

Isabella, die ihren Gatten nur ein Jahr besessen und aus den Flitterwochen nicht herausgekommen ist, jammert, daß das gute Kind die Freuden der Ehe nicht genießen solle — nur Onkel Levin und Vetter Hyacinth stehen ganz auf ihrer Seite. Nun denke man aber ja nicht, daß Regina ohne alles Interesse für ihre Umgebung weiterlebe, daß sie allem, was nicht das Kloster angehe, gegenüber sich apathisch verhalte — wenn das wäre, so könnte sie ja nicht Heldin eines Romanes werden — im Gegenteil, sie lacht mit und scherzt mit, reitet aus und geht auf den Ball; hört freundlich die Erzählungen kleiner Leiden und Freuden, kurz, sie lebt mit, stets aber eingedenk ihres einzigen Zieles. Ein solcher Charakter flößt selbstverständlich nicht jenes spannende Interesse ein, wie ein Frauenherz in Liebes-Lust und -Leid es thut — aber er verdient in keinem Falle die schnöde Verurteilung so mancher Kritiker. Ich begreife nicht, wie Heinrich Kurz angesichts einer solchen Frauennatur über die neuen Romane der Gräfin Hahn-Hahn das verächtliche, durchaus ungerechte, fast böswillig scheinende Urteil fällen konnte: „Wie sie (die Gräfin Hahn) in den früheren die sinnliche Geschlechtsliebe mit Opposition gegen Gesetz und Sitte, die Verherrlichung des emancipationssüchtigen Weibes darstellt, so wurde die mystische Liebe mit sinnlichem Beigeschmack der Stoff ihrer späteren Romane." So urteilt nur Unkenntnis und Voreingenommenheit!

Mit den Männercharakteren hat unsere Dichterin, wie gewöhnlich dichtende Frauen, wenig Glück; sie treten auch nur wenig auf. „Maria Regina" ist der einzige Roman, in welchem eine größere Anzahl von Männern vorgeführt werden. Am besten gelingen ihr bejahrte, humoristische Herren. Geradezu meisterhaft unter diesen ist der Baron von Uglas in „Erzählung des Hofrats".

Durchaus mißlungen ist Paul von Western in „Eine reiche Frau". Die Dichterin wollte schildern, wie die Leiden-

schaft des Spiels einen jungen Mann nach und nach in die tiefste moralische Verderbnis stürzt — an diesem Paul von Western ist aber nichts, das uns ihn interessant machen könnte.

Hier will ich noch anschließen, daß jeder Roman uns die reizendsten Bilder schönen Familienlebens bietet, Bilder so anheimelnd und erfreuend, wie sie nur der echte Dichter schaffen kann. Wie viel höher sind die Schilderungen der Gräfin Hahn=Hahn anzurechnen, welche das Familienglück doch nur aus der Beobachtung anderer kennt! Diese lieblichen Schilderungen sind ganz geeignet, uns mit den aristokratischen Gelüsten der Dichterin zu versöhnen. Dazu kommt noch, daß die exklusive Haltung ihrer Romane der Dichterin Gelegenheit gab, ihre großen Kenntnisse aller anziehenden Länder vor dem Leser auszubreiten. Denn „die Mittel erlauben es" den Personen ihres Romans, sich nach Willkür in der ganzen Welt zu bewegen, diesen Winter auf Madeira und jenen in Nizza zu verleben, heute nach Ägypten aufzubrechen und nach einem halben Jahre am Rhein herumzupilgern. Die Gräfin Hahn=Hahn hat von der ihr durch die Lebensstellung ihrer Helden gebotenen Erlaubnis, die Welt zum Schauplatze ihrer Romane zu wählen, reichlich Gebrauch gemacht. Dieselbe Unruhe, welche einst sie selbst von einem Lande zum andern trieb, lebt wieder auf in ihren Romanen zur Freude der Leser. Denn nirgends giebt es in Europa ein schönes Plätzchen, welches unsere Dichterin nicht besucht, nirgends eine interessante Stadt, die sie nicht zu Fuß durchwandert, nirgends ein dichterisch aufzufassendes Moment, welches sie nicht im Sinn behalten. Und alle ihre Eindrücke bietet sie in freigebigster Weise dem Leser, ohne ihn zu ermüden. Alle ihre landschaftlichen Schilderungen sind fesselnd, frisch, anschaulich.

2.

Ferdinande Freiin von Brackel.

Im Jahre 1875 erschien von der oben genannten Erzählerin, welche bis dahin nur durch einen kleinen Band „Gedichte“ in engeren Kreisen bekannt geworden war, der Roman: „Die Tochter des Kunstreiters“, welcher sie mit einem Schlage in die Reihe unserer besten Romandichter versetzte. Sie trat, wie Franz Hülskamp damals in seiner Besprechung sagte, mit einer „für den ersten Versuch wahrhaft erstaunlichen Sicherheit, Gewandtheit und Reife“ auf, und legte Zeugnis ab von einer bedeutenden dichterischen Begabung. Einem alten freiherrlichen Geschlechte Westfalens entstammend, wurde sie am 24. November 1835 zu Schloß Welda bei Warburg geboren. Sie war ein schwächliches und kränkliches Kind, so daß ihre Mutter sich nicht entschließen konnte, sie aus ihrer Pflege zu entlassen. Der ausgezeichnete und hochgebildete Pfarrer des Dorfes übernahm ihre Erziehung von ihrem achten Lebensjahre an und setzte sie fort bis zu ihrem achtzehnten. Er legte den Grundstein zu der gründlichen wissenschaftlichen Bildung, welche aus allen ihren Schöpfungen hervorleuchtet. Schriftstellerisch trat sie erst im Jahre 1873 mit Gedichten an die Öffentlichkeit, welche aber erst, als ihre Romane sie schon zu einer Berühmtheit gemacht hatten, die rechte Würdigung fanden. Seither hat

sie manche bedeutsame Dichtung herausgegeben, ohne indessen eine hervorragende litterarische Thätigkeit zu entwickeln. Augenblicklich lebt sie bei ihrem seit mehreren Jahren verwitweten Bruder in Plöen in Holstein, um die Erziehung der mutterlosen Kinder zu leiten.

Wenn man die Stellung Ferdinandens von Brackel in der schönen Litteratur der Neuzeit mit wenigen Worten charakterisieren wollte, so könnte man den Titel der besten unter ihren kleinen Novellen auf sie anwenden: „Nicht wie alle anderen.“ Wie auf die Heldin der Novelle, so paßt jene Bezeichnung genau auch auf die Dichterin. Denn in der That ist sie in hohem Grade verschieden von ihren großen und kleinen Kolleginnen katholischer and anderer Richtung, so sehr verschieden, daß man, stände es nicht auf dem Titel, aus den Büchern kaum herauslesen könnte, man habe es mit einer Dame zu thun. Und das will viel sagen. Liest man z. B. in „Die Tochter des Kunstreiters“ die Schilderungen rheinischen Studentenlebens, so glaubt man, sie seien von einem bemoosten Haupte aus seligen Erinnerungen niedergeschrieben. Sicher bedeutet es etwas, wenn eine Dame von „abfällig“ werden bei Kommersen, von „anschlängeln“ an diese und jene Person spricht.

Nur selten erkennt man die Dame, und das ist für eine Schriftstellerin stets ein großes Lob. Überall begegnet man dem denkenden Geist, welcher die höchsten dem Menschen gestellten Aufgaben zu lösen sucht. Beobachtungen, die von scharfer Auffassung der Dinge zeugen, kleidet sie in kraftvoll zugespitzte Sätze; ihren Gedanken über Menschen und menschliche Verhältnisse giebt sie die Form packender Sentenzen. Aber auch als Dichterin verrät sie nur selten die Dame. Was dichtende Frauen am wenigsten können, ist: wahre Männergestalten vorzuführen. Die große Mehrzahl verfällt in eine ganz unbegründete Begeisterung und stellt Männer hin, von

denen man wünscht, daß sie gelebt haben möchten. Aber leider sind solche Männer so selten wie weiße Raben. Äußerlich sind sie eben nicht schön zu nennen, dafür aber haben sie eine imponierende Gestalt, ein „mächtiges“ Auge mit den bekannten olympischen Blitzen, eine weiße Stirn, braune Wangen, einen dichten Vollbart und — unendlich viel schmerzliche Erfahrungen, die sie den Töchtern Evas verdanken. Offen gestanden, viele Schriftstellerinnen haben sich ihre Pensionsideale bewahrt, und weil nun die rauhe Wirklichkeit ihnen nicht vergönnt hat, ein solches Ideal für ihre Häuslichkeit zu erobern, so lassen sie dieselben zum Entzücken aller schwärmerischen Seelen in den Feuilletons unserer Blätter umgehen.

Zu diesen gehört Ferdinande von Brackel durchaus nicht, und sie kann es auch nicht als echtes Kind der roten Erde. Als solches hat sie derartige Phantastereien nicht im Kopfe, am wenigsten fällt es ihr ein, in ihren Dichtungen von den „Herren der Schöpfung“ ein so schmeichelhaftes Bild zu entwerfen — im Gegenteil, sie zeigt dieselben so, wie sie sie kennen gelernt. Aber mit dem großen Unterschiede, daß sie für die mittelmäßigen keinen Raum gelassen. So wenig wie sie selbst jemals die Mittelmäßigkeit anziehend gefunden, so wenig mutet sie auch dem Leser zu, sich für gewöhnliche Köpfe zu interessieren. Die Dichterin hat also die rechte künstlerische Mitte gehalten zwischen sentimentalem Übermaß und der nüchternen Wirklichkeit. Am besten zeigt sie das an Wilhelm Achtermann im „Spinnlehrer von Carrara“. Wenn sich der Erzähler zum Mittelpunkte der Handlung einen gottbegnadeten Menschen wählt, so liegt für ihn die Gefahr sehr nahe, denselben in liebevoller Einseitigkeit als ein Ideal hinzustellen, dessen Vorzüge die misera plebs weit überragen, ja, das überhaupt seinesgleichen nicht hat. Ist es doch gewissermaßen in solchem Falle Aufgabe

des Erzählers, uns zu zeigen, wie in dem Helden höchste Geistesgaben sich harmonisch mit den edelsten rein menschlichen Eigenschaften verbanden, um ein Meisterwerk Gottes hervorzubringen — wir sind ja von vornherein geneigt, hinter einem von uns verehrten Dichter oder Künstler auch einen edlen Menschen zu vermuten, was freilich nicht immer zutrifft. So finden wir denn in fast allen hierher zu rechnenden Novellen eine schwärmerische Verehrung des Dichter- oder Künstler-Helden, eine Verehrung, welche ihr Idol am liebsten auf einen leuchtenden Wolkenthron setzen möchte, damit die Menschheit anbetend zu ihm aufblicke.

Von solcher Einseitigkeit hat sich Frl. von Brackel völlig frei gehalten. Der Held ihrer Novelle ist ihr gewiß ein Künstler von Gottes Gnaden, gewiß ein mit den schönsten Eigenschaften reich ausgestatteter Charakter; aber sie vergißt nie, daß er seine Eigenart, seine Herkunft nie verleugnen kann, daß es für sein Fortschreiten ein „Bis hierher und nicht weiter!" giebt. Der Held ist Wilhelm Achtermann, welcher in gereiftem Alter die Pflugschar mit dem Meißel vertauschte und, anstatt in ländlicher Abgeschiedenheit den Acker zu bestellen, gottbegeisterte Werke der Bildhauerkunst schuf, welche das Entzücken aller Freunde des Schönen ausmachen. Achtermann war ein Edelmann in seiner Seele; er blieb ein schlichter weltunkundiger Landmann in seinem Thun und Benehmen. Und so, nicht anders stellt ihn die Dichterin dar.

Wir haben dies Beispiel vorab herausgegriffen, um zu zeigen, daß Ferdinande von Brackel auf dem Boden der Wirklichkeit bleibt. Sie hat unter ihren zahlreichen Männergestalten reiche Abstufungen, selbst humoristische Charaktere fehlen nicht. Allen ist eine gewisse Solidität eigen, die auch vom wildesten Sturme der Leidenschaft nicht vernichtet, eine Charakterreinheit, die wohl für einige Augenblicke verdunkelt,

nicht aber beschmutzt werden kann; endlich aber besitzen alle ein reiches Gemütsleben, und die meisten ihrer Helden haben die Kraft, mit Leidenschaft und Ausdauer zu lieben. Ihre Helden sind jung, stattlich schön und — verliebt, einige sogar sterblich verliebt. Trotz dieser Ähnlichkeit aber wird niemand den einen für den anderen nehmen können. So kopflos wie Dagobert („Tochter des Kunstreiters") würden Alfred („Nicht wie alle anderen") und Velden und Rother („Daniella"), gewiß aber auch nicht Dietrich („Am Haidstock") und Achtermann („Spinnlehrer von Carrara") gehandelt haben. In Juan Perez („Aus fernen Landen") wiederum würden, wenn ihm Nora so viel Beweise ihrer Liebe gegeben hätte, nie Zweifel an ihrer Treue aufgestiegen sein. Umgekehrt besitzt Dagobert wenig von Alfreds beherrschendem Auftreten und Juan Perez nichts von beider Feinfühligkeit.

Von diesen jugendlichen Helden hat Dagobert von Degenthal die beste und eingehendste Zeichnung erfahren. Wenn der junge Mann sich auch unsere Sympathieen nicht in dem Maße zu erwerben versteht, wie es der Held eines Romanes eigentlich muß, so wird doch niemand deshalb der Dichterin grollen, denn sie hat diesen Charakter mit größter psychologischer Wahrheit dargestellt und durchgeführt. Schon in dem Knaben Dagobert zeigt sich die ganze spätere Entwicklung des Jünglings, schon im Keime ist der große Konflikt angedeutet, der später sein Lebensglück zerstören und ihn zu einem gebrochenen Manne machen soll. In einem Gasthofe hat er die kleine Nora getroffen und mit ihr gespielt. Das reizende Kind zieht den langen Knaben mächtig an. Aber es verletzt ihn, daß sie Tochter eines Kunstreiters, wenn auch eines vornehmen, ist und vielleicht einmal vor einem Beifall spendenden Publikum ihre Künste zeigen müsse. Mit kindlichem Eifer sagt er zu ihr: „Wenn man mal von dir als Kunstreiterin spräche, thäte es mir sehr leid. Das

wäre wahrhaftig traurig genug für dich," und beim Abschiede fügt er noch einmal dringend hinzu: „Und nicht wahr, du wirst keine Reiterin?"

Einige Jahre vergehen. Dagobert ist Student in Bonn, ein ernster, gedankenvoller Student. Er hat die kleine Nora noch nicht vergessen, wenngleich ihr Andenken nicht mehr sehr lebendig ist. Eines Tages aber sieht er sie selbst wieder, im ganzen Reize der Jugend. Sie sehen und sich zu ihr hingezogen fühlen, ist eins. Bald hat er die Bekanntschaft erneuert, nach einigen Wochen ist der Liebesbund geschlossen. Beide lieben heiß und innig. Aber Dagoberts Freund, der kühle Dahnow, sieht aus dieser Liebe nur Unheil erstehen; denn wenn auch Noras Vater, Direktor Karsten, der Fürst unter den Kunstreitern ist, so steht er doch noch tief unter Dagobert, dem Grafen. Nach langem Nachdenken teilt er sowohl der Mutter Dagoberts als auch dem Direktor die Sachlage mit. Dagobert hat indessen seiner Mutter selbst bereits Mitteilung gemacht und ist im Begriff, den Direktor um die Hand Noras zu bitten. Ein Brief des Direktors zeigt ihm zu seinem Erstaunen, daß dieser schon alles weiß und im Namen seiner Tochter die Ehre ablehnt. Dagobert glaubt verzweifelnd, man habe Nora gezwungen, so zu antworten. Als seine Mutter anlangt, fällt kein Wort über Nora, doch hat die Gräfin ihren Entschluß gefaßt: sie will die beiden trennen durch ihre kleine Nichte Lilly, welche sie von jeher ihrem Sohne zugedacht. Sie bittet daher Dagobert, sie nach dem Kloster zu begleiten, in welchem Lilly erzogen wird. Als sie dort ankommen und schweigend im Sprechzimmer sitzen, geht plötzlich Nora vorüber. Dagobert sieht sie, springt auf sie zu und schließt sie vor den Augen seiner Mutter in die Arme, schwörend, niemand solle sie ihm entreißen. Die Oberin trennt beide. Die Gräfin ist so erregt, daß sie Lillys Ankunft nicht abwarten kann, sie überläßt es

dem Kaplan, sie mitzubringen. Dagobert geht noch einmal zum Direktor, erhält aber dieselbe Antwort. Die Gräfin schreibt inzwischen einen flehenden Brief an Nora, legt Berufung ein an deren edles Herz und bittet sie, abzulassen von ihrer Liebe. Nora antwortet stolz ablehnend. Die Gräfin, einsehend, daß vorläufig alles vergebens ist, willigt scheinbar ein unter der Bedingung, daß die Liebenden eine Prüfungszeit von zwei Jahren, in welchen sie sich nicht sehen und schreiben dürfen, durchmachen. Dann sorgt sie dafür, daß ihr Sohn, ohne von Nora Abschied nehmen zu können, als Gesandtschaftsattaché nach Konstantinopel abreist. Dort hat Dagobert jedoch keine Ruhe. Er findet sie erst, als er heimlich nach Deutschland gereist und Nora seiner Treue und sich der ihren versichert hat. Bald wird jedoch die seinige auf die Probe gestellt und sie besteht nicht. Noras Vater ist dem Ruin nahe. Eine leistungsfähige Konkurrenz droht ihn ganz in den Hintergrund zu drängen. Da hört er denn nur zu gerne auf die Einflüsterungen seines Dirigenten Landolfo: nur Nora könne ihn retten. Wenn sie aufträte, in all ihrer Schönheit, im Besitze aller reiterischen Künste, dann, nur dann könne er seinen Gegner zu Boden werfen. Es gelingt nach langen Kämpfen Nora zum Auftreten zu bewegen. Unter heißen Thränen schreibt sie an Dagobert und sendet den Brief zur Weiterbeförderung an die Gräfin. Diese hat jedoch schon durch die Zeitungen von Noras baldigem Auftreten erfahren. Sie legt deshalb Noras Brief mit einiger Befriedigung u n t e r die Zeitungen und sendet alles an Dagobert. Als dieser die Blätter durchfliegt, findet er jene Nora betreffenden Notizen — er ist außer sich vor Zorn und Scham. Seine künftige Gattin im Cirkus, den gierigen Blicken von tausend Wüstlingen ausgesetzt! Ohne den Brief Noras zu öffnen, läßt er ihn mit der Bemerkung „Retour nach Deutschland“ in den Kasten werfen. Die

Aufregung ist zu groß für ihn, er wird krank und liegt monatelang. Als er genesen, vermag er nicht zu seiner Mutter zurückzukehren, erst nach drei Jahren trifft er mit der Mutter auf Lillys Gute zusammen. Im Eisenbahncoupé sieht er sich plötzlich Nora gegenüber — er blickt die vermeintliche Ungetreue kalt und stolz an; aber zu Hause angelangt, fällt er in seine Krankheit zurück. Lilly pflegt ihn mit rührender Sorgfalt. Bald steht er wieder auf und empfängt Besuche von teilnehmenden Freunden. Bei einem solchen kommt auch die Rede auf Nora, man spricht eben nicht zart über sie, nur Lilly verteidigt ihre ehemalige Schulgenossin. Am andern Tage bittet sie ihren Vetter, sie in die Residenz zu begleiten, zu welchem Zweck, sagt sie nicht. Erst als sie dort ihren geheimnisvollen Besuch gemacht, gesteht sie ihm, daß sie bei Nora gewesen. Sobald Dagobert es gehört, eilt er zu ihr, ihr bittere Vorwürfe machend; Nora ihrerseits wirft alle Schuld auf ihn, so daß Dagobert sein Unrecht einsieht. Vollständige Aufklärung zu geben, ist keinem von beiden möglich, weil Nora in den Cirkus gerufen wird. Dagobert verspricht wieder zu kommen und reist selig mit seiner Cousine nach Hause. Ehe er aber Nora wieder sehen kann, kommt ihm ein Zeitungsblatt in die Hände, in welchem von Noras Flucht mit Landolfo berichtet wird. Nun hält er sie für eine vollendete Betrügerin. Er sucht sie aus seinem Herzen zu reißen und, fast wie von selbst, stiehlt sich seine kleine Cousine Lilly hinein. Er eilt zu ihr, seine Mutter beschleunigt die Sache, nach einigen Wochen sind sie ein Paar. Erst viele Jahre später erfährt Dagobert, wie unschuldig Nora gewesen, wie jener Zeitungsbericht erlogen gewesen. Er fühlt sein Unrecht tief und bitter — ein Vermächtnis Noras aus dem fernen Westen, wo sie als Klosterfrau gestorben, tröstet ihn.

Großen Anteil nehmen können wir kaum an Dagobert. Sein Mangel an Vertrauen zeugt von zu wenig männlicher Kraft. Aber seine tiefe, innige Liebe, sein selbstverschuldetes Leiden erregen unser Mitgefühl. In mehr als einer Hinsicht erinnert Dagoberts Liebe an die wahnsinnige Leidenschaft des Chevalier Desgrieux zu Manon Lescaut, doch steht Dagoberts Liebe unendlich höher, weil sie auf sittlichem Boden entsprossen ist, der dem Chevalier völlig abgeht.

Ähnliche Empfindungen bringt die schicksalvolle Liebe Juan Perez' in uns hervor. Er liebt die schöne stille Salud; aber die glänzende, üppige Lola verdrängt für lange Zeit ihr Bild aus seinem Herzen, und als er sich endlich von ihr betrogen sieht, will er in einem Anfall von Wahnsinn seinem Leben ein Ende machen. Der Versuch mißlingt jedoch, er leidet nur Schaden, der nach langem Krankenlager geheilt wird. Der Zufall hat ihn in Saluds Haus gebracht, die ihn mit blutendem Herzen pflegt, nach seiner Genesung aber verläßt, um mit ihrem Onkel nach Europa zu reisen. Juan Perez findet keine Ruhe. Erst als Salud nach Mexiko zurückgekehrt, fleht er sie nochmals um Vergebung an, und sie verzeiht ihm und schenkt ihm von neuem ihre Liebe.

Die Schilderung südlichen Liebeslebens ist ganz vortrefflich. Bei dem schönen tapfern Stierkämpfer Juan Perez bildet die augenblickliche Leidenschaft das Ein und Alles; sie macht ihn blind für das, was das oberflächlichste Auge sieht, taub macht sie ihn gegen alle vernünftigen Einwendungen. Und als er sich betrogen fühlt, ist der Rückschlag eben so stark, als seine Liebe war.

Neben diesen beiden reinen Gefühlsmenschen hat die Dichterin aber noch kräftige Männergestalten geschaffen, die der Liebe Drängen zu gebieten vermögen: Alfred Rotteck, Dietrich und Achtermann. Alfred von Rotteck hat lange allen Angriffen schöner Augen getrotzt, selbst die reizende Hedwig

Reusch hat ihn nur für sehr kurze Zeit an ihren Siegeswagen fesseln können, dann schließlich erobert ihn die „unscheinbare“, aber charaktervolle Anna von Kilmenau. Auch hier wieder beweist die Dichterin ihren psychologischen Scharfblick. Wie trefflich hat sie das anfänglich freundschaftliche Verhältnis zwischen Alfred und Anna dargestellt, wie sich aus dieser Freundschaft bei ihr zuerst stille Liebe entwickelt, während Alfred erst durch die Eifersucht über seine wahren Gefühle klar gemacht werden muß. So nehmen wir auch den thätigsten Anteil an den Schicksalen Dietrichs („Am Haidstock“), der für seine Liebe die schwersten Schicksalsschläge hochherzig hinnimmt, und an Achtermann („Der Spinnlehrer von Carrara“), der inmitten aller Stürme der Leidenschaft seine Charakterfestigkeit bewahrt.

Mit nicht minderem Talente sind die verschiedenen Frauen-Charaktere dargestellt. Soll ich einen von diesen als den besten bezeichnen, so nenne ich unbedenklich die kleine rosige Lilly. Es war eine schwere Aufgabe für die Dichterin, die kleine Dame so zu zeichnen, wie sie es sich vorgesetzt. Viel Geist sollte Lilly nicht haben, auch nicht viel Weltgewandtheit, dafür aber ein zähes Köpfchen, ein gutmütiges Herzchen, in welchem niemand anders Platz hat, als ihr Vetter Dagobert. Die Dichterin hat ihre Aufgabe aber mit solcher Geschicklichkeit gelöst, daß wir die kleine Lilly vor uns zu sehen glauben. Ihren Vetter Dagobert zu heiraten, ist das Ziel ihres Lebens, so hat es die Gräfin ihr gesagt und dabei bleibt sie. Deshalb liebt sie ihn. Aber sie liebt sehr selbstsüchtig. Sie will Dagobert ganz haben, selbst seine eigene Mutter soll kein Anrecht mehr an ihn haben; ja sie ist sogar böse auf die Gräfin, weil sie ihn allzusehr „bemuttert“. Sie ist glücklich, ihn zum Gatten zu haben, sie pflegt ihn mit größter Zärtlichkeit, ohne von seiner Seite eine Gegenleistung zu verlangen.

Da ist Nora doch aus ganz anderem Holze geschnitzt! Wenn sie liebt, liebt auch sie ganz, dann verlangt sie vom Geliebten jedoch auch die gleiche Hingebung. Über ihre Liebe geht ihr aber die Ehre. Als ihr Vater ihr das inhaltsschwere Wort hinwirft: „Sie werden glauben, wir hätten ihn angelockt," da bittet sie ihn, mit ihr abzureisen und eine weite Strecke zwischen ihn und sie zu legen. Und der Gräfin setzt sie ein gleiches festes Auftreten entgegen. Stolz erwidert sie auf jenen Brief, in welchem die Gräfin sie um Entsagung bittet: „Ihr Herr-Sohn ist heute frei, wie er es gestern war."

Sie wartet, sie harrt aus! Während Dagobert bei jedem Anlaß sein Vertrauen verliert, baut sie auf ihn wie immer, alle Schuld Mißverständnissen zuschiebend. Und als sie endlich alles verloren, den Vater durch den Tod, den Geliebten durch eine andere, da sucht sie nicht durch ein zurückgezogenes Leben ihren Verlust zu vergessen, nein, sie verlangt nach Thätigkeit, nach Arbeit für andere. Wie sie einst zu ihrer mütterlichen Freundin, der Oberin, gesagt: „ich kann nicht Maria sein zu den Füßen des Herrn," so denkt sie auch jetzt, wo all' ihr Glück in Trümmer zerschlagen. Sie eilt nach Amerika und hier, wo werkthätiger Liebe sich ein so weites Feld eröffnet, beschließt sie als Klosterfrau allverehrt und -beweint ihr Leben.

Noras Charakter findet sich in seinen Grundzügen wieder in Anna von Kilmenau, auch hier dieselbe Festigkeit, Selbstlosigkeit und treue Liebe.

Weniger fesselt uns „Prinzeß Ada" in der gleichnamigen Novelle, obgleich die Dichterin in ihr ein fein ausgeführtes zartes Seelengemälde bietet. Auch die weiblichen Personen in „Am Haidstock" stehen nicht auf der Höhe jener. Dagegen gehört die Marchesa Massa („Spinnlehrer von Carrara") zu den ansprechendsten Gestalten der Dichterin.

In eine andere Gefühlssphäre führt uns die Gräfin Degenthal, Dagoberts Mutter. Sie ist eine starre Aristokratin, die jedes Gefühl, welches nicht mit ihren Ansichten von adliger Gesinnung harmoniert, verbannt wissen will. Daß dabei das Glück ihres Sohnes zu Grunde geht, achtet sie nicht weiter, sie thut ja ihre Pflicht. Ein solcher Charakter würde den Leser kaum befriedigen, vielleicht sogar abstoßen, wenn die Dichterin ihn nicht in eine tragische Beleuchtung gerückt hätte. Die Gräfin leidet schwer. Sie leidet an der Liebe ihres Sohnes. Und dieses Leiden hat die Dichterin in höchst ergreifender Weise dargestellt. Neben diesen Hauptpersonen der Brackelschen Erstlingswerke könnte noch eine Reihe brillant gezeichneter Nebenfiguren aufgezählt werden, so der gemütvolle Dahnow, der Direktor Karsten, der Kaplan, die Oberin in „Tochter des Kunstreiters"; Gleiwitz und die Plaudertasche Fräulein Ellinor in „Nicht wie alle andern", endlich die alte Carlotta in „Aus fernen Landen". Lebenswahr und dichterisch wie diese Charaktere, so sind auch die äußeren Erscheinungen der inneren Leidenschaft dargestellt. Nirgend verfällt die Dichterin in hohle Phrasen, nirgend in sentimentale Ergüsse. So stark die Liebe auch in den Herzen der jugendlichen Helden Wurzel gefaßt — nirgend ist ihre Macht so groß, sie zu ungesunden Äußerungen zu verleiten. Wohl aber entwickelt die Dichterin, wo es sein muß, eine Beredsamkeit, die durch ihre Wärme, ja Begeisterung, den Leser unwillkürlich hinreißt.

Das ist viel des Lobes! dürfte mancher Leser sagen. Aber es ist in der That schwer, etwas Tadelnswertes zu entdecken. Selbst im Aufbau der Handlung, in der „Mache", ist kaum eine Schwäche zu finden. Im Gegenteil muß alles vortrefflich genannt werden. Wie meisterhaft ist z. B. die Exposition in „Die Tochter des Kunstreiters"! Wie wird da schon so leise und ungezwungen angedeutet, welche Schicksale

den hier harmlos spielenden Kindern einst widerfahren, welche Stellung der Kaplan und die Gräfin dabei einnehmen werden. Und wie ungezwungen, wie kunstvoll wächst später Ereignis auf Ereignis aus diesem Samen auf!

Besonders muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Dichterin das Auftreten Noras in feiner Weise vorbereitet hat. Das nächste Ziel der Dichterin ist Noras Auftreten, mit ihm beginnt der Konflikt. Aber nicht allein Nora wird sich sträuben, auch der Direktor Karsten ist in Not, indes, er denkt nicht daran, sich durch sein Kind retten zu lassen. Erst Landolfo bringt ihn auf den Gedanken. Dieser aber hat wieder den geheimen Wunsch, Nora auf gleicher Stufe mit sich zu sehen, um sie zur Frau begehren zu können. Deshalb bringt er selbst den Direktor in stete Geldverlegenheiten. Wer da weiß, wie leichtfertig Romandichter mit den Motiven umspringen, wird solche Gründlichkeit recht zu würdigen wissen.

Noch kunstvoller ist der Aufbau der Handlung in „Am Haidstock". Während dort es sich nicht so sehr um komplizierte Verwicklungen als um Erzählungen und Entwicklungen spannender, aber an sich einfacher Verhältnisse handelt, haben wir hier eine aus vielen Fäden zusammengesetzte Handlung, die mit, ich möchte sagen, dramatischer Exaktheit eingeleitet, fortgeführt und gelöst wird. Aus unscheinbaren Anfängen keimt durch eine seltsame Verkettung der Umstände ein Konflikt zwischen zwei liebenden Herzen empor, der unwiderruflich das Lebensglück zweier edler Menschen zerstören zu sollen scheint — nirgends zeigt sich ein Ausweg — bis die Hand der Dichterin den Knoten in ungezwungener Weise löst.

Um nun auch noch den letzten Punkt zu berühren, die Darstellung modernen Lebens, so kann man überall, wo die Dichterin auf deutschem Boden sich bewegt, seine Anerkennung nicht versagen. Sobald sie aber in die Ferne schweift,

möchte man doch wohl den Kopf schütteln. Bei der Darstellung fremdländischen Lebens ist es kaum, ja nie, zu vermeiden, zum Verständnis der Darstellung historische oder ethnographische Notizen zu geben. Das ist aber Prosa in der Poesie. Es berührt deshalb nicht angenehm, wenn unsere Dichterin in „Aus fernen Landen“ ehrliche Anstrengungen macht, ein anschauliches Bild mexikanischen Lebens zu entwerfen und dabei in die Prosa gerät.

Das Hauptwerk der Dichterin ist der zweibändige Roman „Daniella“. Der Anlage nach hätte diese Dichtung weitaus bedeutender werden müssen als „Die Tochter des Kunstreiters“. Hatten wir in diesem nur den Kampf der Liebe und um die Liebe in zwei leidenschaftlichen jungen Herzen, so führt uns „Daniella“ in die Regionen geistiger und leidenschaftlicher Konflikte. Es wird gekämpft um das höchste im Leben und um das höchste im Tode. Weltgeschichtliche Ereignisse ragen in die Handlung hinein, das geistige und politische Leben der Gegenwart wird in wenigen, aber kräftigen Umrissen dem Leser vorgeführt, und angedeutet wird in wenigen Bildern der große Kampf zwischen Glauben und Unglauben, wie er im modernen Frankreich unter seltsamen Auswüchsen sich ausspielt. Das ist eine weit großartigere Gesellschaft wie in „Die Tochter des Kunstreiters“, ganz andere Charaktere mit weit höher gesteckten Zielen und ganz anderen Leidenschaften. Mit diesem Romane hat Ferdinande von Brackel die katholische Belletristik in Deutschland auf eine Stufe gebracht, wie sie bis dahin vom Kühnsten nicht geträumt werden konnte.

Um das aber leisten zu können, dazu gehörte neben einem reichen Dichtergeiste ein offenes, aufmerksames Auge für die zahlreichen, manchmal seltsam verworrenen Strömungen unseres geistigen und politischen Lebens, vor allem auch ein vorurteilsfreies Betrachten derselben. Das geht aus dem

genannten Romane unserer Dichterin hervor. Wie wohlthuend berührt das immer und überall maßvolle Urteil selbst über Personen, welche der extremen Richtung huldigen; wie edel ist dieser Patriotismus, der nie zu Ungerechtigkeiten gegen den Feind verleitet! Wie anerkennenswert ist das Bestreben, verwerfenswerte Thaten eines Charakters nicht als eine Eigenheit desselben darzustellen, sondern als Folgen einer augenblicklichen Verkehrtheit! Solche Unparteilichkeit und Milde giebt Zeugnis von einem durchgebildeten künstlerischen Geiste.

Dagegen kann dem Aufbau der Handlung nicht gleiches Lob gezollt werden, wie in „Tochter des Kunstreiters" und „Am Haidstock". Dort haben wir eine nach den strengsten Regeln der Kunst überlegend gebildete Handlung, hier dagegen zwei von Anfang bis zu Ende neben einander sich entwickelnde Begebenheiten, die nicht in einander übergreifen, sondern nur die Personen mit einander gemein haben. Höchstens könnte man als das beide Handlungen mit einander verbindende Mittelglied den Baron Holdern ansehen. Auch hält der zweite Band den Vergleich mit dem ersten nicht aus. Im zweiten Bande entwickelt sich die Handlung nur träge mit langen Zwischenräumen zwischen dem einen und andern Ereignis. In „Die Tochter des Kunstreiters" dagegen war beständige rasche Entwicklung, die den Leser in Spannung erhielt. Wie reichhaltig übrigens die Handlung ist, mag aus folgender Wiedergabe zu ersehen sein.

Anton Rother und Hermann von Velden, beide Studenten und zusammen von Frau von Velden erzogen, befreien eines Tages in Bornstadt eine kleine Jüdin aus den Händen der rohen Straßenjugend. Anton Rother, angezogen durch die schönen dunkeln Augen des Mädchens, geleitet sie nach Hause und erfährt, sie heiße Daniella Hirsch und sei bei ihrem Großvater Veitel zum Besuch. Er spricht von da an mehrfach in dem düstern Hause vor trotz der Neckereien seines

Freundes Velden und der gräflichen Familie Asten. Daniella sieht den hübschen Studenten gern, sie kann ihn aber gar nicht mehr missen, als sie einmal sein Klavierspiel gehört. Mit stürmischen Bitten wirft sie sich ihrem Großvater zu Füßen, und beschwört ihn, Rother zu ersuchen, ihr Unterricht zu geben. Seltsam berührt von des Kindes wilder Leidenschaftlichkeit, geht Rother gern auf ihre Bitte ein und findet nach und nach tiefes Gefallen in der Gesellschaft Daniellas. Die kleine Jüdin liebt den schönen Studenten innig; sie erschrickt, als sie hört, katholische Priester dürften nicht heiraten und Rother wolle Priester werden.

Nach Vollendung seiner Studien bittet Frau von Velden ihren Sohn die Staatslaufbahn einzuschlagen, damit er als Verwalter seiner Güter nicht so bedauerlichen Verirrungen anheim falle, wie einst ihr Gemahl. Veldens freies Gefühl hingegen wehrt sich mächtig gegen den Zwang des Beamtentums, findet indessen weder bei Graf Asten noch bei dessen ältesten Tochter Helene Beistand; letztere ahnt mit weiblichem Scharfsinn, welche Beweggründe die Mutter geleitet haben. Schließlich giebt Velden nach.

Für Rother erwirkt Daniellas Vater eine Freistelle am Konservatorium in Berlin. Daniella ist von einem wahren Feuereifer ergriffen, sich auszubilden nach allen Richtungen, um später in der Welt eine bedeutende Rolle spielen zu können. Dazu ist sie nach einigen Jahren imstande. Sie ist erblüht zu hoher Schönheit, glänzt in allen Fächern menschlichen Wissens und hat sich als ausgezeichnete Musikerin in weiten Kreisen berühmt gemacht. Bald sammelt sie im Hause ihres Vaters einen Gelehrte, Künstler und Schriftsteller umfassenden Zirkel um sich und übt Gastfreundlichkeit in reichem Maße. Mit Rother verkehrt sie wie mit einem Bruder, in ihrem Innern aber lodert heiße Leidenschaft für ihn. Für andere, selbst für Graf Holdern, ist sie kalt.

Holdern spielt doppeltes Spiel. Seine Finanzen sind so zerrüttet, daß nur eine reiche Heirat ihnen aufhelfen kann. Er huldigt deshalb in stolzer Weise nicht allein der schönen Jüdin, sondern auch Helenen von Asten. Und bei letzterer gewinnt er sein Spiel. Helene liebt ihn tief und innig und der weltkundige Holdern hat das bald erfahren. Er schwankt zwischen Daniella und Helene. In dieser Zeit bricht der Krieg von 1866 aus. Rother und Velden müssen eintreten, gelangen aber beide nicht in Thätigkeit. Daniella widmet sich indessen in Bornstadt eifrig der Unterstützung der Verwundeten. Täglich verkehrt sie mit Rother, der mit inniger Freude bemerkt, wie sehr ihr Geist sich jetzt mit ernsten Dingen beschäftigt. Er spricht häufig mit ihr über den christlichen Glauben und sucht sie leise zu diesem hinüberzugeleiten. Daniella aber hat nur ein Ziel im Auge: Rothers Liebe zu gewinnen. Gegen Helene Asten empfindet sie glühende Eifersucht, weil sie glaubt, sie sei ihre Nebenbuhlerin. Holdern bemüht sich eifrig um sie, ohne freilich Helene aus dem Auge zu lassen, er glaubt sie für die Pläne der Socialisten gewinnen zu können und ladet sie ein, nach Paris, dem Hauptsitz der Partei, zu gehen. Daniellas stolzem Geiste schmeichelt die Aussicht, eine hervorragende Rolle im politischen Leben spielen zu können: sie schlägt deshalb Holderns Anerbieten nicht aus, sondern erbittet sich einige Tage Bedenkzeit. Ihr Schicksal entscheidet sich. In einem Augenblicke stürmischer Leidenschaft gesteht sie Rother nicht allein, sie wolle katholisch werden, sondern auch, daß sie ihn mit aller Glut ihres Herzens liebe. Rother ist aufs tiefste erschüttert. Dann aber durchzuckt ihn der Gedanke, sie wolle nur deshalb übertreten, um die Seine werden zu können: er wendet sich kalt von ihr weg.

Scham, Entrüstung, verzweifelte Liebe durchtoben Daniellas Seele. Das ist ein günstiger Moment für Holdern:

er erhält von ihr das Versprechen, daß sie sich ihm anschließen wolle. Dann reist sie schleunigst nach Berlin ab.

Auch Veldens Liebe erfährt die bitterste Enttäuschung: er sieht, daß Helenens Herz Baron Holdern gehört, und daß für ihn keine Hoffnung bleibt. Tief gebeugt, tritt er sein Amt in einer fernen Provinz an. Rother geht mit Herbert von Asten auf Reisen in die südlichen Länder.

Damit schließt der erste Band. Im zweiten finden wir Daniella in Paris, dieselbe Stellung einnehmend wie ehedem in Berlin. Auch die Familie Asten befindet sich dort, um die Wunder der Weltausstellung von 1867 in Augenschein zu nehmen. Helene möchte gern Daniella kennen lernen, ihr Onkel ladet sie ein. Holdern beginnt wieder sein altes Spiel, so daß Daniella meint, sie habe ihn ganz gefesselt. Holderns Bewerbungen werden aber erst dann ernsthaft, als Daniellas Vater tot und sie Erbin eines ungeheuren Vermögens ist. Auch werden seine Aussichten gut, seit Rother den Entschluß gefaßt, sich dem geistlichen Berufe zu widmen, dem er sich doch von Anfang an bestimmt hatte. Daniella lebt, seit sie das gehört, ganz den Zwecken der radikalen Partei. Ihnen opfert sie ihr Geld und ihre ganze Kraft, durch ihre Schriftstellerei geht ein fanatischer Haß gegen den christlichen Glauben, der ihr, wie sie wähnt, den Geliebten geraubt. Rother will noch einen Versuch machen, sie zu retten, sie weist ihn aber ungehört ab.

Helene ist indessen an Holdern irre geworden, er bemüht sich zu sehr um Daniella. Sie schreibt an Rother, scheinbar, um Nachrichten über Daniella zu erbitten, in Wahrheit, um etwas Genaues über Holderns Verhältnis zu der schönen Jüdin zu erfahren. Sie erfährt genug, ihre Liebe schwindet, in derselben Zeit, in welcher Holdern von Daniella abgewiesen wird. So reist sie mit ihrem Bruder Herbert nach Südfrankreich. Kurze Zeit darauf bricht der Krieg mit Deutschland

aus. Helene und ihr Bruder schweben in äußerster Gefahr. Hermann Velden vergißt aber, daß seine Liebe hoffnungslos, er denkt nur an die Gefahr Helenens, quittiert sein Amt und holt Helene aus Frankreich ab — Herbert bleibt als Leiche zurück. Zwischen Helene und Velden fällt aber kein Wort über die Vergangenheit.

In Paris ist inzwischen die Herrschaft Napoleons gestürzt, die Kommune herrscht, die Partei Daniellas führt das Regiment. Zahlreiche Gefangene werden gemacht, unter ihnen auch Rother. Das hören in Deutschland die Freunde, Helene beschwört Daniella in einem Briefe, all ihren Einfluß zur Rettung Rothers aufzubieten. In Daniella erwacht die alte Liebe, sie eilt zum amerikanischen Gesandten, unter dessen Schutz die Deutschen gestellt sind, dieser erwirkt einen Gnadenerlaß für Rother; ehe aber Daniella in der Kirche, in der man die Geiseln gefangen hält, anlangt, sinkt Rother erschossen zu Boden. Da umnachtet der Wahnsinn Daniellas reichen Geist.

Holdern ist wieder in Deutschland; er versucht sein Glück bei Helene, wird aber abgewiesen. Es bleibt ihm nun nichts mehr übrig, als seinen Bankerott einzugestehen, oder mit dem Reste seines Vermögens zu entfliehen. Er wählt das letztere.

Velden und Helene werden doch ein Paar. Ihre Herzen finden sich, nachdem sie die Leiche ihres Freundes Rother zu Grabe getragen.

Das ist der Gang der Handlung in den äußersten Umrissen. Wie man sieht, bietet der zweite Band bedeutend weniger wesentliche Momente als der erste, und doch ist er ebenso umfangreich. Die Verfasserin ist eben hier sehr in die Breite gegangen. Auch muß noch gesagt werden, daß manche kleine Begebenheiten ohne Ergebnis verlaufen. Daß Rother z. B. nach Berlin kommt, um mit Daniella zusammen zu konzertieren, ist für den Verlauf der Erzählung ohne jede Wichtigkeit. Ebenso wenig kann der Reise Helenens nach

Frankreich und ihrer Heimkehr mit Velden eine notwendige Stellung im Romanganzen zuerkannt werden. Man könnte sagen, die Verfasserin hatte diese Episode nötig, um die Gesinnungen kund zu geben, die in den Herzen der beiden jungen Leute gegen einander schlummerten. Das ist ein Irrtum, das wußte der Leser längst, die Reise klärt ihn durchaus nicht weiter auf, es bleibt alles, wie es ist.

In anderer Hinsicht dagegen hat sich die Dichterin zu große Beschränkung auferlegt. Weshalb tritt z. B. die Partei, der Holdern anhängt, und die später auch Daniellas Partei wird, nicht gleich zu Anfang klarer und greifbarer hervor? Weshalb dieses Verhüllen des Thatbestandes? Und später die Partei selbst! Was ist sie, was will sie? Das erfährt der Leser nicht eher, als bis die Schrecken der Kommune heraufbeschworen werden. Ich will hiermit durchaus nicht sagen, daß es nicht in der Macht der Dichterin gelegen, hier greifbar anschauliche Bilder zu geben — im Gegenteil, ich bin fest davon überzeugt, daß sie für ihre Unterlassung Gründe gehabt hat, ich vermag sie aber nicht zu entdecken und zu würdigen.

Das sind Ausstellungen an der Handlung, die notwendig zu machen waren, und nach diesen kann ich nur meine Freude äußern über die schön gegliederte Komposition des ersten Bandes. Mit, ich möchte sagen, dramatischer Berechnung hat die Verfasserin die beiden Katastrophen — Daniella abgewiesen durch Rother, Velden von Helene — vorbereitet und mit echt künstlerischem Takt an den Schluß des ersten Bandes verlegt. So ist es recht, jener Abschnitt mußte enden mit einem bedeutenden Abschluß, der für die Zukunft weite Aussicht eröffnete. Wir sehen zwei Paare, die bis jetzt in inniger Freundschaft verbunden durchs Leben gingen, für, wie es scheint, ewige Zeit getrennt. Beiderseitig ist die Trennung meisterhaft begründet: an Daniella tritt der Versucher heran

mit der für einen stolzen Geist sinnberückenden Verheißung, sie werde in der Weltstadt an der Seine eine beneidete Rolle spielen — sie zögert, wenn auch eine innere Stimme ein lautes „Ja“ jubelt, die Liebe zu Rother hält sie zurück — diese Liebe aber wird nach wenigen Stunden zerstört — da bricht sie ab mit der Vergangenheit und wirft sich einem neuen Dasein in die Arme.

Die seelische Entwicklung Daniellas ist meisterhaft dargestellt. Wie der echte Roman es verlangt, verfolgen wir ihre Lebensbahn von den ersten Regungen ihres reichbegabten Geistes bis zur vollen Entfaltung aller geistigen Kräfte; die Dichterin zeigt uns diese Entwicklung aber nicht in einzelnen Bildern, wie die Biographie, die nur die Einheit der Helden kennt, sondern in künstlerischem Zusammenhange mit ihrer Neigung zu Anton Rother. Daniella ist ein Charakter, der weit hinausragt über die Alltäglichkeit. Schon der tief blickende Student Anton Rother liest in den dunkeln, glühenden Augen der kleinen Jüdin, daß sie Kraft des Geistes und des Willens in sich birgt, aber auch die leidenschaftliche Glut der Orientalin. Tausend kleine künstlerisch eingefügte Vorkommnisse bestätigen dem Leser das Bild, welches Daniella in Rothers Geiste zurück gelassen. Die Umgebung in dem alten düstern Judenhause verstärkt den Eindruck bis zur Illusion. Man glaubt das Judenkind leibhaftig neben dem heißen Ofen kauern zu sehen, mit glühenden Augen der Ankunft des leidenschaftlich geliebten Studenten entgegensehend und hin und wieder an die alte Jetta eine Frage richtend, die von der rastlosen Thätigkeit seiner Seele zeugt und der guten Wärterin nicht selten einen heillosen Schrecken einjagt. Dann kommt Rother — verschwunden ist plötzlich die anscheinende Teilnahmlosigkeit, sie eilt zum Piano und spielend ist sie Feuer und Flamme, Feuer und Flamme aber auch, wenn Rother spielt. Dann kommt hin und wieder der alte

Veitel, mit verwunderten Blicken seine vergötterte Enkelin betrachtend und den feinen Studenten, der mit „Grafens und Barons“ verkehrt. Einen Schatten wirft in dies holde Treiben die hartnäckige Behauptung der alten Jetta, daß Rother Priester werden wolle. Priester? Das ist für Daniella ein geheimnisvolles Wort, nur das eine ist ihr vorläufig verständlich, daß Priester allein durchs Leben gehen müssen. Kindlicher Groll ergreift sie gegen die christliche Religion, gleichzeitig aber auch gegen die Familie Asten, deren Einfluß sie Rothers Entschließung zuschreibt. Namentlich erzürnt ist sie auf Helene, welche sie mit Rother freundlich verkehren sieht. Sie vermag nicht einzusehen, daß nichts als Freundschaft die beiden jungen Leute verbindet, sie kennt als Band zwischen Jüngling und Jungfrau nur die Liebe. Und doch feiert sie den Triumph, Rother, wie sie wähnt, den Astens entrissen zu sehen, indem er dem geistlichen Berufe entsagt und aufs Konservatorium geht!

Ihre Liebe zu dem schönen Musiker bleibt nicht allein die alte, sie wächst zu höherer Glut. Was nur dunkel im Herzen des Mädchens schlummerte, steht nun klar vor der Seele der Weltdame: sie will den schönen Künstler ganz für sich gewinnen. Dahin zu gelangen, giebt es keinen anderen Weg für sie als durch die katholische Kirche. Energisch, zögert sie keinen Augenblick, ihn einzuschlagen. Kaum aber hat sie einige Schritte auf dem neuen Pfade gethan, als ihre Leidenschaft sie überwältigt und gegen ihren Willen den geliebten Mann zwingt, sich von ihr loszusagen.

Bis hier ist die Entwicklung meisterhaft und psychologisch richtig. Es ist auch trefflich begründet, daß Daniella sich dem geheimnisvollen Treiben Holderns anschließt. Der harte Schlag, der sie getroffen, mußte Daniella nach einer anderen Seite stoßen. Sie war zerfallen nicht allein mit dem Abgott ihres Herzens, sondern mit dem christlichen Glauben, dem

sie die Schuld ihres herben Verlustes zuschrieb. Nun glaube ich aber, daß es ein gewagter Versuch war, Daniella unter die Kommunisten zu schicken — alles ist glänzend klargestellt, nur daß sie gerade zu diesen geht, ist nicht gut begründet. Es kann ja sein, daß Holdern sie durch glänzende Schilderungen berückt hat, aber das weiß der Leser nicht, ihm werden nur Andeutungen gegeben, nicht Thatsachen. Daniella hat im bisherigen Verlaufe der Handlung sehr wenig politischen Geist gezeigt und nun geht sie auf einmal zu einer Partei über, die sich die höchstliegenden Ziele gesetzt? Die Dichterin begnügt sich mit der kurzen Notiz: „Ihre innere Anlage sympathisierte mit freien Bestrebungen dieser Art.“ Das mußte dem Leser aber schon vorher durch Thaten gezeigt werden; so ist es nicht ganz richtig. Nun, wir müssen es hinnehmen und uns Daniella so gefallen lassen, wie die Dichterin sie uns vorführt. Leider ist es nicht mehr die alte liebe Gestalt. Sie ist herbe geworden, ein anderer Geist wohnt in ihr, der Geist des Hasses und der Rache. Nur ein Lichtgedanke ist ihr geblieben, die Liebe zu Rother. Und diese ist es, die sie uns trotz aller Mängel und Verirrungen in milderem Lichte erscheinen läßt. War es doch die Liebe, die sie in den Abgrund riß. Ihr endliches Schicksal kann natürlich nicht Sühne sein, aber es bringt sie dem Leser menschlich nahe.

Ich finde in dem Romane keinen zweiten Charakter, der so glänzend gezeichnet, doch muß man auch den übrigen alle Anerkennung zollen. Die kleine Henny ist eine allerliebste Gestalt; Helene ist nicht so anziehend, sie zwingt uns aber volle Achtung ab; Graf Asten, Baron Hohenwaldau, Frau von Velden werden uns liebe Bekannte. Selbst Personen, die nur vorübergehend in die Handlung eintreten und spurlos wieder verschwinden, bleiben lebhaft in der Phantasie des Lesers haften, z. B. der alte Veitel, Gaston de Bussy u. a.

3.

M. Herbert.

In die gleiche Reihe mit den besten Romanschriftstellerinnen unserer Zeit ist nach allgemeinem Urteil die unter dem Namen M. Herbert schreibende Dame zu stellen. Aus Gründen, die den Eingeweihten selbstverständlich sind, kann der Verfasser hier eine Charakteristik der Schöpfungen M. Herberts nicht geben, sondern muß sich begnügen, seine Urteile aus jener Zeit zu wiederholen, wo er die Dichterin noch nicht kannte und sie noch öffentlich loben durfte.

Im Jahre 1884 veröffentlichte M. Herbert den bereits in zweiter Auflage erschienenen Roman „Das Kind seines Herzens“, welchen ich im „Litterarischen Handweiser“ Nr. 372. 373 wie folgt beurteilte:

Das ist endlich wieder einmal ein Roman, von welchem man mit ungemischter Freude dem Publikum Kenntnis geben kann, ein Roman, der nicht ist wie so viele andere, und dessen Verfasser oder Verfasserin sich nicht in den ausgetretenen Geleisen der modernen Novellistik bewegt. Das „Kind seines Herzens“ ist ein junges Mädchen, welches er, als es beim Tode seiner Mutter kaum zwei Jahre alt war, zu sich nahm, und er selbst ist ein menschenfeindlicher Graf v. Heßlar, welchen Erfahrungen in der Gesellschaft zu dem gemacht haben, was er ist. Jenes Kind erzieht er nun ganz für sich

und abgeschlossen von der Welt; nur seine Gedanken nimmt es in sich auf, nur seine Ansichten eignet es sich an, so daß er glaubt, es zu seinem Ebenbild gemacht zu haben. Er vergöttert Alexandrine, die zu einer wahren Schönheit heranwächst — da aber kommt sie mit der Welt in Berührung, die bis jetzt für sie mit einer chinesischen Mauer umzogen war, sie lernt die Vergnügungen der Gesellschaft — wenn auch vorläufig nur ganz oberflächlich — kennen, sie sieht andere Menschen und vor allem andere Männer — ihr junges Herz sehnt sich aus der Einsamkeit hinaus in das rauschende Wogen der Städte, und da erkennt er mit tiefinnigem Schmerze, daß sie doch nicht das Kind seines Herzens, sondern vielmehr ganz das Kind ihres Vaters, des genialen, aber verkommenen Musikers ist. Er verstößt sie. Aber die Geschichte endet nicht mit einer so grellen Dissonanz: es wird durch den Bruder des Menschenfeindes eine Versöhnung angebahnt, die das Herz des Getäuschten einigermaßen beruhigt.

Dieser, nur in großen Zügen wiedergegebene Gang der Handlung und der Entwickelung jenes eigentümlichen Verhältnisses zeigt uns, welch eine mächtige Tragik in der Gestalt des Grafen verborgen liegt. Er, der mit seinem liebebedürftigen Herzen nie geliebt hatte, giebt sein ganzes Fühlen einem adoptierten Kinde hin, und in dem Glauben, was Alexandrine ihm sei, das sei er auch ihr, sieht er sich in seiner ganzen Hoffnung getäuscht! Das ist mit bewunderswerter Feinheit dargestellt, der ganze Seelenprozeß liegt offen vor unseren Augen. Nicht minder treffend ist geschildert, wie die niedergehaltene leidenschaftliche Natur Alexandrinens sich endlich Luft macht, wie sie, aller Schranken spottend, den ihrer Jugend zukommenden Teil am Leben verlangt, wie sie dann sogleich geneigt ist, dem ersten Manne, welchem sie begegnet, ihr unerfahrenes Herz zu schenken, und wie sie erst

dann, als sie sich weiter in der Männerwelt umsieht, sich auf sich selbst besinnt. Auch die übrigen Personen bis zur unbedeutendsten herab sind brillant gezeichnet; einzelne geschickt eingestreute Charakterzüge sind geradezu genial erdacht. Die Darstellung ist elegant und geistvoll; wäre sie nicht so häufig von den eigenen Reflexionen des Verfassers unterbrochen, so würde sie eine noch höhere Wirkung ausüben. Aber genug: „Das Kind seines Herzens" wird sich in die Herzen der Leser einzuschmeicheln und sich einen Platz darin zu bewahren wissen.

Im folgenden Jahre erschien der Roman: „Jagd nach dem Glück", welchem ich in Nr. 394 des genannten Litteraturblattes folgende Besprechung widmete:

Seite 157 dieses Romans bemerkt Frau Alden über ein von weiblicher Hand geschriebenes Buch, das von einem Recensenten arg mitgenommen worden: „Vielleicht hat es wenig Esprit? Den suchen die Männer vor allem in belletristischen Erzeugnissen." Wenn die liebenswürdige Frau Alden mit ihrem Ausspruche recht hat, so darf die geschätzte Verfasserin des obigen Romans sicher sein, daß ihr Produkt von der Männerwelt günstig aufgenommen wird. Denn ihr Roman giebt in der That Zeugnis von einem scharf denkenden Geiste, welcher Welt und Menschen mit kritischen Augen betrachtet und mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge hält. Sie selbst als Erzählerin wie auch ihre Personen sprühen von geistvollen Bemerkungen, leicht hingeworfenen originellen Aperçus, welche in unserer Seele blitzartig eine ganze Gedankenreihe entzünden. Es würde schwer sein, trotz der Fülle der Sentenzen auch nur eine triviale zu finden; und doch, offen gestanden, wurde mir etwas schwül bei diesem verwirrenden Reichtum. Ich legte mir die Frage vor: Ist es richtig, den Roman in dieser Weise als Hilfe für Feuerwerkskörper zu benutzen? – und ich mußte sie ver-

neinen. Denn dadurch, daß die Verfasserin sich stets selbst redend einführt, unterbricht sie den Fluß der Erzählung, der bei einer epischen Dichtung ein stetiger sein soll.

Doch, wollen wir davon absehen und den Roman nehmen, wie er ist, so müssen wir gestehen, daß er ein glänzendes Zeugnis ablegt für eine durchaus originelle Dichterkraft. Wenn ich von der ersteren novellistischen Arbeit der Verfasserin („Das Kind seines Herzens") seiner Zeit sagte: sie bewege sich nicht in den ausgetretenen Geleisen der Novellistik, so ist damit noch zu wenig gesagt; die Dichterin ist auf dem Gebiete der katholischen Erzählkunst eine ganz neue Erscheinung. Eine solche Kraft der Charakteristik wie sie besitzt nur noch Ferdinande v. Brackel; und doch sind die Mittel, mit welcher beide Damen die großen Wirkungen ihrer Romane erreichen, verschiedener Natur. M. Herbert schildert Charaktere mit wenigen Worten, jedes Wort aber ist sozusagen ein unentbehrlicher Strich in der kühn entworfenen Zeichnung: nehmt ihn fort, und die Karikatur ist fertig. Häufig ist es ein seltsames und doch nicht gesuchtes Bild, das uns mehr sagt als langatmige Schilderungen. Zum Beispiel: „Es giebt zweierlei Arten von Koquetten: die einen wollen Triumphe, einen über den andern, und denken nicht weiter; die anderen lassen ihre Erfolge spielend durch die Hände gleiten, immer bereit, zur gelegenen Zeit die schlanken, weißen Finger zu schließen, damit etwas Reelles bleibe. Lucia Scoltoni gehörte zu den letzteren." Gleich glückliche Züge, die uns blitzartig das Innere eines Charakters enthüllen, könnte ich eine ganze Reihe anführen. Häufig mischt sich in die Charakterzeichnungen der Dichterin eine leise Ironie; sie blickt gleichsam als Humorist auf die von ihr geschaffenen Figuren herab und macht uns mit gutmütigem Lächeln auf deren kleine Schwächen aufmerksam. Damit ist sie einem naheliegenden Fehler aus dem Wege gegangen, dem nämlich,

ihre Lieblingsfiguren über Gebühr zu idealisieren. Sie führt uns eine Reihe bedeutender Menschen vor; aber keiner ist mehr, als die Wirklichkeit es zuließ, über das Mittelmaß erhoben.

Da haben wir den talentvollen Journalisten Remigius Fahrenbach, dessen Schwester, die graziöse Equilibristin, die leidenschaftliche und doch kalt berechnende Lucia Scoltoni, den menschenfeindlichen Orla u. s. w. — Alle stehen mit einer Anschaulichkeit gezeichnet vor uns, wie wenn sie schon lang von uns gekannte Persönlichkeiten wären. Die meisten von ihnen befinden sich auf der „Jagd nach dem Glück"; was sie aber für den Gipfel des Glückes ansehen und mit aller Macht zu erreichen wünschen, das entflieht schließlich ihren Augen als ein leeres Phantom, und sie finden ihre Befriedigung in einem ganz anderen, als sie geahnt. Fahrenbach arbeitet für Ehre und Ruhm — er erringt beides nicht in einer von Gott abgewandten Schriftstellerei, er findet aber seine Seelenruhe nach langen Kämpfen wieder in dem Glauben seiner Kinderjahre. Der plötzliche Tod seiner Schwester bringt ihn auf ernste Gedanken. Sie, die in ihrer Kindheit zu einer Kunstreitergesellschaft entlaufen war, tritt am Wohnort ihres Bruders — selbstredend unter einem nom de guerre — auf. Ein Freund Fahrenbachs verliebt sich in sie und will sie heiraten. Fahrenbach warnt ihn dringend vor der ihm unbekannten Schwester, worauf jener sein Wort zurückzieht. Infolgedessen tritt Rosa wieder öffentlich auf, und als sie den ungetreuen Liebhaber unter den Zuschauern entdeckt, thut sie einen Fehltritt, der ihr den Tod bringt. In der Leiche der schönen Equilibristin erkennt Fahrenbach seine Schwester, an deren Tod er indirekt schuldig ist. In dieser Verwicklung liegt eine tiefe Tragik, die jeden Leser ergreifen muß. Fahrenbach erfährt noch weitere Läuterung. Er verliebt sich in die dämonische Lucia Scoltini und glaubt in

ihrer Liebe sein Glück zu finden. Aber sie ist ihm unerreichbar, und er verlobt sich mit einem stillen, einfachen Mädchen, mit Jenny Walther. Erst als er sich so gebunden, erfährt er, daß auch Lucia ihn liebt; seine alte Leidenschaft flammt empor — doch er bekämpft sie, denn er sieht ein, in Lucia findet er nie sein Glück. Das bescheidene Veilchen Jenny kann es ihm bieten, nicht die üppige tropische Orchidee Lucia.

Und auch Lucia befindet sich auf der „Jagd nach dem Glück“. Freiheit, Reichtum, Ansehen — das sind ihr die Bedingungen des Glückes, und sie sucht es in einer „guten Partie“. Ihr Herz fragt sie nicht, ihre Eitelkeit, ihre Genußsucht geben den Ausschlag. Aber welch bittere Erfahrungen muß sie machen! Ein Prinz wird ihr entrissen, ein Oberst verschmäht sie, — ist es nicht unzart, daß sie sich ihm förmlich anbietet? — und als endlich ihr Herz seine Rechte geltend macht und Fahrenbach entgegenschlägt, da gehört er einer andern. Und dann kommt der herbste Schlag! Sie, die Stieftochter eines Prinzen, wird hinausgestoßen ins feindliche Leben, sie verliert alles, und nun mag sie auch das letzte nicht behalten, das Leben — doch die Hand Gottes rettet sie. Sie findet ihren rechten Vater wieder, und an seinem Herzen gesundet sie. Hinter den stillen Klostermauern kehrt in ihre unruhige Seele der ersehnte Frieden ein. Auch Rosa, Fahrenbachs Schwester, machte die „Jagd nach dem Glücke“ mit — aber sie fand es nicht. Der heiß geliebte Mann bewies sich als einen Feigling, und der Tod entriß sie einem harmvollen Dasein. Die Geschichte Rosas, als unlösliche Episode dem Ganzen eingereiht, ist von großer Schönheit. Jenny Walther, die stille Arbeiterin, hat den Kopf voll hochfliegender Ideale. Sie verrinnen wie Nebel vor der unerbittlichen Sonne der Wirklichkeit, und ihr Glück findet sie in einem Manne, der sich nicht als ein Ideal erwiesen hat.

Kurz, es ist die „Jagd nach dem Glück“ in allen Gestalten, und überall findet sie den rechten Abschluß. Dasselbe darf man von der Handlung sagen, jedoch mit einer Einschränkung. Der Schluß ist nämlich nicht so packend als die ersten drei Viertel des Romans; hier hätte die Verfasserin sich kürzer und drastischer fassen können. Doch das fällt nicht sehr ins Gewicht, die „Jagd nach dem Glück“ ist ein Roman von hervorragender Bedeutung, dessen Verfasserin vielleicht berufen ist, Hohes zu leisten.

Als Novellistin begegnen wir der Dichterin im folgenden Abschnitt.

4.

Philipp Laicus.

Philipp Laicus hat in den letzten Jahren eine große schriftstellerische Thätigkeit entwickelt. Im Jahre 1872 erschien der zweibändige Roman „Ringende Mächte", 1873 der ebenfalls zweibändige „Silvio". Ein Jahr später veröffentlichte er die Erzählung „Der Sonderling", 1876 „Der Arzt", 1878 den umfangreichen Roman „Um Geld und Gut", 1881 „Haus Prozzius", 1883 „Irma", sowie eine ganze Reihe geschichtlicher Erzählungen, denen wir in der zweiten Abteilung begegnen werden. Außerdem erscheint Phil. Laicus vielfach als Übersetzer und Bearbeiter fremdländischer Romane.

Laicus ist übrigens nicht des Dichters rechter Name, er heißt vielmehr Philipp Wasserburg. Geboren wurde er im Jahre 1827 am 11. Oktober in Mainz, als Sohn unbemittelter Eltern. Nach dem Besuch der Volksschule trat er mit dem elften Jahre in das Gymnasium, um sich zum Studium der Theologie vorzubereiten. Längere schwere Krankheiten, mehr noch des Knaben unbändiger Drang nach Freiheit, machten ihm die Absolvierung der Gymnasial-Studien eben nicht leicht. Als er aber das Abiturientenexamen bestanden, war es mit dem geplanten Studium der Theologie nichts; denn er hatte am Glauben Schiffbruch gelitten; er

ging deshalb zur Jurisprudenz über und bezog die Universität Gießen im Jahre 1846, wo er unter den schwersten Entbehrungen seinen Studien oblag. Die Bewegung des Revolutionsjahres riß ihn zu lebhaftem Anteil hin, er schloß sich der äußersten fast socialdemokratischen Richtung an, ohne daß jedoch seine politische Stellung auf seine äußere Lage Einfluß gehabt hätte. Allerdings mußte er seine Studien für ein Jahr aufgeben, indessen war diese Unterbrechung nur die Folge seiner Mittellosigkeit. Im Jahre 1850 machte er das juristische Fakultätsexamen und wurde dann Accessist bei dem Großherzoglichen Bezirksgerichte zu Mainz. In dieser Stellung aber durfte er nicht, wie ehemals als Student, ungestraft sein politisches Glaubensbekenntnis offenbaren; er wurde schon bald auf ein Jahr suspendiert, und war gezwungen, als Anwalts-Clerk zu arbeiten. Die Politik nahm in dieser Zeit sein ganzes Interesse in Anspruch. Er arbeitete im Dienste seines Ideals als Journalist und Mitglied einer geheimen Verbindung kommunistischer Natur. Die Folge war gänzliche Entfernung aus dem Staatsdienste und eine fast anderthalbjährige Haft. Als ruinierter Mann kam er aus dem Gefängnisse und mußte sich als Korrektor am „Mainzer Journal“ seinen Unterhalt verdienen. Wenige Wochen darauf, im Jahre 1856, verheiratete er sich mit Elise Steiger, Tochter eines Schuhmachermeisters in Mainz. Im Laufe der Jahre änderten sich seine Ansichten vollständig, er wurde wieder ein gläubiger Katholik. Im Jahre 1870 schloß er seinen Frieden mit der Kirche. Nur seinen politischen Ansichten ist er, wenn wir aus seinen Romanen einen Schluß ziehen dürfen, treu geblieben; er scheint noch immer ein echter Republikaner. In der Zeit vom April 1872 bis Ende 1873 übernahm er die Redaktion des „Mainzer Journals“, welche ihm wegen des sog. Kaiserbriefes zwei Monate Festung einbrachte. Seit jener Zeit

lebt er freier schriftstellerischer Thätigkeit und widmet sich dem Wohle seiner Vaterstadt als Stadtverordneter und dem Wohle des Landes als Vertreter des Offenbachschen Landkreises im hessischen Landtag.

Seine mit fünf Kindern gesegnete glückliche Ehe wurde leider am 26. Oktober 1877 durch den Tod seiner Gattin zerrissen.

Wie man sieht, hat Wasserburg eine geistig bewegte Vergangenheit hinter sich. Er hat im eigentlichen Sinne des Wortes mit der Zeit gelebt, hat ihre oft genug nebelhaften Ideeen mit Leidenschaft in sich aufgenommen und sie ebenso feurig zu vertreten gesucht. Jedes große Ereignis der politischen und socialen Entwicklung, jeder neue große Gedanke hat ihn mit zauberhafter Gewalt ergriffen. Kein Wunder also, wenn der fiebernde Pulsschlag der Zeit in all' seinen Werken sich bemerklich macht.

Häufig genug hat man Laicus mit Konrad von Bolanden auf die gleiche Stufe dichterischer Begabung gestellt. Mit entschiedenem Unrecht. Durch Bolandens ganzes schriftstellerisches Wirken geht doch ein großartiger Zug; welthistorische Personen und Begebenheiten, gewaltige Kämpfe und Thaten, himmelstürmende Gedanken und Leidenschaften heben seine Dichtungen hoch über das Niveau des Gewöhnlichen. Laicus sucht seine Stoffe zumeist aus dem bürgerlichen Leben, welchem er durch Hineinspielen bedeutender Ideeen wirksames Relief verleiht, und in seinen historischen Romanen tritt die erfundene Handlung vor der geschichtlichen Thatsache in den Hintergrund. Andererseits aber muß nachdrücklich betont werden, daß Laicus größere künstlerische Bildung besitzt als sein Kollege Bolanden. Er weiß sich zu beherrschen und läßt meist eine weise Mäßigung walten. Freilich wird dem Dichter aus feindlichem Lager der Vorwurf nicht erspart bleiben, seine Romane seien Tendenz-

romane; denn man verwechselt ja leicht die objektive Darstellung einer bedeutenden Idee mit Tendenz. „Tendenz!" wird da der Liberale rufen, weil die katholische Idee einen breiten Raum einnimmt und im günstigsten Lichte erscheint; „Tendenz!" der Socialdemokrat, weil die Bestrebungen seiner Partei rücksichtslos enthüllt werden; „Tendenz!" der Jude, weil die Kniffe seiner Glaubensgenossen so, ich möchte sagen, sachkundig vorgeführt werden, u. s. w. So könnte schließlich jede Partei, nur eine nicht, dem Dichter tendenziöse Bestrebungen vorwerfen, denn der Dichter hat seine Stoffe so gewählt, daß sich in seinen Romanen so ziemlich das ganze politische und sociale Leben der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit wiederspiegelt. In „Ringende Mächte" schildert er die Bestrebungen der Freimaurer, der Socialdemokraten und ihre geheimnisvollen Wühlereien; auch zieht er die kirchliche Bewegung aus den Konzilstagen hinein. In „Silvio" führt er uns auf italienischen Boden, mitten in das Treiben der gesetzlosen Schwärmer für die Einheit Italiens. Das Bild, welches er von Rom, den römischen Zuständen und dem päpstlichen Hofe entwirft, ist ein umfassendes. „Der Sonderling" bringt uns nach Deutschland zurück. Wir befinden uns im Hause des reichen Fabrikanten. Die ergreifenden Wechselfälle des geschäftlichen Lebens, wie sie gerade die Milliarden-Jahre in so reicher Fülle hervorgebracht, ziehen in bunter Reihe an uns vorüber. Selbst ein Strike fehlt nicht dabei. In „Der Arzt" geht er mehr auf das religiöse Gebiet hinüber. In „Um Geld und Gut" hat er das Treiben der Juden zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht. Besonders hat er die Kniffe der Mosaiten gegenüber dem unerfahrenen, machtlosen Landmann sorgfältig und anschaulich geschildert. In „Das Haus Prozzius" stellt er liberale und echt christliche Fabrikanten einander gegenüber und in „Irma" behandelt er die oft zum

Vorwurf von Romanen gemachten Gegensätze: „Adelig und Bürgerlich“. Doch sind die dargestellten Ereignisse hin und wieder allzu grell, ja entsetzlich. Von einem Plane, den die Kunstreiter in dem letztgenannten Romane ersinnen, sagt Laicus selbst (I, 221), daß er „wegen seiner Scheußlichkeit unglaubwürdig erscheinen müßte, wenn nicht die Gerichtsverhandlungen unserer Tage den schauderhaften Abgrund erleuchteten, in welchen der lediglich der Stimme seiner Leidenschaft Gehör schenkende Mensch stürzt . . .“ Das ist richtig, es giebt solche Menschen; aber ihre Unthaten sollten nur beschrieben werden vom Protokollführer und dann begraben bleiben in den Gerichtsakten. Poetisch behandelt zu werden verdient nicht das kalt überlegte Verbrechen, sondern die menschliche Schwäche, die sich ja auch zu einem Verbrechen hinreißen lassen kann.

Alle seine Romane sind aber mehr oder weniger Kundgebungen eines mit den modernen Zuständen unzufriedenen Geistes. Daß die alte deutsche Treue überall verschwindet; daß der Glaube angefeindet wird von allen Seiten; daß die Erziehung der Jugend in verkehrter Weise gehandhabt wird; daß die gesellschaftliche Heuchelei und eine laxe Moral allenthalben gebräuchlich wird; daß Ehrlichkeit in Handel und Wandel ein „ausgegangener Artikel“ ist — das reizt ihn zu wuchtigen Angriffen gegen die verrotteten Zustände.

In mehrere seiner socialen Romane hat der Dichter mit kunstsinniger Berechnung historische Begebenheiten verwebt, immer aber so, daß sie nicht zur Hauptsache werden. In „Silvio“ spielen sie eine bescheidene Rolle, trotzdem sie einen breiten Raum einnehmen. Aber sie liefern dem Dichter die nötige Maschinerie, die Handlung in Bewegung zu setzen. Ohne die Garibaldinische Insurrektion würde z. B. Morigno nicht imstande gewesen sein, seinen Anschlag auf Lucia ins Werk zu setzen.

Es muß hier übrigens gleich angemerkt werden, daß in genanntem Romane die Beschreibungen der verschiedenen Gefechte einen ungebührlich großen Raum einnehmen. Wenn man auch anerkennen muß, daß dieselben recht anziehend geschildert sind, so beleidigen sie doch die Ökonomie des Romanes und damit auch den Leser. Verwundert fragt man sich: wozu das alles? die eigentliche Handlung bleibt während dieser Kämpfe ja stehen! Zudem sind diese Kämpfe in militärischer Hinsicht doch von untergeordneter Bedeutung, Bagatellen im Vergleiche zu den Schlachten unserer kriegsgewohnten und kriegslustigen Zeit.

Auch in „Um Geld und Gut“ sündigt Laicus gegen die Gesetze künstlerischer Komposition. Dort ist die zweite Abteilung fast überflüssig, sie steht mit der Haupthandlung in zu loser Verbindung. Das einzige, was sie mit dem Ganzen zusammenhält, ist die Einheit der Personen.

In „Der Arzt“ kann es nicht gebilligt werden, daß seiten-, ja bogenlange Gespräche über Politik, Staatsformen und Religion geführt werden. Die Ökonomie der Handlung wird durch solche unverhältnismäßig breite Ausführungen wesentlich beeinträchtigt.

Doch nur hier sündigt Laicus gegen den Bau der Handlung. Im übrigen beachtet er streng alle Gesetze, welche die Kunst dem Dichter zur Erzielung künstlerischer Effekte vorschreibt. Geradezu meisterhaft kann der Aufbau und die Ausführung der Handlung in „Der Sonderling“ genannt werden. Sie spannt lebhaft bis zum Schlusse. Freilich hat dieser Roman vor den übrigen unseres Dichters ganz besondere Vorzüge. Vor allem hat er eine, zwar äußerlich wenig hervortretende, aber doch äußerst interessante Handlung. Die Liebe der kleinen Dora zu dem armen Maler und der derben Johanna zu dem etwas unselbständigen Sohne Gläsers, der Aufstand der Arbeiter, die Agitationen des alten Gläser

und die Gegenbestrebungen Lebrechts nehmen die Teilnahme des Lesers vollauf in Anspruch. Und ebenso ist die Handlung sehr spannend in „Irma“.

Nicht ganz so anziehend, doch immer noch interessant, ist die Handlung in „Silvio“. Um die revolutionäre Bewegung im päpstlichen Rom und innig mit ihr verbunden bewegen sich die verbrecherischen Anschläge des Grafen Morigno auf sein Mündel Lucia, die Liebe dieser zu dem edlen Antonio, endlich die Liebe des prächtig gezeichneten Pablo Caraffi zu der holden Teresita.

Äußerst lebendig ist auch die Handlung in „Ringende Mächte“. Schade nur, daß der Dichter hier eine solche Freude am Gräßlichen zeigt!

Die Handlung in „Um Geld und Gut“ ist unstreitig gut erfunden und aufgebaut. Namentlich muß hervorgehoben werden, daß Laicus hier das fast verbrauchte Motiv beiseite geschaffter Kinder, bez. der Findlinge, in neuer Weise behandelt hat.

In „Der Arzt“ endlich erhebt sich die Erfindung nur wenig über das Maß der gewöhnlichen Romanhandlung. Die Manipulationen Heinrich Friedliebs und seines sauberen Freundes Fritz Wolke streifen sehr ans Gewöhnliche. Solche Niedertracht verdiente in der That nicht, Gegenstand dichterischer Behandlung zu werden. Ebenso wenig die Dinge, welche in „Haus Prozzius“ geschehen. Nicht alles, was geschieht, kann auch im Roman behandelt werden.

Die Bedeutung Wasserburgs liegt aber in der Zeichnung der Charaktere. Mit wenigen Ausnahmen kann man den Gestalten in seinen socialen Romanen das Prädikat „gut“ zugestehen, die der historischen Erzählungen sind, wie wir noch sehen werden, fast alle vortrefflich. Er wählt sie meist aus den besser gestellten Ständen. Es sind Personen, die selten durch ihre natürlichen Anlagen eine Ausnahme-

stellung in der Gesellschaft einnehmen. Immer aber erregen sie — was ja für den Dichter die Hauptsache ist — unser lebhaftes Interesse und wissen es sich bis zum Schlusse zu erhalten. Zu bedauern ist nur, daß Laicus fast in jedem seiner Romane einen moralisch-häßlichen Menschen aufzuweisen hat. Wahrhaft erschreckend sind in dieser Beziehung einige Charaktere in „Irma“, z. B. die Gräfinnen Falkenhorst, Mutter und Tochter. Die erstere ist maßlos schlecht, sie trifft sogar Anordnungen, daß ihre Enkelin vergiftet werde. Die andere ist bloß herzlos und charakterschwach, obgleich auch ihr einmal eine „Gemeinheit“ unterläuft. Beide sind in den finstersten Vorurteilen gegen den Bürgerstand befangen, die sie zu den gehässigsten Auffassungen und Äußerungen fortreißen. Die Absicht des Verfassers geht dahin, den Stolz des Adels gegenüber dem Selbstbewußtsein des Bürgerstandes als unberechtigt erscheinen zu lassen. Dabei aber hat Laicus die alte Gräfin Falkenhorst zu einem Scheusal gemacht, welches so sehr abstößt, daß es schwer wird, an die Existenz eines solchen Wesens zu glauben. Laicus hat das offenbar selbst gefühlt, und er versucht deshalb, die Unwahrscheinlichkeit dadurch wieder gut zu machen, daß er die Gemütsart der Mutter auf ihre südliche Abstammung zurückführt. Das versöhnt den Leser jedoch nicht. Geht es denn wirklich ohne absolut schlechte Menschen nicht? Warum stellt man an Stelle derselben nicht endlich an sich nicht schlechte, aber durch die Gewalt der Leidenschaften irre geleitete Wesen? Das allein ist ein wertvolles Objekt dichterischer Darstellung.

Die Männergestalten unseres Dichters sind mit einigen Ausnahmen gut gezeichnet, die Mädchen- und Frauencharaktere fast durchweg gut. Namentlich versteht er es, die liebenswürdige Schelmerei und Naivität jugendlicher Mädchen darzustellen. Die besten Figuren hat wiederum „Der Sonderling“

aufzuweisen, an der Spitze diesen selbst, den Onkel Lebrecht. Weshalb der Dichter ihn einen Sonderling nennt, ist anfänglich nicht ganz klar; später erst enthüllt sich diese Bezeichnung als eine feine Ironie, als ein Spott auf unsere gesamten Zustände. Denn Onkel Lebrecht stellt überall den offenen, ehrlichen, mit einer guten Portion gesunden Menschenverstandes begabten Bürger der alten Zeit vor. Weil nun diese Eigenschaften den meisten unserer Zeitgenossen fehlen, ja von vielen für sehr überflüssig gehalten werden, deshalb nennt man ihn den „Sonderling“. Nun, wir können uns solche Sonderlinge schon gefallen lassen — nur mehr von der Sorte in unser modernes Leben, wir können sie gebrauchen! Onkel Lebrecht weiß nämlich sich und andern in allen Lagen des Lebens zu helfen. Wo alle ratlos stehen, da findet er auf einmal einen Ausweg, und merkwürdigerweise da, wo ihn schließlich jeder finden konnte, der mit guten Augen versehen. Wenn er aber hilft, so thut er das in einer so liebenswürdigen, anspruchslosen Weise, daß ihm jeder gut werden muß. Da ist z. B. die kleine Dora, seine Nichte, die es sich in den Kopf gesetzt hat, den armen Maler Willbrand zu heiraten. Der böse Papa will natürlich nichts davon wissen, weil der Farbenkünstler zwar viel Talent und Bilder, aber kein Geld aufzuweisen hat. Was ist da selbstverständlicher, als daß Dora sich an den allzeit hilfbereiten Onkel wendet? Der Sonderling hilft ja und bringt alles fertig, nämlich Dora zu einem andern Namen zu verhelfen.

Auch des Sonderlings Diener, der schwarze, zähnefletschende Phästos, wird uns ein guter Bekannter. Er ist seinem Herrn bis in den Tod ergeben; was er ihm befiehlt, thut er. Besonders angenehm sind ihm Aufträge, bei denen er seine muskulösen Arme in Anwendung bringen kann, z. B. jemanden die Treppe hinunterzuwerfen, revolutionäre

Arbeiter zu bändigen u. s. w. Dabei ist der Bursche so grotesk-komisch, daß man manchmal vor allem Lachen nicht zu sich kommt.

Eine höchst liebliche Figur ist die kleine Dora, der Liebling des Sonderlings; anziehend ist das kräftige Hannchen, welches ihren willensschwachen Liebhaber so energisch vor dessen tyrannischem Vater zu schützen vermag. Des Sonderlings Bruder Leopold besitzt bei weitem nicht den praktischen Blick, den gesunden Humor, der diesen so vorteilhaft auszeichnet. Er ist ein guter Mann, aber ein schlechter Geschäftsmann, dem obendrein auch noch die Ungunst der Zeit lähmend in den Weg trat. Er ist dem Bankerott nahe — da muß wiederum der Onkel Lebrecht den Schutzgeist spielen.

In „Silvio" ist der Garibaldiner Pablo Caraffi eine der besten Figuren. Seine fröhliche Verwegenheit sucht ihresgleichen. Je toller und gefährlicher das Wagnis, desto lieber ist es ihm. Für die Sache des jungen Italiens glüht er, er billigt aber nicht alle Mittel, welche angewandt werden, es zu einigen. Er steht deshalb hoch über den gesetzlosen Banden, welche am 14. Oktober 1867 die Grenzen des Kirchenstaates überschritten. Bezeichnend für seinen Charakter ist seine Weigerung, sich vom Papste begnadigen zu lassen unter der Bedingung, nie mehr gegen ihn die Waffen zu ergreifen.

Unter den Banditen sind sehr gut gezeichnete Gestalten, anziehend trotz ihrer Wildheit. Für die sauberen Grafen Morigno, Vater und Sohn, wird sich schwerlich ein Leser erwärmen. Auch in „Ringende Mächte" sind gut dargestellte Charaktere, im ganzen sind sie aber nicht so anziehend und menschlich nahe, wie in „Der Sonderling" und in „Silvio". Möglich, daß in dieser Dichtung zu viel Gewicht auf die Schilderung der Parteien gelegt ist.

In „Der Arzt“ ist namentlich der Held, Dr. Elko, eine anziehende Figur. Freilich, vom eigentlichen, gäng und gäben Romanhelden hat dieser Elko blutwenig an sich. Er reißt die Damen nicht hin, wo er sich nur sehen läßt, durch den „Zauber seiner äußeren Erscheinung“ — im Gegenteil, der mächtige Ziegenhainer, die nie oder sehr selten behandschuhten derben Hände, das freie Benehmen, das sich nun einmal nicht in die Grenzen konventioneller Höflichkeit pressen läßt; der gänzliche Mangel an landesüblicher Galanterie; die Hartnäckigkeit, mit der er dem weiblichen Geschlechte gegenüber an seiner Meinung festhält — das alles stößt sie eher ab. Ein starker Frauengeist muß es sein, auf den ein solcher Charakter Eindruck machen kann. Helene hat ihn; zwischen beiden geistesverwandten und doch verschiedenen Naturen entwickelt sich eine lebendige Freundschaft. Elko ist der stärkere, sein Gefühl überwältigt ihn nicht — ja, er meidet sofort Friedliebs Haus, als widrige Ereignisse die Ehre seines alten Vaters in Frage stellen. Am schönsten zeigt sich Elkos Charakter in jener grauenvollen Nacht, als die wilden Fluten Menschen und Gebäude in den Abgrund zu ziehen drohen.

Eine reizende Erscheinung in demselben Roman ist die kleine schelmische Eva, Helenens Schwester, die in drolligster Weise ihre Pensions-Erlebnisse und Kniffe vorzubringen und anzuwenden versteht. Man lese nur, wie sie das Gebaren der Pensionsvorsteherin, vulgo Distelfink, nachzumachen versteht; wie sie die Erziehungsmethode parodiert und aus ihrer Schwester Helene die kleinen Herzensgeheimnisse herauslockt. Man glaubt die Kleine wahrhaftig vor sich zu haben, ihr silberhelles Lachen zu hören und ihr schäkerndes Kosen.

Helene dagegen ist zu ernst gehalten, ihre Bildung überschreitet zu weit das Maß, das man heutzutage an Damen zu finden gewohnt ist. Ich halte diese Helene für

ein Kunststück des Dichters. Er beabsichtigte, die großen Fragen der Gegenwart zur Sprache zu bringen und sie von seinem Standpunkte aus zu beleuchten. Er wählte also für seine Person den Doktor Elko, als Gegnerin eben diese Helene. Ein solcher beständiger Meinungsstreit nur unter Herren wäre bald langweilig geworden, mit einer Dame wurde und blieb er unterhaltend. Dabei ist Helene aber ein wenig gelehrt geworden, und das steht ihr nicht gut.

Malvine ist eine sehr gelungene Figur. Aber an den mehr in den Vordergrund tretenden Männern ist außer an Elko wenig Gutes zu finden. Heinrich Friedlieb zumal ist ein durchaus abstoßender Charakter. Mir will es scheinen, als könne solch' ein verworfener Leichtsinn, der lediglich des Renommierens wegen den Ruf eines edlen Mädchens in Gefahr bringt, nicht existieren. Doch, er kann es, aber dann überlegt der Renommist nicht mit solch' kaltem Verstande, auf welche Weise er seinen bösen Zweck erreichen könne; dann geht er „unbewußt", wie von einem dunklen Drange, der eben sein Charakter ist, getrieben, zu Werke. Und dann diese bodenlose Frechheit, mit welcher Heinrich dem getäuschten Mädchen sagen läßt, er wolle nichts mehr mit ihr zu schaffen haben!

Fritz Walke, Heinrichs getreuer Helfershelfer, taugt nichts mehr als jener. Das Verhältnis beider zu einander ist ein ähnliches wie Falstaffs zu dem Prinzen Heinz, mit dem einzigen Unterschiede, daß Walke kein Falstaff und Heinrich kein Heinz ist. Dazu fehlt beiden eben alles, und dann sind die beiden unsterblichen Gestalten Shakespeares auch keine Schufte. Es ist schade, daß der Dichter in Fritz Walke so manchen Charakterzug gelegt hat, der notwendig an den dicken John erinnern muß, so namentlich seine Manie, Zahlen zu seinem Vorteil in arithmetischer Progression

zu vergrößern. Das muß ja unausbleiblich zu einer Parallele führen!

Aus den Gestalten in „Um Geld und Gut“ erwähne ich zunächst den liebenswürdigen Eugen von Raven. Der sorglose Leichtsinn einer gesunden Jugendkraft, der überlegungslose Enthusiasmus für große Bewegungen im gesellschaftlichen und staatlichen Organismus; die lächelnde Kaltblütigkeit in drohender Gefahr ist sehr gut zur Darstellung gebracht. Dazu kommt ein reines, unverfälschtes Gemüt und eine großherzige Gesinnung, um Eugen zu einer höchst anziehenden Erscheinung zu machen.

Von seinem Freunde wunderlichen Namens: Nepomuk Mühlthor, späterem Hüon Borella, kann man dasselbe nicht sagen; er ist ein Pedant und gehört als solcher in die gefürchtete Klasse derer, die es mit Bewußtsein sind. Ein junger Mann, der so unerschütterlich fest auf eigenen Füßen steht, der kalt lächelnd auf die ihm unverständliche Gemütserregung eines Freundes herabzusehen vermag; ein junger Mann endlich, der mit mathematischer Gewißheit die „Thorheit“ eines Unternehmens vorauszusagen vermag, gewinnt selten die Herzen der Leser.

Dagegen ist die Baronin von Raven anziehender. Der Adelsstolz dieser mit sechzehn Ahnen beglückten geborenen Bärenklau gewinnt dem Leser manches Lächeln ab. Zürnen kann man ihr aber nicht, denn sie ist im Grunde doch eine gute, harmlose Person, mit kleinen Schwächen und Eigentümlichkeiten, wie sie dem weiblichen Geschlechte kaum fehlen dürfen.

Die Juden sind ohne Ausnahme mit großer Gewandtheit und Frische „nach dem Leben“ gezeichnet. Schließlich sei noch des Fürsten gedacht, der, obgleich er kaum in den Vordergrund tritt, doch mit wenigen Zügen ungemein anschaulich vor unsern Augen steht.

Die Art, wie Laicus die Charaktere in seinen Dichtungen zur Darstellung bringt, ist die kunstgemäße. Namentlich in „Der Sonderling" treten die Gestalten der Personen in plastischer Anschaulichkeit vor das Auge des Lesers.

Wir haben Laicus als den Verfasser socialer Romane loben können, aber auch tadeln müssen. Es freut uns, ihm in der zweiten Abteilung um so rückhaltloser Beifall spenden zu können.

5.

Franz Bonn. Ernst Lingen. Hans Jordaens. Josephine Flach. Emma von Brandis. Max Ulrich von Böhn.

Franz Bonn (geb. 18. Juli 1830 zu München), ein beliebter lyrischer Dichter und Humorist, fürstlich Thurn und Taxischer Präsident in Regensburg, versuchte sich in „König Mammon" auch auf dem Gebiete des Romans. Er lieferte ein umfangreiches Bild aus der Gegenwart, um zu zeigen, wie seltsam die Verehrung für den mächtigen Herrscher sich kundgiebt und auf wieviel verschiedene Weisen die breitesten Schichten der Bevölkerung ihm unterthänig huldigen. Seine Absicht ist ihm vollauf gelungen. Der Roman ist reich an spannender Verwicklung, die Fäden einer weitverzweigten Handlung sind vielfach verschlungen und werden schließlich in befriedigender Weise gelöst. Die Charaktere fesseln indessen wenig, da es ihnen an Tiefe und Anschaulichkeit fehlt.

Hervorragende Leistungen verdanken wir Ernst Lingen, unter welchem Namen sich eine Dame, Elise Schilling, verbirgt. Sie ist ein Talent, das unter harten Kämpfen seine Entwicklung fand. Geboren am 30. August 1832 als Tochter eines Bürgerschullehrers in Erkelenz bei Aachen, hatte sie nach dem frühen Tode ihres Vaters nicht die Mittel, sich eine höhere Bildung anzueignen, im Gegenteil war sie

gezwungen, sich in Unterstützung der Mutter häuslichen Arbeiten zu widmen. Erst später wurde ihr die Möglichkeit geboten, sich weiter auszubilden. Schriftstellerisch trat sie zuerst in den sechziger Jahren mit Kalender-Erzählungen hervor, welche sie indes nur in kleinen Kreisen bekannt machten; ihren Ruf begründete sie erst, als aus einem von der Kölnischen Volkszeitung erlassenen Wettbewerbs-Ausschreiben ihr Roman: „Vergieb und vergiß“ als preisgekrönt hervorging. Ein paar Jahre später veröffentlichte sie den Roman: „Ein Wort aus Kindesmund“ und in der letzten Zeit einige Novellen, welche indessen nicht dazu beigetragen haben, ihren Ruhm zu vergrößern.

Was wir an Ernst Lingen, nicht als Haupt-, sondern als eine besondere Eigenschaft bezeichnen möchten, das ist das bei schriftstellernden Damen seltene Talent, eine weit verzweigte, fest ineinander greifende Handlung aufzubauen. Zeigte es sich in dem ersten Roman in nicht eben hohem, aber im Vergleich zu anderen schriftstellernden Damen noch bemerkenswertem Grade, so tritt es in „Ein Wort aus Kindesmund“ in wirkungsvollster Weise hervor. Die ganze Anlage dieses Romans zeugt von hoher Sicherheit in der Verbindung von scheinbar weit auseinander liegenden Begebenheiten, in der Einfügung kleiner Momente, die später von großer Bedeutung werden. So sind z. B. drei Personen Zeugen eines Vorganges gewesen, der für die Handlung von entscheidender Wichtigkeit ist; das Schicksal hat die drei in die Welt zerstreut, meilenweit auseinander; und doch findet jede von ihnen Gelegenheit, ihre Erinnerungen einer beteiligten Person zu erzählen, und die Mitteilungen der drei ergänzen sich! So ist hier eine Handlung aufgebaut, die uns in beständiger Spannung erhält, ja, uns zu immer erneutem Nachdenken zwingt. Denn die Dichterin hat einen Kunstgriff in Anwendung gebracht, dessen Studium allen Romanschriftstellern

dringend empfohlen werden kann: sie hat nicht, wenn sich eine Gelegenheit bot, gleich alles gesagt, was sie wußte, sondern nur soviel, daß die Kombinationsgabe des Lesers den Zusammenhang erraten kann.

Die weitverzweigte Entwicklung in den äußersten Umrissen ist folgende: Der katholische Rittmeister Graf Elsen läßt sich von seiner heimlich angetrauten Gattin scheiden, weil er Majoratsherr von Taura geworden, und heiratet eine vornehme Dame. Seine rechtmäßige Frau geht mit ihren beiden kleinen Kindern zu Verwandten und legt den adeligen Namen ab; nach einigen Jahren stirbt sie. Der Sohn Paul geht in die Welt, die Tochter Dora bleibt bei den Tanten. Des Grafen zweite Frau stirbt ebenfalls — nachdem ihr die Kinder schon vorangegangen — als sie hört, daß ihr Mann bereits eine rechtmäßige Frau habe. Nun tritt der Zeitpunkt ein, wo die ersten Kinder dem Vater wieder zugeführt werden, nachdem alle dem entgegenstehende Hindernisse überwunden sind.

Diesem Inhalt gegenüber muß die Handlung in „Vergieb und vergiß" als einfach bezeichnet werden. Auch ist er farbenreicher und bedeutungsvoller, denn die sich durch eine lange Reihe von Jahren ziehende Handlung giebt der Verfasserin Gelegenheit, die stürmischen Weltereignisse jener Zeit — Juli-Revolution, ungarische Insurrektion, Aufstand in Wien, lombardischer Krieg — wie fernen Donner in die Handlung hineingrollen zu lassen. Auch der Schauplatz ist ein sehr ausgedehnter: wir werden an den Rhein, an die Schelde und an die Donau versetzt; doch widersteht die Verfasserin der nahe liegenden Versuchung, lange Beschreibungen zu liefern, sie schildert kurz und anschaulich.

So meisterhaft der zweite Roman auch angelegt und durchgeführt ist, und so große Anziehungskraft die Handlung an sich auszuüben vermag — der Roman würde auch ohne

diesen mehr äußeren Vorzug eine hervorragende Bedeutung haben, denn die Stärke der Verfasserin liegt in der Darstellung der Charaktere und der Schilderung des Seelenlebens. „Vergieb und vergiß“ ist ein an höchst anmutigen Einzelheiten reiches Seelengemälde, ausgeführt mit den zartesten Umrissen und in den weichsten Tönen, was männlichen Lesern nicht in gleichem Maße gefallen dürfte. Ein wenig mehr Kraft würden wir der Verfasserin allerdings gern gönnen. Die Personen gehen gleichsam in Gummischuhen auf teppichbelegtem Parquet, und die Stimme wird herabgedämpft zum Flüstern. Die Gefühle äußern sich nicht mit elementarer Gewalt, sondern nur so, wie man sich in zahlreicher guter Gesellschaft zu benehmen pflegt. Man empfängt überall den Eindruck, als suche die Dichterin den Ausbruch der Empfindungen zu mildern und abzuschwächen. Das ist nicht gerechtfertigt. Der Dichter kennt in Darstellung der Leidenschaften nur die Grenzen der Religion und Sitte; geht er über sie hinaus, so wirkt er verderblich, zieht er sich die Grenzen noch enger, so verliert er an Kraft.

Indessen bleibt, trotzdem Ernst Lingen ihre Flügel unnötigerweise beschnitt, für den Leser doch noch eine Fahrt voll der anziehendsten Punkte. Die Charakterzeichnung ist ausgezeichnet. Wir haben an den Personen, mit welchen die Dichterin uns bekannt macht, eine rechte Freude; sie werden uns vertraute und liebe Freunde. Ebenso in dem zweiten Roman: „Ein Wort aus Kindesmund“. Am besten gelingen der Verfasserin ältere Personen, welche sie so frisch, so anschaulich vor uns hinstellt, als erblickten wir sie mit unserem leiblichen Auge.

Und neben diesen Vorzügen schwebt über beiden Romanen der Zauber eines echt poetischen Gemüts, das auch das Kleine und Tote zu beseelen weiß mit den Strahlen der Dichtkunst. Natur und Kunst treten oft genug in den

Kreis der handelnden Personen, aber stets so, wie die Dichtkunst es verlangt, durchgeistigt, unmittelbar zum Herzen sprechend und die Phantasie anregend.

Bei weitem nicht so gelungen sind die Novellen Lingens: „An der friesischen Küste“ und „Vor Pavia“, obgleich auch sie eine ansprechende Lektüre bieten.

Ebenfalls unter dem Namen eines männlichen Schriftstellers — Damen thun es gern! — Hans Jordaens, trat Laura Feld in die Öffentlichkeit. Laura Feld wurde am 3. Juni 1851 zu Barmen geboren und erhielt eine vielseitige und gründliche Erziehung. Infolge von Versetzungen des Vaters siedelte die Familie nach Düsseldorf und zuletzt nach Aachen über, wo ersterer im Jahre 1867 als Sekretär am Landgerichte starb. Fräulein Feld lebt noch jetzt in Aachen und ist schriftstellerisch thätig. An die Öffentlichkeit trat sie indessen bis jetzt nur mit zwei größeren Romanen: „In der Schule des Lebens“ (1880) und „Vergangene Zeiten“ (1884). Sie besitzt ein hübsches Talent, das eine spannende Handlung aufzubauen und anziehende Charaktere zu schildern versteht. Wir begegnen dem zuletzt genannten Roman noch in der zweiten Abteilung, so daß hier nur: „In der Schule des Lebens“ in Betracht kommt. Die Erfindung ist gar nicht übel, wenngleich sie nahe an die Grenzen der Wahrscheinlichkeit geht. Der Charakter, welcher durch die im Titel angedeutete Schule des Lebens geläutert werden soll, ist Elfriede von Altensteig, die reizende Tochter eines alten Generals, welche in keckem Jugendmut und gut geartetem Eigensinn alles nach ihrem kleinen Köpfchen glaubt drehen und lenken zu können. Das glückt ihr nun freilich nicht immer, aber häufig genug. Verwöhnt dadurch, behandelt sie auch einen hochgesinnten Verehrer, Baron Flatow, mit übermütiger Laune, während sie den Schmeicheleien eines Grafen von Bodajk, über dessen

Vergangenheit seltsame Gerüchte gehen, nur allzu gern Gehör schenkt. Sie verlobt sich mit ihm. Ein gütiges Geschick bewahrt sie indessen vor der Vermählung, denn einige Tage vor der Hochzeit stellt sich heraus, daß er ein großartiger Schwindler ist. Nun nähert sich Flatow wieder dem so schwer geprüften Mädchen und reicht ihm seine Hand. Jener rätselhafte, fabelhaft reiche Graf war ein verkommener österreichischer Student, den die Göttin des Lotteriespiels in unvernünftiger Laune mit einer großen Summe Geldes beschenkte. Zugleich vernahm er, daß ein Graf von Hessellohe am Rhein noch immer nach seinem vor über zwanzig Jahren durch Zigeuner geraubten Sohne forschen lasse, und baut darauf seinen Plan. Vorgebend, von einem ungarischen Grafen Bodajk als Sohn angenommen zu sein, läßt er sich in die besten Kreise der Gesellschaft einführen und macht hier und dort geheimnisvolle Andeutungen über seine eigentliche Herkunft. Namentlich betont er, daß er als Kind von Zigeunern geraubt worden sei. Er erreicht in der That, daß Graf Hessellohe mit ihm in Unterhandlungen tritt, kommt aber durch die rechtzeitig erfolgende Entlarvung nicht zum Ziel.

Diese beiden neben einander spielenden Handlungen sind geschickt verbunden, so daß die eine ohne die andere nicht bestehen kann. Die Charakterzeichnung ist wenigstens in den Frauengestalten vorzüglich. Über Elfriede hat die Erzählerin ihr ganzes Füllhorn dichterischen Reichtums ausgegossen, wo sie sich bewegt und spricht, verbreitet sie Leben und Freude. Ihr ähnlich ist die neckische Thekla von Hessellohe, ein weiblicher Kobold, der alles hinzureißen und selbst den alten auf die strengste Subordination haltenden General nachgiebig zu machen versteht. Unter den Männergestalten ragt namentlich der alte General hervor.

Ein Fehler an der ganzen Novelle liegt in der allzu sehr überwuchernden Konversation. Freilich, sie ist lebhaft, pointen=

reich, voll überraschender Wendungen, trotzdem aber fühlt der Leser ihre Breite in unangenehmer Weise.

Eine bemerkenswerte litterarische Thätigkeit entwickelt Josephine Flach, welche am 6. August 1826 zu Wiesbaden geboren ist. Ihr Vater, der Präsident des Oberappellationsgerichts, ein hochgebildeter Mann, überwachte selbst ihre Erziehung und Ausbildung, so daß sie eine Schule zu besuchen nicht nötig hatte. Nach Beendigung ihrer Erziehung verfügte sie über ein ausgebreitetes Wissen, das sie durch fortgesetzte Studien vermehrte und vertiefte. Zur Schriftstellerei gelangte sie erst in den achtziger Jahren, veranlaßt durch einen an sich ganz unbedeutenden Umstand, entfaltete dann aber eine rege Thätigkeit. Die Romane, welche wir hier zu erwähnen haben: „Unter der Herreneiche", „Gabriele", „Durch Kampf zum Ziel" und „Herzenswirren" zeigen Talent, doch auch eine gewisse Ungleichmäßigkeit. Der Bau der Handlung ist nicht immer harmonisch und fest gefügt und leidet manchmal an einer nicht gerechtfertigten Breite. Die Charaktere sind im ganzen vorzüglich gezeichnet, doch kann man von keinem sagen, daß er eine besonders hohe Anziehungskraft auf uns ausübe — es fehlt ihnen die rechte Wärme, welche ihnen nur ein wahrer Dichtergeist zu verleihen vermag.

In dem Roman: „Unter der Herreneiche" erhält der erst siebzehnjährige Ulrich von Rudroff vom Freiherrn Rudroff auf Hohenlinden die Mitteilung, daß er ihn beerben solle. Ulrich verlobt sich bald darauf mit Hildegard von Wulfshagen, zwar nicht in offizieller Weise, aber doch so, daß kein Zweifel an seinen Absichten obwalten kann. Die Verlobten trennen sich, da sie beiderseitig noch zu jung sind. In Interlaken wirbt ein Hauptmann von Dornthal kniefällig um Hildegards Hand — Ulrich wohnt dem Auftritt ungesehen bei und reist ab, ohne sich Hildegard vorgestellt zu

haben. Natürlich wies das junge Mädchen den Hauptmann ab, und dieser verheiratet sich mit — Hildegards Mutter! Ulrich hört davon, jedoch mit der Angabe, daß es Hildegard selbst sei. Er giebt nun seinem kranken Onkel das Wort, sich mit dessen Enkelin Vera zu verheiraten und hält es ihr, obgleich er bald darauf hört, daß Hildegard ihm treu geblieben. Um die beiden nun doch zu vereinen, ist es selbstverständlich nötig, daß Vera stirbt.

Der Roman ist in ganz unkünstlerischer Weise in die Länge gezogen, indem die Verfasserin recht eingehend Verhältnisse schildert, welche zur Haupthandlung in nur sehr loser Verbindung stehen. Dagegen sind die Charaktere anziehend dargestellt; namentlich treten Ulrich und Hildegard in schöner Beleuchtung in den Vordergrund.

Derselbe Tadel gegen den Bau der Handlung muß, wenn auch in milderer Form, bei dem Roman „Gabriele" ausgesprochen werden; auch hier sind manche Ereignisse breiter ausgemalt, als ihre Bedeutung es verdient. Indessen bietet die Handlung nicht geringes Interesse.

Gabriele Gräfin Königshofen, eine stolze junge Dame von großer Schönheit, lehnt alle Anträge ab, mögen sie noch so vorteilhaft erscheinen, und wird erst nachdenklich, als sie von ihrem Vater hört, daß sie dereinst von seinem enormen Vermögen so gut wie nichts erben könne, weil alles Majorat sei. Nach dem Tode ihres Vaters nähert sich ihr der Vicomte Rochecourt, welchem sie nicht abgeneigt ist; gleichzeitig Robert von Hermsthal, dem sie nur Achtung entgegenbringt. Schon glaubt sie, daß der Vicomte ihr einen Antrag machen werde, als sie zu ihrer Enttäuschung hört: sobald derselbe ihre Mittellosigkeit in Erfahrung gebracht, habe er sich mit einer reichen Banquierstochter verlobt. Im selben Augenblicke bittet Hermsthal um ihre Hand. Entrüstet über Rochecourts Treulosigkeit, erfreut, durch Annahme des Antrags Herms-

thals der Schadenfreude ihrer Stiefmutter ein Paroli bieten zu können, giebt sie Hermsthal ihr Jawort. Vielleicht wäre sie mit dem ungeliebten, jedoch geachteten Manne glücklich geworden, wenn nicht ihre Stiefmutter ihr mit boshafter Genugthuung zugeflüstert hätte: ihr Gemahl sei der Sohn eines „Vagabunden". Aufs tiefste verletzt, fragt sie sofort Hermsthal, und dieser gesteht ihr offen, daß er von sehr geringer Herkunft, aber stolz darauf sei, sich selbst empor gearbeitet zu haben. Das vermag Gabriele nicht anzuerkennen, sie sieht jetzt in ihrem Gemahle nur den „Rotürier" und in sich die schmählich Betrogene. Kalt und fremd leben die beiden Gatten neben einander. Die Verfasserin schildert nun mit tiefem Gefühl und großer Herzenskenntnis die allmähliche Umwandlung Gabrielens, bis sie endlich ihren edlen Gemahl auch lieben lernt. Die Feinheiten dieses Seelenprozesses lassen sich hier nicht wiedergeben, weil sie eben ihrer Feinheit wegen nur durch die Feder des Dichters geschildert werden können. Die Dichterin hat sich aufs glücklichste in das Seelenleben ihrer Personen versenkt. Gabrielens Denkweise liegt offen vor uns, ihr Läuterungsprozeß ist gut vorbereitet und ebenso durchgeführt. Auch die Darstellung der übrigen Personen ist gelungen — bei manchen ist sie satirisch angehaucht, namentlich wenn es gilt, dem hohlen Phrasenwesen, dem Komödiespielen in den hohen Kreisen einen Hieb zu versetzen. Rechnet man dazu, daß die adelsstolze Gabriele sich schließlich gezwungen sieht, den verachteten Sohn eines „Vagabunden" zu lieben, und daß Hermine von Strahlen, ihre Cousine, trotz aller Wehklagen ihrer Mutter einen simplen bürgerlichen Oberförster heiratet, so wird es unverkennbar, daß die ganze Novelle einen leise demokratischen Zug hat.

Einen an sich schon abstoßenden Vorwurf wählte sich Josephine Flach in dem Roman: „Herzenswirren", der

kaum befriedigen kann. Man betrachte nur den Gang der Handlung: Eine dämonisch schöne Sängerin, Bianca Bellina, macht mit mehreren Herren eine Wette, daß sie einen Mann ein ganzes Jahr lang an sich zu fesseln vermöge. Sie wählt als ihr Opfer Otto v. Gerschau, dessen Frau von ihr tödlich gehaßt wird. Bianca gewinnt die Wette; aber in den letzten Wochen weilte Otto nur noch widerwillig bei ihr; er war der Sängerin überdrüssig geworden. Als er nun gar entdeckt, mit welch' entsetzlicher Frivolität sie ihn an sich gekettet, reißt er sich trotz ihrer Klagen von ihr los und kehrt in die Arme seiner Gattin zurück. Der Charakter der Sängerin ist grauenerregend und deshalb höchst abstoßend, so daß der Leser sich des Eindrucks nicht erwehren kann, daß ein solcher Charakter wohl kaum existiert haben möchte.

In „Durch Kampf zum Ziel" sind die Charaktere maßvoll gehalten und gut durchgeführt, die Handlung ist jedoch nicht einheitlich und fest gefügt.

Von Fräulein Emma von Zelion-Brandis, welche am 24. November 1840 in Darmstadt als die Tochter eines Oberforstrats geboren ist und jetzt in Paderborn wohnt, besitzen wir drei Romane: „Der Erbe von Adlerhorst", „Die Violinspielerin" und „Gesühnt", welche immerhin Beachtung verdienen. Die Handlung ist hübsch erfunden und kunstgerecht aufgebaut, die Begebenheiten nehmen einen stetigen Fortgang und reihen sich zwanglos aneinander. Auch die Charakterzeichnung erweckt unser Interesse.

Ein bemerkenswertes Talent trat in Max Ulrich von Böhn auf, dessen Roman: „Stella matutina" indessen bewies, daß es ihm noch an der rechten Schulung mangele. Das Gefüge der Handlung läßt das unabläßige Voranschreiten vermissen, welches jedem dichterischen Kunstwerk eigen sein muß. Dagegen ist die Charakterzeichnung eine sehr ansprechende. Der Roman führt uns eine Reihe von Personen

vor, für welche sich der Leser erwärmen kann; es sind edle, hochgesinnte Charaktere, welche von der Prosa des Lebens kaum berührt werden, und deren Interessen rein geistige sind. Der Charakterzeichnung fehlt es aber an Tiefe. Der Verfasser scheint sich nicht die Zeit gegönnt zu haben, Handlung und Charaktere völlig auszugestalten. Was er uns bietet, kann uns nicht voll befriedigen, obgleich jede Seite uns zeigt, daß es ihm an Talent nicht fehlt. Den Inhalt seines breit angelegten „Romans“ bildet eine Konversion, mit welcher die Liebe in Zusammenhang steht. Hauptperson ist Dr. Cornelius Imbach, ein vielerfahrener ehemaliger Journalist, welcher, nachdem er der Menschen Schlechtigkeit und seines eigenen Wirkens Leerheit sattsam durchschaut hat, sich in die Einsamkeit zurückziehen will. Indes gelingt es ihm nicht, sich ganz abzuschließen; er kommt mit einigen hervorragenden Katholiken in Berührung und hat im Gespräch mit diesen Gelegenheit, sich über das Wesen des von ihm verkannten Katholicismus zu belehren. Prinzessin Claudia, eine fromme Katholikin, zieht ihn besonders an; er fühlt, wie die Liebe zu ihr in ihm emporkeimt, und mit dieser Liebe wächst in ihm das Interesse für eine Religion, welcher sie angehört. Eines Tages gesteht er ihr seine Liebe — auch sie liebt ihn, aber himmelweit sind die Schranken, welche ihrer Vereinigung entgegenstehen. In dem tiefen Schmerze, der ihn darob überkommt, wendet er sich betend um Trost an die Gottesmutter, zu welcher Claudia so oft gefleht, und sie sendet ihm Trost und Erleuchtung. Er wird katholisch und nach einigen Jahren Priester; Claudia geht in ein Kloster.

Das Ende des Romans scheint ein wenig übereilt, es befriedigt nicht ganz. Der Umschwung in den religiösen Ansichten Imbachs kommt sehr rasch und ist nicht genügend begründet. Das ist übrigens ein Mangel, der an gar vielen Konversionsromanen zu tadeln und schwer zu vermeiden ist.

6.

Sebastian Brunner.

Brunner, der eigenartigste unter den katholischen Schriftstellern und einer der fruchtbarsten, wurde am 10. Dezember 1814 als der Sohn eines Zeugfabrikanten in Wien geboren. Nach Besuch des Schottengymnasiums, des Lyceums in Krems und der Wiener Universität widmete er sich dem Studium der Theologie und wurde im Jahre 1838 zum Priester geweiht. In den nächsten Jahren wirkte er in verschiedenen Orten als Kaplan, bis er zum Pfarrer in Altlerchenfeld bei Wien ernannt wurde. In dieser Stellung wurde er Metternich bekannt, der ihn von 1843 bis 1848 für Zusammenstellung und Beurteilung der Gesandtschaftsberichte über die religiöse und sociale Bewegung verwendete. Im Jahre 1846 sandte er ihn nach Deutschland und Frankreich, damit er dort Beobachtungen über die revolutionäre Bewegung mache, und Brunner sagte den baldigen Losbruch voraus. Im Revolutionsjahre begründete Brunner, der inzwischen zum Doktor der Philosophie und Theologie promoviert war, die „Wiener katholische Kirchenzeitung“, welche er mit wachsendem Einfluß bis zum Jahre 1865 leitete. Schon im Jahre 1853 hatte ihn der Senat der Wiener Universität zum Prediger an der Universitätskirche gewählt, er verzichtete jedoch im Jahre 1857 auf diese Stellung, als die Kirche den Jesuiten zurückgegeben

wurde. Jetzt lebt Brunner als fürstbischöflicher Konsistorialrat in Wien. † 1893.

Brunner hat eine ganz außerordentliche Thätigkeit entfaltet, welche, wenn wir alle seine politischen, historischen und polemischen Schriften hinzunehmen, eine lange Reihe von Bänden ausmacht. Allein seine poetischen Schriften umfassen nahezu zwanzig Bände, und diese haben ihm den Ruf eines durchaus originellen Dichters verschafft.

Der österreichische Dichter ist aber auch eine so eigen geartete Erscheinung unserer katholischen Litteratur, daß sie mit keiner anderen verglichen werden kann. Er vertritt eine der liebenswürdigsten Eigenschaften eines guten Erzählers, den Humor, der mit überlegenem, gutmütigem Lächeln auf die Erbärmlichkeit der Menschheit hinabblickt; dem Haß und Verachtung fremde Begriffe sind; der für alle Mängel der Erdenpilger eine Erklärung findet und eher bereit ist zu vergeben als zu verdammen; der auf die Gegner lieber mit der Waffe des Witzes und der Satire eindringt als mit verletzendem Hohne; der allen Lagen des Lebens eine gute Seite abzugewinnen vermag und mit schallendem Gelächter über Verlegenheiten hinweggeht, die manchen andern in gelinde Verzweiflung versetzen würden. In solcher Weise steht Brunner einzig da unter unseren katholischen Erzählern. Wollen wir Ähnlichkeiten suchen, wie es nun einmal Mode ist, so müssen wir uns in andere Lager bemühen. Da haben wir Sterne und Jean Paul. Offen gestanden, konnten die „Blätter für litterarische Unterhaltung“ keinen unglücklichern Vergleich anstellen als zwischen dem englischen Humoristen des vorigen Jahrhunderts und dem katholischen des neunzehnten. Sternes Humor bewegt sich auf einem ganz anderen Gebiete. Wo finden wir bei Brunner den Humor des unendlich Kleinen, der eben dies Kleine zu gleicher Höhe erhebt mit dem Bedeutenden, der quantitative und qualitative

Unterschiede nicht gelten läßt, sondern die erquickenden Strahlen seiner Sonne leuchten läßt über groß und klein? Bei Sterne finden wir den Überfluß, das Übermaß, den Mangel jeglichen Gleichgewichts; bei Brunner strenges Abwägen des Bedeutenden und Geringen, überall Gleichmaß und Symmetrie. Sternes Humor bleibt am Kleinen haften, Brunner versucht sich am Kleinen und Großen.

Nehmen wir Jean Paul, so gelingt es wiederum nicht, Vergleiche anzustellen, bei denen jedes Glied sich deckt. Jean Paul gegenüber vermissen wir an Brunner jene gewaltige Phantasie, die in ihrem Riesenfluge verachtend über die Grenzen von Zeit und Raum hinwegsetzt und die Unendlichkeit zu ihrer Flugbahn erkiest, wogegen Jean Pauls Werken der feste Pol, der unerschütterliche Mittelpunkt fehlt, um den sich in Brunners Schriften alles dreht. Brunner erreicht Jean Paul nicht an Tiefe und Lebendigkeit des Gefühls, an Größe des Humors -- trotzdem aber ist der Humor des Wiener Dichters so echt wie der des Dichters der „Flegeljahre“. Jean Paul umfaßt die Welt; Brunner nur einen Teil der Welt, diesen aber mit derselben Schärfe und demselben goldigen Humor. Und wollten wir uns in Einzelheiten verlieren, so dürfte der Nachweis nicht schwer sein, daß unser Dichter Jean Paul nicht selten übertrifft da, wo es sich um einen „totschlaglaunigen“ Witz, um den scharf gefaßten Ausdruck eines Gedankens handelt.

Das sind Besonderheiten Brunners, die sich durch Vergleiche mit anderen Dichtern leicht finden und genau bestimmen lassen. Wenn es aber darauf ankommt, ein Bild unseres Dichters nach seinen Werken zu entwerfen, wollen wir ihn charakterisieren, so stehen wir vor dem großen Geheimnis des Humors! Wer hat je vermocht, diese köstliche Gabe des Himmels zu erklären, sie in eine Kategorie zu zwängen? Omnis determinatio est limitatio, sagt der alte

Spruch, — wer aber vermag den Anfang und das Ende des Humors zu finden, wer die Grenzen seines unermeßlichen Reiches abzustecken? Viele haben es versucht, und keinem ist es gelungen. Der Humor ist ja nicht greifbar, wie die Tragik und die Komik; diese berühren nur eine Seite des menschlichen Herzens; der Humor, wie Brunner sagen würde, spielt auf allen Saiten. Es ist deshalb ein vergebliches Beginnen, das Nationale des lockeren Gesellen festzustellen; er ist ein Proteus, der jede steckbriefliche Untersuchung zu schanden macht; ein Chamäleon, das in allen Farben spielt; er vermag wie ein Kaleidoskop die wunderbarsten Gestaltungen und Formen hervorzuzaubern.

So ist Brunner, und nur das können wir von ihm sagen. Hier ist er ernst wie ein strafender Richter, dort voll toller Lustigkeit; auf dieser Seite zeigt er uns tiefergreifende Bilder menschlichen Elends, auf der andern die lachendsten Scenen.

So steter Wechsel, beständige Änderung der Gefühls-Anregung. Daß trotzdem der Geist des Lesers nicht in ungesunde Aufregung gerät, sondern stets mit innigem Gefallen der Darstellung des Dichters folgt — ist ein Geheimnis des Dichters. Er fesselt nicht durch eigentümliche Erfindung, nicht durch kunstvollen Aufbau einer spannenden Handlung, durch schwierige Verwicklung und überraschende Lösungen; nicht durch romantisch angelegte Charaktere und große Leidenschaften. Im Gegenteil, die Handlung ist in jedem der vier Romane von größter Einfachheit, die Charaktere erheben sich nicht über das Maß des Ordentlichen. Und doch solche Wirkungen!

Um das begreifen zu können, muß man den Dichter selbst lesen. Bei jedem andern Erzähler als dem Humoristen, selbst beim Komiker kann man durch Analyse der betreffenden Werke einen Begriff von dem Reize des Ganzen geben, denn

da spricht der mehr oder minder gut erfundene Stoff ein gewichtiges Wort mit; beim humoristischen dagegen ist ja gerade die Persönlichkeit des Dichters alles, sie giebt dem Werke Glanz und Farbe und macht auch das Kleinste für den Leser schön und anziehend.

Und trotzdem muß ich, um meiner Aufgabe zu genügen, zur Analyse übergehen, muß trocken berichten, was des Dichters Phantasie reizvoll gestaltet. Wenn ich beim „Nebeljungenlied“ beginne, so wird man mir vielleicht entgegenhalten, daß das wohl eine Dichtung, schwerlich aber eine erzählende sei, somit nicht in den Bereich dieser Studien gehöre. Das ist wohl richtig, richtig aber auch, daß gerade dieses Werk Brunners ganzes Wesen am besten wiedergiebt, daß das kleine Büchlein ein wahres Kompendium Brunnerschen Witzes darstellt. Das „Nebeljungenlied“ erschien zuerst im März 1845. Wer ein lebendiges Bild jener geistig tief erregten Zeit wünscht, wer einen Blick thun will in die Thron und Altar, Gesetz und Sitte untergrabende Thätigkeit der Nachzügler des jungen Deutschlands und der sog. Halleschen Schule, der lese das Lied von den Nebeljungen. Die Nebeljungen sind eben keine anderen als die Vertreter der atheistischen Philosophie, welche alles Bestehende vernichten, die Kirchen zerstören, die Fürsten entthronen möchte, ohne zu wissen, wie das neue Reich ewiger Glückseligkeit einzurichten sei. Nur das eine steht fest, daß sie, die Nebeljungen, dann das Ruder in die Hand bekommen. Hören wir nur den Nebeljungen selbst.

Im ersten Gesang betrachtet er die alte Zeit, deren Schneckengang die Menschheit in Ewigkeit nicht zur Vollendung führen werde. Die Dichtkunst müsse ganz andere Gegenstände zur Begeisterung wählen, denn

„Die Zeit ist aus, wo Poesie sich gefreut am Blumenpflücken,
„Das ist eine dumme Arbeit, das, man muß zu sehr sich dabei bücken.

Viel besser ist es, den „Freiheitsbaum der Freiheit und Erkenntnis“ zu suchen. Man merke nur:

„Gar vieles wird jetzt anders sein, verschwunden sind die Zöpfe,
„Die unsrer Väter Nacken geziert als Sinnbild der leeren Köpfe.
„Wer mit der Zeit nicht vorwärts geht, wer nicht ihrem Wort will trauen,
„Dem wird sie bald, so Kopf wie Zopf in tausend Stücke zerhauen.“

Namentlich wehe den Theologen, die noch an der Bibel festhalten und die Schöpfungsgeschichte nach den fünf Büchern Mosis vortragen, denn

„Was der Alte zusammen schrieb in seinen fünf Scharteken,
„Das ist versteinertes salziges Zeug, an dem nur Schafe noch lecken.“

Das sind ja abgethane Sachen, der Nebeljunge hat längst die geistererlösende Formel gefunden, sie lautet: „Das Nichts wird Sein durch Werden.“ Was wunder, wenn sich der Nebeljunge mit erhabenem Spotte gegen die Bibelgläubigen wendet und das grandiose Gleichnis macht:

„Eines haben die Schläfer gemein mit jenem Geist voll Erbarmen,
„Der zeugend ober den Wassern geschwebt mit ausgestreckten Armen —
„Auch sie träumen ob dem alten Buch, diese Sinn- und Unsinnenpresser,
„Und finden doch nichts bis auf den Grund, als laues und flaues Gewässer!“

Selbst Luther ist in den Augen des Nebeljungen nur ein halber Reformator, denn er zeigte zuviel Verehrung für die Bibel. Sie dagegen, die Nebeljungen, haben nicht allein die Bulle des Papstes, sondern auch Gottes, die Bibel, verbrannt.

Daß dem Nebeljungen auch an der Unsterblichkeit der Seele nichts gelegen ist, dürfte hiernach klar sein, der zweite Gesang beweist es uns aber mit drastischen Gründen. Zugleich zieht der Nebeljunge aus seinem Unglauben die praktischen Folgerungen: fort mit allen den freien Willen oder vielmehr die Leidenschaften des Menschen beschränkenden Gesetzen. Die neueste deutsche Philosophie lehrt ja (Gesang III), daß jeder Mensch Gott ist! Freilich merkt man davon im praktischen Leben noch wenig, denn:

„Das alles wär ganz schön und gut, nun aber kommt der Hacken;
„Die jungen Götter sollen sich als wie die Viecher placken,
„Studieren über Hals und Kopf und ein Examen machen, —
„Und wissen die jungen Götter nichts, so ist's zum Tode lachen."

Das einzige Heilmittel ist die Freiheit. Aber Deutschland, die alte Base, steckt noch tief in den Fesseln der Tyrannei. Verzweifelnd fragt der Nebeljunge:

„O alte Base, sage mir: werd' ich es noch erleben,
„Daß du deinen Kopf aus dem Ochsengeschirr zum Himmel wirst erheben?"

Vergebens wartet der Narr auf Antwort; denn wenn er auch im vierten Gesange meint, die neue deutsche Philosophie sei das Evangelium der Freiheit, so sind doch leider noch zu viele Philister da:

„Noch alle Sonntag klingt vom Thurm die Pfaffentrommel nieder,
„Und trotz dem absoluten Begriff singt man noch abgöttische Lieder."

Das muß anders werden, Kirchengehen, Predigthören und Beten muß dem deutschen Volke abgewöhnt werden. Zu diesem Geschäfte wären die Kinder Israels trefflich zu gebrauchen. Der Nebeljunge an sich hat zwar keine große Vorliebe für die Juden, er gebraucht sogar das unerlaubte Gleichnis:

„Zerstreuet sind sie überall, wie eine Bombe zerspringet,
„Wie mit Guano ist alle Welt mit Judenschmutz gedünget."

und meint von ihrer Religion:

„Der Tempel von Salem ward ihnen zerstört, doch andre Tempel erblühen,
„Das sind die Börsen weit und breit, wo sie den Leuten die Haut abziehen.
„Nur einen Kultus behielten sie bei, die frommen Israelskinder,
„Sie opfern noch fleißig am Börsenaltar die guten Schafe und Rinder;"

aber sie sind ganz geeignet, des Nebeljungen treue Genossen zu werden. Denn sie streben nach Gleichstellung mit den Christen, die können sie aber nur erreichen durch Empörung,

durch Revolution, also durch dasselbe, was der Nebeljunge will. Hand in Hand mit ihnen will er die Welt umkehren. Darum heran mit Eurem Spott und Eurem Witze:

„Der Witz ist hier das beste Schwert, wie's Voltäre der selige machte,
„Der, wo es ihm an Beweisen gefehlt, sarkastisch grinste und lachte.
„Es regt der Witz elektrisch auf, wie eine galvanische Säule
„Den nassen Leiter der Frivolität legt zwischen jede Zeile."

Auf Gründlichkeit kommt es ganz und gar nicht an, denn

„Der lesende Pöbel ist gar nicht schwer herum zu zerr'n bei der Nase,
„Man drückt ihn leicht hinauf, hinab, wie den kartesischen Teufel im Glase."

Freilich ist's mit den Juden allein nicht gethan, die Nebeljungen müssen auch im Besitze des Mittels sein, ihre Ansichten schnell und allgemein zu verbreiten, sie müssen also auch die Presse zu gewinnen suchen. Und mit dieser sollen Thaten verrichtet werden, über welche die Welt erstaunen soll. Der liebe Gott wird abgesetzt,

„Und mit gehn als Leichengeleit die Könige von Gottes Gnaden,
„Er hat sie zum ewigen stummen Gebet zu sich in die Gruft geladen.
„Das sei das Ende von unserm Lied, vom Reveille, den wir gesungen,
„Dann tönt es aus allen Ecken der Welt: „es leben die Nebeljungen."

Wie unser Nebeljunge denkt, denken aber nicht alle von seinen Genossen. Das zeigt uns das Zwiegespräch zwischen Pech und Schwefel. Schwefel kann die Zeit nicht erwarten, wann es los geht, bis die Paläste brennen und rauchen. Pech meint dagegen, der jetzige Zustand sei besser, das deutsche Volk halte sie der grimmigsten Heldenthaten fähig und verehre innig ihre tausendfach verbreiteten Porträts, worauf Schwefel den Pech einen Abtrünnigen schilt. Pech kommt mit noch triftigeren Gründen: jetzt gehen ihre Schriften noch gut, und von Hoffmann und Campe in Hamburg regnet's Banknoten. Vorläufig

„Ist noch Ruhe im deutschen Land und Zeit genug zum Lesen —
„Geht aber der Teufel einmal los, dann ist die Ruh gewesen,

„Dann stockt es mit dem Buchhandel auch, und gefüllt mit bleiernen Bohnen
„Wird von unsern Büchern Blatt für Blatt zu knallenden Patronen.“

Und außerdem könnten ja auch die Gerichte dazwischen kommen! Schwefel hält aber fest an seinen Ideeen und Plänen, und wenn er selbst in den Kerker sollte.

So fährt er denn im siebten Gesange in seinen Betrachtungen fort und richtet seine Rede an die Historienschreiber. Es käme ja nicht darauf an, Geschichte zu schreiben, man müsse sie machen bezw. verdrehen. Das Christentum dürfe nicht als Offenbarung des göttlichen Geistes, sondern nur als Krankheit aufgefaßt werden, und

„Wer nur immer gezogen hat an dem alten Kirchenkarren,
„Der gehört in das Legendenbuch, in die Sammlung der tollsten Narren.“

Luther muß gelobt werden, weil er zu den Widerstrebenden gehörte. Der Nebeljunge macht sich zwar für gewöhnlich nichts aus den Pfaffenzänkereien, in diesem Falle aber kann er Gebrauch davon machen. Überhaupt muß alles benutzt werden, das Nebeljungenreich möglichst bald herbei zu führen und die gekrönten Häupter zum Hochgericht der Völker zu schleppen. Auch an die Romantiker, Novellisten und andere Dichter wendet er sich im achten Gesange. Die jungen Dichter wissen schon, was sie zu thun haben.

„Sie schlagen drein mit Sang und Klang, das sind verwetterte Jungen,
„Sie haben den Teufel aus der Höll' und Gott aus dem Himmel gesungen.

Nur recht ausgelassen, sittenverhöhnend, recht emancipiert wie George Sand und Eugene Sue. Nur recht tapfer geschimpft auf die Jesuiten, und damit ihr das in der rechten Weise könnt, gebe ich euch im neunten Gesange einige Anleitungen, wie ihr die Jesuiten beschreiben müßt: an einem Tische steht ein langer, hagerer Mann, vor ihm liegt eine Reihe von gefüllten Gläsern,

„Das ist Belladonna und Akonit, Arsenik und Canthariden,
„Lauter Gifte der stärksten Art, doch in der Wirkung verschieden.“

Das sind natürlich keine Gifte gegen Ratten und Mäuse — nein „es ist ein Mord im Werk“. Und in einem Kasten hat er blinkende Dolche.

„Nun taucht er die Spitzen zum Überfluß in die aquatofana-Flasche
„Und steckt sie zu sich; zum Dolcharsenal wird bei ihm jede Hosentasche.“

Falsche Schlüssel folgen nach und so geht er auf Reisen, nachdem er einen gräßlichen Schwur gethan:

„So wahr die Gestirne kreisen,
„Wir Jesuiten werden nicht ruh'n,
„Bis wir die Welt auf Sauerkraut speisen.“

Ist das nicht eine Schilderung, wie man sie heutigentags noch in Romanen zu lesen bekommen kann?

Im zehnten Gesange lernen wir den Nebeljungen in seinem innersten Wesen kennen: er zieht die Folgerungen seiner alles verneinenden Weltanschauung. Triumphierend ruft er aus:

„Der Freunde haben wir genug, die alles für uns wagen,
„Die Armen sind es, die bisher ihr Los in Ergebung getragen;
„Sie blickten in die Zukunft hinaus, ein Himmel stand ihnen offen,
„Wir predigten ihnen das große Wort: „Im Jenseits ist nichts mehr zu hoffen.“

Mit solchen Leuten lassen sich die Pläne der Nebeljungen gar trefflich ausführen. Die aber laufen auf Kommunismus hinaus, d. h. auf einen Kommunismus eigener Art; sie wollen sich teilen in das Vermögen anderer, nicht aber das ihre mit den übrigen. Sie wollen von dem bevorstehenden Weltumsturz vor allem für sich Nutzen ziehen. Was dann kommt, kann dem Nebeljungen gleichgültig sein. Soviel ist aber sicher: die alte Zeit mit ihrem Aberglauben kehrt nie wieder. Der liebe Gott ist ja tot, die Professoren haben ihn totgeschlagen und seinen Sarg vernagelt. Die heilige, ewige, große Natur ist nun Gott und die Freiheit das Himmelreich. Ein Bedenken giebt es nur, wenn das neue Evangelium allgemein angenommen wird:

„Wenn die Kerle am Ende nicht recht verstehen
„Und meinen, sie dürften am Ende nicht mehr scheltend hinter dem Pfluge gehen —
„Und meinen, sie könnten beim Freiheitstum die Hand in die Tasche stecken,
„Und sich, gnädigen Herren gleich, auf der Ofenbank dehnen und strecken.“

Lange läßt sich der Nebeljunge von solchen Gedanken allerdings nicht bange machen, dazu ist er viel zu kouragiert.

Das schrieb Brunner mit genialem Witz im Jahre 1845, drei Jahre später brach die Revolution aus — ein Beweis, wie scharf der Dichter beobachtet. Sein Lied hat aber auch für unsere Tage Geltung, wie unsere Zeit vielfache Berührungspunkte mit jener hat.

Einige dem „Nebeljungenlied“ ähnliche Werke Brunners wie „Der deutsche Hiob“ und „Die Welt ein Epos“ können übergangen werden, weil Form und Geist derselben dem ersten Werkchen fast gleich sind.

Für den Zweck dieser Arbeit sind die rein erzählenden Dichtungen Brunners die wichtigsten. Es sind dies: „Diogenes von Azzelbrunn“, „Genies Malheur und Glück“, „Fremde und Heimat“, „Die Prinzenschule von Möpselglück“. Jedem dieser vier je zweibändigen Romane liegt eine Idee zu Grunde, die immer den Mittelpunkt des Ganzen bildet. In „Diogenes“ schildert er den Entwicklungsgang eines Musikers, in „Genies Malheur und Glück“ eines Malers, in „Fremde und Heimat“ eines Dichters. So bilden diese Romane eine Dreiheit, in welcher der Mensch in seiner schönsten geistigen Thätigkeit, in der Vereinigung der herrlichsten Seelenkräfte dargestellt wird. Im vierten Romane, dem unbedeutendsten, führt er uns in die Politik und den Socialismus ein.

Von den vier Romanen Brunners ist wohl „Fremde und Heimat“ der anziehendste. Der Humor des Dichters

hat in diesem Werke sein Bestes geleistet, die Handlung ist besser erfunden und aufgebaut, die Charaktere sind interessanter, als in den übrigen Romanen.

Der Student Rochus Fuchs, ein ungemein fleißiger Schüler, ist im Hause seines Pflegers Schwarz in Wien sehr beliebt, nur nicht beim Neffen des Herrn Schwarz, Toni Fischer, und dessen Mutter. Beide fühlen instinktiv, daß Rochus nur deshalb in das Vertrauen des alten Herrn Schwarz sich einzunisten versucht, um dereinst sein Erbe zu werden. Toni macht sich freilich aus dem Gelde wenig, er lebt mit gleichgesinnten Kameraden lustig in den Tag hinein, liebt die Poesie mehr als die Wissenschaft und bringt nicht eben die besten Censuren mit nach Hause. Der Onkel entfernt ihn deshalb aus dem Wiener Leben und giebt ihn nach Crocum zu Herrn Fuchs, Rochus' Vater, in Logis. Der arme Poet hat dort viel auszustehen. Fuchs und seine Gemahlin halten nämlich sehr auf strenge Diät, von welcher Fischer gar kein Freund ist. Schon am zweiten Morgen sehen der Chirurg und Gemahlin mit stillem Grauen, welchen gefräßigen Gast sie erhalten haben.

„Madame Fuchs begann in didaktischem Tone: „Ich und mein Mann verdanken unsere Gesundheit nur den Regeln der Diät, die wir genau und strenge beobachten. Wir nehmen morgens nie mehr als eine Schale Kaffee und dann ein Glas frisches Wasser. Charles befolgt das auch, fuhr Herr Fuchs mit einem Seitenblick auf seinen Subjekt fort, er ist zwei Jahre bei uns und war nie krank. — Ja, ja, Herr Doktor, erwiderte Charles mit einer über das wenige Essen sehr vielsagenden Miene. — Fischer kümmerte sich nicht um die zarten diätetischen Anspielungen, er verschlang mit Schnelligkeit seinen Part Kaffee, welcher sehr nach gebrannter Gerste und anderen Surrogaten roch. — Flora war bezaubert von der Schnelligkeit des jungen Mannes, sie griff krampfhaft nach der Klingel; als darauf der dienstbare Geist hereinstürzte, wurde ihm befohlen, schnell das Wasser zu bringen, weil der junge Herr dessen schon bedürfe und mit seinem Kaffee fertig sei."

Toni hat in dem Subjekt Charles einen hungernden Leidensgefährten. Manchmal macht er ihm die Freude und nimmt ihn mit in eine Wirtschaft, zur Mahlzeit. Charles dagegen teilt ihm mit, Fuchs führe ein lügenhaftes Tagebuch über ihn, um ihn damit bei seinem Onkel in Mißkredit zu bringen. Wütend begiebt sich Toni auf sein Zimmer und macht seinem Grimme durch ein leidenschaftliches Selbstgespräch Luft. Nun folgt eine köstliche Scene. Fuchs, herbeigerufen durch Tonis lautes Schreien, stürzt mit seiner Gemahlin auf das Zimmer des jungen Studenten in demselben Augenblicke, als dieser die Worte Lears ausruft: „Da kommt der Narr.“ Selbstverständlich bezieht Fuchs diese Bezeichnung auf sich. Es giebt eine höchst heitere Auseinandersetzung, in deren Verlauf Fuchs von Toni fordert, ihm die verschiedenen Beleidigungen schriftlich zu geben. Das thut Toni in einer Form, die Fuchs lächerlich macht. So ziehen denn die beiden Gatten mit langen Nasen ab. Natürlich rächt sich Fuchs durch neue Klatschereien, denen der Oheim Fischers nur zu gern Gehör schenkt. Toni dagegen feiert wieder den Triumph, daß Fuchs bei einem Blutegeldiebstahl gefaßt und exemplarisch vom Besitzer des Teiches gestraft wird.

In dieser Zeit wird Fischer, nachdem er sein Examen bestanden, mit Freiherrn von Kammerstein und mit dessen schöner Tochter Radegundis bekannt. Er verkehrt viel in beider Gesellschaft und pflegt mit ihnen die gemeinsame Neigung zur Poesie. Toni will sich nun auch selbst einmal versuchen, er schreibt ein fünfaktiges Schauspiel. „Vor den Augen des Dichters schweben schon, als er am letzten Akte arbeitet, ganze Wälder von Lorbeern, und das große Palmenhaus zu Schönbrunn scheint viel zu wenig Zweige zu enthalten, um seinen entschiedenen Sieg auf würdige Weise zu feiern.“ Da kommt ihm denn wenig darauf an, daß sein Onkel sich in scharfen Ausdrücken über sein Leben in

Crocum und seine Studien ausläßt — darüber ist er ja erhaben, hat er doch ein Schauspiel in der Tasche, das er dem unzweifelhaft hochbeglückten Theaterdirektor überreichen wird. Leider aber ist bei diesem der Empfang ein kalter, äußerst geschäftsmäßiger, doch hat er den Triumph, sein Stück nach einigen Wochen angenommen zu sehen. Morgens prangen ellengroße Zettel an den Straßenecken der Hauptstadt. Sein Mut wächst, er bedauert schon, seinen Namen nicht genannt zu sehen. Nicht lange, und er schätzt sich dessen glücklich, denn sein Schauspiel hat einen entschiedenen Mißerfolg, und selbst seine angebetete Radegunde tadelt es, freilich ohne zu wissen, daß er der Verfasser ist. Anfangs ist Toni zerknirscht, bald aber hebt ihn der süße Trost, daß niemand ihn als den Verfasser kennt. Zudem stellt er sich bei Radegunde bald darauf in das schönste Licht durch eine Heldenthat, durch Errettung eines Kindes vor den Angriffen eines Ochsen, wobei er selbst ein wenig verwundet wird.

Hier endet der erste Band, der beste des Romanes. Im Eingange des zweiten Bandes erfahren wir, daß Fischer Radegundis mit mehr als vorübergehender Leidenschaft liebt. Zugleich wird der Anfang gemacht, Toni im Hause seines Onkels wieder zu Ehren zu bringen. Der alte Schwarz war nämlich bis jetzt vollständig in den Händen des Fuchs von Crocum. Von ihm allein ließ er sich behandeln bezw. medizinisch mißhandeln. Sein treuer Diener Felix war dem alten Quacksalber schon lange gram, fand aber kein Mittel, seinen Herrn zur Berufung eines anderen Arztes zu bewegen. Schließlich gelingt es. Das ist nun wieder mit ausgezeichnetem Humor dargestellt, wie Felix in Gegenwart der fremden Doktoren den Quacksalber aus dem Hause weist. Es hilft Schwarz freilich nicht viel. Bald darauf stirbt er, seinem Neffen sein ganzes Vermögen hinterlassend.

Nun kommt des Romanes schwächster Teil, über welchen ich deshalb mit wenig Worten hinweg gehen will. Toni lebt nun als reicher Mann standesgemäß, macht große Reisen, trifft in Italien mit Radegundis zusammen — das Ende kann man sich denken.

Es gehörte in der That ein reichbegabter Geist dazu, dem dürren Gerippe einer solch' geringfügigen Handlung die Frische des Lebens zu geben. Brunner hat es gethan. Die Arabeske ist das große Zaubermittel des Humoristen, seine Leser zu fesseln selbst durch Kleines, Geringfügiges. — Brunner wendet es mit großer Kunstfertigkeit an. Dann aber sind auch die Charaktere höchst anziehend geschildert. Der Chirurg Fuchs ist ausgezeichnet. Der Mann ist ein Ehrloser, gewiß, wer aber wird behaupten können, daß er abstoßend wirkt? Mindert nicht Brunners Humor unsern Widerwillen und stimmt ihn zum verachtungsvollen Gelächter herab? Wer kann ernst bleiben, wenn der Subjekt Charles sich von seinem ehemaligen Herrn, der ihn aus dem Hause geworfen hat, großartig rasieren läßt, hohnlachend seinen Silberling bezahlt, wie Fuchs diesen wütend aus dem Fenster wirft und ihn, sobald er Charles entfernt glaubt, mühselig auflieſt? Wer kann ernst bleiben, wenn Fuchs beim Blutegeldiebstahl gefaßt wird und, die saugenden Egel an den bloßen Beinen, behauptet, er habe sich nur baden wollen? Das sind Scenen, die uns den alten Schleicher in ganz anderm als häßlichem Lichte erscheinen lassen. Auch der „Subjekt" Charles ist sehr gut. Der Held selbst konnte nicht besser gezeichnet werden. Die wirkungsvolle Mischung von einiger Eitelkeit, tollem Übermut und edler Natur im Herzen des Knaben ist reizend geschildert. Die spätere Entwicklung hätte können etwas bestimmter gehalten werden, namentlich da Brunner sich doch vorgesetzt hatte, den Entwicklungsgang eines Dichters zu schildern. Das Ringen des jungen Poeten

aus unklaren, nebelhaften Phantasieen zu lichtvoller Klarheit durfte anschaulicher dargestellt werden.

Weit besser ist in dieser Hinsicht, d. h. in der strengen Durchführung des Grundgedankens „Diogenes von Azzelbrunn". Der gleichnamige Held des Romanes ist ein Findling, den ein Dorfhumorist Diogenes nennt, weil eine Laterne neben dem Körbchen stand. Er kommt zum Ortsrichter Berger in Pflege, nach zehn Jahren stirbt der Mann, die Frau heiratet wieder und bei dem neuen Pflegevater hat er es zum Erbarmen schlecht; seine einzige Freude ist das Geigenspiel. Endlich hält er es nicht mehr aus, er flüchtet nach Wien. Auf dem Wege stillt ein adeliges kleines Mädchen seinen Hunger. In der Hauptstadt trifft er auf einen alten Geiger, Raspelmayer, bei dem er in musikalische Dienste tritt. Es geht ihm dort leidlich. Aber nur auf kurze Zeit, denn Raspelmayer wird krank und kommt ins Spital, Diogenes hingegen entsagt der Künstlerlaufbahn und wird Schuster. Ein halber Künstler bleibt er indessen trotzalledem, denn an Sonntag Nachmittagen spielt er zum Tanze auf. Raspelmayer wird nach einiger Zeit wieder gesund, und beide leben nun friedlich weiter mit einander. Endlich leuchtet unserem Diogenes ein heller Stern, er wird für die Söhne des Herrn von Bär als Geigenlehrer engagiert. In Bärs Hause geht es ihm gut, er weiß sich in die Personen zu schicken und sich mit ihnen auf einen guten Fuß zu stellen. Brunner hat diese Partie zu einem Glanzstück des ganzen Romanes gemacht. Humorvolle Charaktere, heitere Scenen finden sich in Fülle. Namentlich ist der alte Cramer, der so gern ein Gläschen über den Durst trinkt und stets ein neues System anfangen will, eine vorzügliche Figur.

Diogenes steigt nun immer höher. Eines Abends wird er bei Weißenthaler, dem Vater jenes kleinen Mädchens, das ihm einmal den Hunger stillte, zum Spielen eingeladen. Das

ist ein Ereignis für ihn. Er wirft sich in seinen besten Anzug. Als der Bediente um seinen Namen fragt, giebt er „Herr von Berger“ an und will dann in seinem Überzieher in den Saal spazieren. Im Saale setzt er sich ohne weiteres auf den gerade leerstehenden Stuhl der gnädigen Frau und entschuldigt sich, als diese hereinkommt, mit Kopfweh! Der Abend ist überhaupt ein höchst unglücklicher.

„Er redete viel dummes Zeug, in der unschuldigen Absicht, den gewandten Gesellschafter zu spielen, er erzählte eine Anekdote von einem Bucklichten, und ein Fräulein mit einem Höcker war gegenwärtig, er gab ein paar neue Judenanekdoten zum besten, und machte damit ein paar reichen Söhnen Israels, die zugegen waren, eine heimliche Freude, d. h. wenn sie eine Freude hatten, so mußte dieses nur eine heimliche gewesen sein, denn sie zeigten solche nicht im mindesten in ihrem Mienenspiele. Sein gefälliger Nachbar machte ihn auf seine Verstöße dienstwilligst aufmerksam, sobald diese vom Stapel gelaufen, und Berger war darauf in einer so entsetzlichen Verlegenheit, daß er eine Schale Thee um die andere leerte, und auf jedes: „Wünschen Sie noch?“ — ein „Ich bitte!“ stammelte! Schon die erste Tasse war ihm vollkommen zur Genüge, alle andern wurden nur wie Opferschalen in seinen Mund gegossen, er aß aber nichts, denn das hatte er sich fest vorgenommen, nachdem er die Anzeige von seinem Kopfweh vorgebracht. Bis zehn Uhr war Berger von Spannung, Verlegenheit, Betisenmachen, Theetrinken, Ärger über sich selbst und Ärger über andere so toll, daß niemand mehr Freude hatte, als er, nachdem man das Signal zum allgemeinen Aufbruche gab.“

Zu Hause philosophiert er in einer Weise weiter, wirft einen Spiegel entzwei, schleudert seinen Hut in die Ecke und kommt zu dem höchst merkwürdigen Ergebnis, daß der Mensch ein Esel sei! Raspelmayer ist hoch erstannt und meint, sein Pflegesohn habe einen Rausch mitgebracht. Diogenes stellt dagegen, um ihm diesen Verdacht sofort zu benehmen, an ihn die geheimnisvolle Frage, „ob er wisse, was eine Soiree sei“, und beantwortet diese Frage gleich selbst in einer für alle Abendgesellschaften höchst unehrerbietigen Weise. Am meisten ärgert ihn, daß er sich auch vor Marie so bloßgestellt. Aber

es ist wieder einmal Soiree, und seine Angebetete begrüßt ihn trotz aller Vorkommnisse freundlichst. Der Abend vergeht in heiterster Weise. Die Nacht hindurch herrscht ein entsetzlicher Schneesturm, so daß Weißenthaler unserm Diogenes anbietet, bei ihm zu übernachten. Auf seinem Zimmer macht Diogenes merkwürdige Entdeckungen: er findet nämlich in einem alten Koffer die Hälfte eines schon vergilbten Briefes, dessen wenige Zeilen indes genügen, ihm zu beweisen, daß er auf seine Herkunft Bezug hat. So ist es. Das Haus Weißenthaler gehörte früher einem Donavich, dessen Frau im Kindbette starb. Sein Bruder Spiridion behauptete, das von ihr geborene Knäblein sei krank, und später, es sei gestorben. In Wahrheit aber hatte er es in Azzelbrunn ausgesetzt und ein totes nach Hause gebracht. So wäre er Herr eines großen Vermögens geworden. Nun aber wird es Diogenes. Die weitere Folge ist natürlich seine Verlobung mit Marie Weißenthaler.

In diesem Romane haben wir also eine vollständig konsequente Entwicklung aus niederen Anfängen zu hoher Stufe. Reich an Gliedern ist die Handlung, wie schon angedeutet, allerdings nicht; wäre sie es, würde man den Roman noch eine Stufe höher stellen müssen; nehmen wir ihn aber, wie er ist, so können wir mit ihm zufrieden sein. Die Charaktere sind vorzüglich geschildert und sämtlich recht anziehend. Wiener Menschen und Wiener Leben werden uns in lebhaften Farben vorgeführt.

Dann aber muß bemerkt werden, daß uns Brunner in diesem Romane mit einem wahren Feuerwerk glänzenden Witzes entzückt. Welt und Menschen, Litteratur und Wissenschaft, Kunst und Künstler werden beleuchtet vom Sprühregen überraschender und geistreicher Sätze.

„Wer nach seinem Tode unter die Presse kommen will, muß schon im Leben unter der Presse gewesen sein.“

„Wer Geld hat, kann leicht für einen guten Kopf gelten, weil er eine Menge Köpfe im Sack hat, die für ihn denken."

„Verunglückte Genies; im zweiten Worte liegt der Trost für das erste und im ersten der Todesstoß für das zweite."

„Wer arm an Geld ist, der pflegt reich zu sein an Sentenzen und an dem sogenannten Troste der Philosophie. Boëthius schrieb sein Werk: „Vom Troste der Philosophie" erst, als er zu Pavia in Prison saß. Die Philosophie fängt mit dem Jammer an."

Überaus gelungen ist die folgende Ausführung:

„Wir (die Esel) haben mit den Philosophen gemein, daß wir uns, einer den andern, für einen Esel halten, das thun die Philosophen ebenfalls, wir halten uns aber auch jeder für einen Esel, und das thun die Philosophen nicht. Unser Tod ist dem Tode der berühmtesten Philosophen gleich: wir sterben mit der Klage, daß uns kein einziger verstanden hat, nur haben wir noch das vor den Philosophen voraus, daß wir uns zur Not untereinander verstehen, und das thun die Philosophen nie, denn sie hätten schon lange zu streiten aufgehört, wenn sie sich unter einander verständen. — Der größte Riß aber, der zwischen unsern Bestrebungen und jenen der Philosophen klafft, ist der: daß jeder Esel ein Philosoph, aber kein einziger Philosoph ein Esel sein will. — Vielen Weltweisen geht es wie den Fischen: so lange sie leben, bleiben sie unten, sie kommen erst in die Höhe, wenn sie tot sind."

„Das Wirtshaus ist die Aula des gemeinen Mannes, da lebt das System der unreinen Subjektivität. Dort fangen Schuhknechte und Schuhflicker zu philosophieren an, und freuen sich, wenn man sie Freigeister nennt. Diese Gesellen halten die Glaskugel, welche sie sich im Winter zwischen die Talgkerze und ihre Nase hängen, für das Licht der Intelligenz, für die Sonne des Geistes, und weil der Strahl auf ihre Arbeit fällt, meinen sie, es sei eben so leicht, Tiefblicke in die Welt und in die Wissenschaft, als es leicht ist, Tiefblicke in die angeleuchteten Stiefel und Schuhe zu machen."

„Es giebt keinen Narren, der nicht bisweilen einen lichten Augenblick hätte, und es giebt keinen Weisen, der nicht bisweilen einen trüben hätte, ja, die Weisen haben sogar im ganzen mehr trübe, als die Narren lichte Augenblicke; ein Weiser kann also immer mehr Narrheit in sich haben, als ein Narr Weisheit in sich haben kann. Ein Narr kann daher in seinem Fache weit vollkommener sein als ein Weiser;

darum auch das Wort: Er ist ein kompleter Narr; während man nie hört: Er ist ein kompleter Weiser!"

„Hätte Brant ein Weisenschiff geschrieben und alle Weisen seiner Zeit darin versammelt, man hätte sein Buch für eine fabelhafte Legende und ihn für einen wahren Narren gehalten, es wäre zudem sehr wenig gelesen worden; weil er aber die Narren versammelte, so hielt man ihn für einen Weisen, und sein Buch machte Aufsehen. Narren schildern ist keine Kunst, denn man darf nie um Originale verlegen sein, aber Weise schildern ist schwer, weil es so selten welche giebt, die zugleich Originale wären."

Und so könnten ganze Seiten abgeschrieben werden, wenn es die Aufgabe dieses Büchleins wäre, Brunners Geistesblitze zu sammeln.

Die weiteren beiden Romane Brunners „Genies Malheur und Glück" sowie „Die Prinzenschule zu Möpselglück" halten den Vergleich mit den behandelten Erzählungen nicht aus. Namentlich erscheint der letzte Roman verfehlt. Die Handlung ist schwach erfunden, nur hin und wieder erscheinen einzelne, freilich sehr gelungene Partieen.

In „Genies Malheur und Glück" wird der Entwicklungsgang eines Malers vorgeführt. Max Frosch ist ein talentvoller Junge, der in der Schule gute Fortschritte macht und an Ritterromanen und am Don Quixote ausnehmende Freude findet. Ein Wendepunkt in seinem friedlichen Leben ist die Einladung des jungen Peter Fabius, ihn auf seines Vaters Schlosse mit noch zwei anderen jungen Freunden zu besuchen. Auf dem Wege begegnen sie einem höchst originellen Menschen mit dem Namen Wanzenberger, der bei Ritter Fabius Dienste nehmen will. Sie machen von nun an die Reise zusammen, anziehende Gespräche würzen die Wanderung. Auf dem Schlosse finden sie höchst gastliche Aufnahme. Es befinden sich noch andere Gäste dort, unter anderen auch Crayon, ein freigeistiger Dichter, der von den jungen Leuten bald als ein höchst bedeutungsvoller Mann

angestaunt wird. Außer diesen birgt das Schloß noch zwei wunderliebliche Mägdelein, in deren eine unser Held sich alsbald sterblich verliebt. Die junge Dame nimmt die Huldigungen des jungen Genies ziemlich kühl auf und macht ihnen endlich ein grausames Ende. Diese „Jugendeselei“ Froschs hat den Erfolg, daß sie ihn energisch auf die Malerlaufbahn drängt; er giebt die Studien auf und geht nach Wien. Dort gerät er mit einem Berliner namens Riecke zusammen und mit diesem stark in ein faules Schlemmerleben hinein. Bald ward er übermütig und hochmütig, seine eigene Weisheit geht ihm bald über die göttliche, das Lerchenfeld wird binnen kurzem sein eigentlicher Aufenthaltsort. Genug, er wird im höchsten Grade genial. Vergebens sind alle Mahnungen wohlwollender Freunde — das Spital ist sein Ende.

Das ist eine düstere Geschichte, allerdings, aber sie hat einen tiefen Kern: das Genie ohne festen inneren Halt muß im Strome des Lebens untergehen. Diese ewige Wahrheit zeigt sie uns in ergreifender Weise. Der Humor wiegt in diesem Romane nicht vor, aber er mildert die Herbheit der Realität.

Sehr zu bedauern ist es bei Sebastian Brunners großem dichterischen Talente, daß er der Form, namentlich der stilistischen Einkleidung so geringe Beachtung schenkt. Die oben gegebenen Proben, so wenig umfangreich sie auch sind, dürften beweisen, daß wohl selten die verbessernde Feder den ersten Entwurf überarbeitet hat.

II.

Der historische Roman.

1.

Konrad von Bolanden.

Unter dem Pseudonym Konrad von Bolanden verbirgt sich der Prälat Joseph Bischoff in Speyer. Geboren den 9. August 1828 zu Gailbach in der Rheinpfalz, widmete er sich dem Studium der Theologie und wurde im Laufe der Jahre Pfarrer in Börrstedt und dann in Berghausen bei Speyer. Im Jahre 1870 legte er sein Amt nieder, um sich ungestört schriftstellerischen Arbeiten widmen zu können. Er entwickelte denn auch seit jener Zeit bis in die letzten Jahre eine außerordentliche Thätigkeit. Fast jedes Jahr brachte von ihm einen neuen meist mehrbändigen Roman.

Bolanden hat unstreitig ein bedeutendes Talent. Eine lebhafte, über alles Kleinliche kühn ins Große gehende Phantasie, eine gut ausgebildete Darstellungsgabe, verbunden mit reicher Menschenkenntnis und einem umfassenden Wissen beriefen ihn von vornherein zu einer ausgezeichneten Stellung in der Litteratur und befähigten ihn zu schätzenswerten Leistungen. Dazu kam ein bewunderungswerter historischer Weitblick, eine großartige Auffassung der Charaktere und Begebenheiten der Weltgeschichte, sodaß man Bolanden die Aussicht stellen konnte, er werde ein glänzender Vertreter des historischen Romanes werden. Und er ist es geworden überall, wo sein Auge sich abwandte von dem leidenschaftlichen Tages-Hader der Parteien und sich zuwandte den ewigen Ideeen, die den

Lauf der Weltgeschicke bestimmen; wo er willig seinem Genius folgte, der ihn mit glänzendem Stabe hinwies auf die großartigen Ideeenkämpfe vergangener Jahrhunderte. Traurig aber senkte der Genius der Poesie seine Flügel, wenn Bolanden Tagesfragen behandelte mit der heftigen Energie und Rücksichtslosigkeit eines Journalisten und seine Novellen zu einem Kampfplatz machte für die aufeinander platzenden Geister. Der Duft der Poesie entwich, der ängstigende Dunst der Tageskämpfe lagerte sich über die Gebilde des Dichters, die nun nicht mehr Anspruch machen können auf dichterische Erzeugnisse. Von vornherein nehmen wir Abstand von diesen; denn die Verdienste, welche sich Bolanden durch diese seine luftreinigende Thätigkeit auf dem Gebiete der Tagesfragen unleugbar erworben hat, können an diesem Platze nicht gewürdigt werden. Der Bolanden, den wir hier ins Auge zu fassen haben, ist der Dichter großer historischer Romane, nicht der wortmächtige Rufer im Streit. Freilich streift Bolanden auch in diesen Werken vielfach an Tagesfragen, aber in durchaus künstlerischer Weise. Er wählt Charaktere und Begebenheiten, die dem Verständnisse der Gegenwart nahe liegen, die vielfache Berührungspunkte haben mit dem religiösen und politischen Leben unserer Tage. So weht es uns aus den Blättern seiner historischen Romane sofort wie der lebendige Hauch modernen Geistes entgegen; wir wenden Blatt um Blatt und erleben Kämpfe und Thaten, wie unsere Tage sie in so vielfacher Gestalt gezeitigt. Wir haben nicht nötig, uns in die Denk- und Gefühlsweise jener längst vergangenen Jahrhunderte zurück zu versetzen, denn wir bewegen uns in verwandten Gedankenkreisen. Der Kampf der Kirche mit dem Staate um unveräußerliche Gerechtsame, der Kampf des Rationalismus, wie er sich im Protestantismus verkörpert, gegen das Dogma wird ja ewig derselbe und ewig neu bleiben; in immer wechselnden Gestaltungen wird er

wiederkehren. Darum sind uns von vornherein die gewählten Charaktere und Begebenheiten in Bolandens historischen Romanen sympathisch. Die großartigen Kämpfe zwischen Papsttum und Kaisertum zur Zeit Barbarossas und Heinrichs IV; die Reformation und der Bauernkrieg; der Zug Gustav Adolfs gegen die Kaiserlichen und die Bartholomäusnacht; Friedrich der Große und die französische Revolution — das sind Stoffe und Personen, die unser ganzes Interesse in Anspruch nehmen.

Es ist aber nicht der feine Takt des Künstlers, nicht das Bewußtsein, daß sich aus solchem Material Tüchtiges schaffen lasse, allein, was Bolanden zu historischen Stoffen treibt, sondern das Bestreben, die geschichtlichen Vorgänge so darzustellen, wie sie geschehen, die Personen so, wie sie gewesen sind. Denn Bolanden sagt in der Vorrede zu: „Eine Brautfahrt" mit Rücksicht auf die oben genannten Charaktere: Die Historie habe viele Begebenheiten und Charaktere der Weltgeschichte in unmotivierter Weise glorifiziert, sie mit einem Nimbus umgeben, der ihnen in der That nicht zukomme, der ihre Blößen verdecken solle. Diesen Nimbus will Bolanden zerstören, diese Blößen will er jedermanns Auge offen legen. Dabei hält er sich streng an die maßgebenden geschichtlichen Quellen, zahlreiche Citate belegen Worte, Handlungen und Scenen, die an sich manchem wenig glaubwürdig vorkommen würden. So erscheinen Barbarossa, Heinrich IV., Gustav Adolf, Friedrich II. in Bolandens Romanen in ganz anderem Lichte, als man sie in den verbreitetsten Lehrbüchern der Geschichte zu sehen gewohnt ist: das Gesicht zeigt die Spuren ungebändigter niedriger Leidenschaft, selbstsüchtigen Strebens und hochmütiger Verachtung der göttlichen und menschlichen Gesetze. Selten oder vielmehr nie fällt ein Lichtstrahl edeler Gesinnung in die tiefe moralische Nacht.

Man darf mit Recht die Frage aufwerfen, ob die von Bolanden gewählten historischen Persönlichkeiten den ästhetischen Ansprüchen genügen. Der Held oder vielmehr die Hauptperson eines Romanes soll unsere Teilnahme gewinnen, wir sollen ihren Schicksalen, Abenteuern und Seelenkämpfen mit wachsendem Interesse folgen, gleichsam Freud und Leid mit ihr teilen. Der Romanheld kann ein leidenschaftlich erregter Mensch sein; er kann in blindem Triebe seine Seele mit Schuld belasten — nie aber darf der Dichter Menschen, die er als moralisch verkommen darstellt, auf das Postament der erzählenden Dichtung heben. Eben deshalb können Männer wie Luther, Heinrich IV., Gustav Adolf u. s. w. in den Bolandenschen Romanen uns kaum genügen.

In gleicher Weise abstoßende Charaktere bieten die in neuerer Zeit spielenden Romane Bolandens in Fülle. Gewissenlose hochmütige Professoren, die von gewöhnlichen Leuten blamiert werden; schurkische Liberale, an denen kein gutes Haar ist; Minister ohne jedes sittliche Gefühl; Pfarrer, denen jede priesterliche Würde abhanden gekommen — das ist die Gesellschaft, in die Bolanden in mehreren seiner Werke uns einführt. Unbefriedigt, ja voll Abscheu müssen wir uns von solchen Gestalten abwenden.

Glücklicherweise hat Bolanden aber eine so stattliche Reihe meisterhafter Romane geschaffen, daß man die weniger gelungenen leicht über diesen vergißt. Seine ältern Romane dürfen sämtlich — wenn man eben davon absieht, daß einigemal sittlich verworfene Menschen zu Hauptpersonen gemacht sind — als Perlen unserer katholischen Erzählungslitteratur bezeichnet werden. Namentlich sind hervorzuheben: Eine Brautfahrt — Franz von Sickingen — Königin Bertha — Barbarossa — Gustav Adolf — Canossa und unter diesen als der beste Roman Franz von Sickingen. Man darf die meisterhaft gezeichnete Gestalt des Titelhelden den

besten Schöpfungen unserer Romanlitteratur überhaupt zuzählen. Sickingen, getrieben von dem unerschütterlichen Bewußtsein der Rechte des Adels, wirft sich auf zum Verteidiger desselben gegen die Übergriffe des Kaisers. Viele Anhänger scharen sich um ihn. Da erwacht sein Ehrgeiz, der Glanz der Krone lockt ihn, er selbst will deutscher Kaiser werden. Mit unbeugsamer Energie geht er seinen Weg weiter, bis die Vorsehung ihm ein Ziel setzt. Wie nun der tödlich verwundete Held auf dem Schmerzenslager liegt, wie er sein vergangenes Leben und Kämpfen überschaut, wie er schaudernd bemerkt, wie viel Blut und Leben er seinen ehrgeizigen Plänen geopfert, wie dann sein ganzes großes Herz in dem Gefühle bitterer Reue aufgeht — das ist mit wahrhaft erschütternder Tragik dargestellt. Der finstere trotzige Sickingen ist uns nahe gebracht. Mit innigem Anteil folgen wir ihm auf seiner gefährlichen Bahn, und tiefe Trauer beschleicht uns, als wir ihn endlich in den Abgrund stürzen sehen. Ein schöner Zug ist die rührende Liebe Sickingens zu seiner verewigten Gattin. Wenn deren Bild in all' seiner Lieblichkeit vor seine von finstern Geistern umschwebte Seele tritt, dann weichen jene nächtigen Gestalten; er sehnt sich nach ihr, wünscht die weiche Stimme zu hören, welche ihn so oft abhielt von mörderischem Beginnen und die wilden Gedanken aus seiner Seele scheuchte.

Auch „Barbarossa“ ist eine Gestalt, die den ästhetischen Ansprüchen, die man an den Helden eines Romanes stellen muß, vollauf genügt. Wir haben freilich nicht jenen gloriosen Heldenkaiser vor uns, wie ihn Grabbes genialer Griffel gezeichnet, immer aber noch eine bedeutende Schöpfung. Bolanden hat es wohl verstanden, den großartigen Zug, der durch alle Handlungen des deutschen Kaisers geht, getreu aufzufassen und lebendig darzustellen. Er erweckt trotz mancher abstoßender Eigenschaften die Teilnahme, die man stets den

mächtigen Gestalten der Weltgeschichte entgegenbringt. Diese beiden Charaktere sind unter den unzweifelhaft historischen Helden in Bolandens Romanen die einzigen, denen die Teilnahme der Leser gesichert ist.

Aber nach diesen kommt eine Reihe von Personen — nicht historische, sondern des Dichters eigenste Schöpfungen — die wir lieben und bewundern lernen. Es sind das die echten mittelalterlichen Rittergestalten, die hünenhaften Helden des Schwertes, die Bolanden mit Meisterhand darzustellen versteht. Wie diese reckenhaften Jünglinge in den Romanen selbst im Fluge die Herzen der Menschen gewinnen, so nehmen sie auch den Leser unwiderstehlich für sich ein. Mit hoher, fast mädchenhafter Schönheit verbinden sie riesenhafte Kräfte und eine harmlos-unschuldige Seele. Wie ein verheerend Feuer dringen sie todverachtend in die Reihen der Feinde, rechts und links die riesigen Mannen wie Grashalme niederwerfend. Der anziehendste Vertreter dieser Heldenklasse ist unstreitig der prächtig gezeichnete Heinrich von Windstein in „Franz von Sickingen" und nach ihm Siegfried in „Canossa", Hildchen von Rotheneck in „Luthers Brautfahrt", Giesebert in „Königin Bertha". Mit welcher Anschaulichkeit diese Helden in einigen Scenen vor das Auge des Lesers treten, beweist die farbensatte Schilderung aus „Franz von Sickingen", wo die fanatischen Bilderstürmer im Begriff sind, einen Mönch dem hoch aufgetürmten Scheiterhaufen zuzuführen. Ähnlich ist ein Auftritt in „Canossa", wo Siegfried sich zum Beschützer des als Sklavin verkauften Mädchens aufwirft und es aus den Händen seiner Gewalthaber befreit. Auch hier: dramatische Lebendigkeit, Kraft und Anschaulichkeit. Und überall, wo Bolanden solche Charaktere und Ereignisse vorführt, da ist er ein Meister, den so leicht nicht jemand erreicht. Er hat diese Gestalten mit reiner dichterischer Freude, das merkt man ihnen an, ausgearbeitet, und wenn

Bolanden sein dichterisches Feuer ohne jede Rücksicht auf polemische Neigungen sich ergießen läßt, dann kann man Freude an seinen Schöpfungen haben. Diese jugendlichen Ritter prägen sich unserer Phantasie ein, man folgt mit atemloser Spannung ihren abenteuervollen Zügen, man haut und sticht mit ihnen. Deshalb sind jene seiner Romane, in denen solche Charaktere vorwiegend auftreten, also jene, die im Mittel- und Reformationszeitalter spielen, unstreitig die besten. „Franz von Sickingen", Barbarossa", „Canossa", „Königin Bertha" sind Romane, die in mancher Beziehung, wenigstens was die Charakterzeichnung anbelangt, den Vergleich mit Scotts „Ivanhoe" wohl aushalten. Wie trefflich sind z. B. alle jene Scenen in „Eine Brautfahrt" und „Franz von Sickingen", in denen entlaufene Mönche und Nonnen auf die Bühne treten! Man glaubt sie vor sich zu sehen, diese ehr- und sittenlosen Renegaten, die das neue Evangelium so schnell zur Befriedigung ihrer niederen Leidenschaften zu benutzen wissen und im Sturmschritt die verlorenen Freuden der Welt nachzuholen suchen:

„Obwohl der schmale Pfad nur für eine Person hinlänglich Raum ließ, gingen die lustigen Klosterleute dennoch paarweis, wobei die Mönche ihre Schönen mit solcher Vertraulichkeit behandelten, daß jedenfalls zwischen ihnen seit längerer Zeit mußten zarte Verhältnisse bestanden haben. Alle überbot durch Ausgelassenheit und drollige Einfälle der Cisterzienser Albert. Selbst der ernste Bucer, welcher mit seiner Auserwählten von der Gesellschaft sich ziemlich ausschloß, konnte ihm manchmal ein Lächeln nicht versagen. Da es gegenwärtig bergauf ging und Albert sehr beleibt war, hinderte ihn die außerordentliche Thätigkeit der Lunge an der Fortsetzung seiner Schwänke. Notgedrungen schloß er sich vom allgemeinen Gespräche aus und versüßte durch ein Liebesgespräch mit seiner Schönen den saueren Gang.

Diese war ein hohes, starkes Frauenzimmer. Wäre ihr Blick nicht zu frei und ihr Gesicht nicht zu feist gewesen, hätte man sie schön heißen können. Gegenwärtig schlug sie das große braune Auge nieder und horchte auf Alberts Rede, welcher sein Liebesgespräch mit einer Verwünschung gegen die Klöster schloß.

„Sieh', lieb Herz", — fuhr er fort, „wir beide taugten ebensowenig fürs Kloster, als der Teufel für den Sakristan. Gottlob, die Zeit ist vorbei, wo Eltern ihre Kinder im Mutterleibe schon dazu bestimmten, in jenen Höhlen lebendig begraben zu werden. Mein Leben war fortwährendes Sterben, da ich keine Hoffnung sah, Dich jemals zu besitzen. O der Luther ist ein zweiter Heiland für alle Mönche und inbrünstigen Nonnen, — anbeten möchte ich seinen grimmigen Zorn gegen die Klöster! Alle Päpste und Heilige sind nur Stümper gegen Luther; denn er reißt in einem Jahre mehr zusammen, als diese in tausend Jahren aufgebaut haben."

„Schlägst Du wirklich den Augustiner so hoch an?" fragte die Nonne mit einigem Zweifel in Blick und Miene.

„Höher als alle Heiligen und Propheten, — dies will ich Dir haarscharf argumentieren!" versetzte Albert. „Unter allen Propheten war Johannes der Täufer der größte, — wie's ausdrücklich in der Bibel steht. Dieser Johannes aber trank lauter Wasser, aß Heuschrecken und hungerte sich halb tot, — was jedenfalls nach meinem Verstand und Luthers reinem Evangelium die größte Narrheit ist. Der Augustiner dagegen hat alles Wasser in den Bann gethan, — Wein ist sein Lebenselement, auch torgauisch Bier soll er ungemein lieben; — daraus folgt, daß der Täufer ebenso tief unter Luther steht, als Wasser unter Wein."

„Dein Beweis steht doch nicht ganz auf festen Füßen, Albert", meinte die Nonne; „selbst unser Pförtner könnte ihn mit seiner Schriftweisheit zu Fall bringen."

„Der alte Erph? Freilich — der ist ein Papist, — der steht auf falschem Grund und Boden. Wer sich jedoch auf den Boden des freien Evangeliums begiebt, für den ist mein Beweis unumstößlich. Und was den Luther noch vollständig zum Heilbringer macht, ist der Umstand, daß er die Weiberliebe auf den Thron erhebt und jeden zum Narren stempelt, welcher die Weiber nicht mag! Ja — lieb Lyse, vorher war ich nur ein armer Wicht. Du aber machst mich zum König der Freude und zu einem so hartnäckigen Lutherischen, der noch lutherischer ist, als Luther selber."

Die entlaufene Nonne ging in Alberts Scherz nicht ein, sondern sprach nach ernstem Sinnen:

„Könnte ich nur so vollkommen von Luthers Evangelium überzeugt sein, wie Du!"

„Dies kannst Du, sobald Du willst, Lyse!“ erwiderte Albert. „Befolge nur des Augustiners Rat und halte jeden Skrupel für Eingebung des Teufels.“

„Trotz aller Anstrengung gelingt mir dies nicht immer“, bekannte die Nonne. „Könnte ich doch nur den Tag meiner Einkleidung vergessen, — das Gelübde ist ein schwarzer Flecken in meinem jungen Glück.“

„Pah!“ rief der Mönch mit scheinbarer Gleichgültigkeit. „Laß mit den Klostermauern alle finsteren Bedenklichkeiten hinter Dir! Frei sind wir von knechtischem Zwang, — Gelübde sind Schrift und Gottes Willen zuwider, — eine Erfindung des Papstes, welcher ein Stück vom Teufel ist, und dem Teufel ist man zum Gehorsam nicht verbunden. Also Lyse — erheitere Dein Gesicht und gieb mir einen Kuß!“

(Aus „Franz von Sickingen“.)

Nicht minder ausgezeichnet sind die Gestalten alter bieder kerniger Ritter, deren Bolandens historische Romane ebenfalls eine große Auswahl aufweisen. Man nehme nur „Königin Bertha“. Da haben wir den trefflichen Eckbert, den mut- und humorvollen Volksbrand, den kernigen Rachmund, und ihn nicht zu vergessen, obgleich er eigentlich den Rittern nicht beigezählt werden darf, den ausgezeichneten Abt Stephan. Den Männergestalten in den in der Gegenwart spielenden Romanen vermag man ein gleiches Interesse nicht abzugewinnen. Zwar finden wir auch hier treffliche Charaktere in Menge, aber sie sind meist angekränkelt von der Blässe des Gedankens. Sie unterbrechen stets den Fluß der Erzählung durch seitenlange religiöse und politische Gespräche und Disputationen, scheinen überhaupt nur da zu sein, Versikel für die Gedanken und Ansichten des Dichters zu werden. Das ist in ästhetischer Beziehung sehr zu bedauern, denn, wie ein kompetenter Kritiker (Keppler, Tübingen) in Nr. 7 der „Litterarischen Rundschau“ von 1879 sagt: „Es hat lange gebraucht, bis man unserer katholischen Romanlitteratur die Wahrheit zum Bewußtsein gebracht hat, daß nicht jene Romane die besten seien, die dem Leser

gleichsam mit jedem Satze ihre katholische Tendenz ins Angesicht blasen, sondern diejenigen, welche die gute Richtung und der gute Zweck wie die unsichtbare Luft still und heimlich umweht. Denn jenem Wind wird das Gesicht sich bald abwenden, diese Luft aber hat der Leser eingeatmet, ehe er es merkt." Und ähnlich sagt der „Handweiser" in Nr. 44 vom Jahre 1866: „Es kommt uns immer ein gelindes Frösteln an, wenn wir in einem politischen Kunstwerke lange Unterredungen über Vogt, Moleschott und Czolbe, über Sybels historische Zeitschrift und dergl. auch nur sehen. Zudem sind derartige Auseinandersetzungen gar nicht des Verfassers Stärke."

Dazu kommt, daß uns Bolanden in den in der Neuzeit spielenden Romanen nicht lebenswahre Gestalten vorführt, sondern, wie der „Handweiser" in Nr. 26 von 1864 sagt: „Karikaturen, die uns stoßen". Grund genug, diese zur Beurteilung nicht heranzuziehen und uns nur an den „historischen Bolanden" zu halten.

Von Bolandens Frauencharakteren läßt sich nicht so viel sagen. Es ist des Dichters Stärke nicht, der Frauen Gemüt und Neigungen zu ergründen und dichterisch zu veranschaulichen, sein kräftiger Geist hat weit mehr Gefallen an streitbaren Männern. Die Ritterfräulein haben keine Ader von dem, was man in Romanen gewöhnlich zu finden pflegt, sie leben zurückgezogen und treten wenig in den Vordergrund. Immerhin aber sind einzelne unter diesen von hohem Reiz. Ethelinde und Irmensinde in „Königin Bertha", Gisela von Hohenfels in „Luthers Brautfahrt" sind meisterhafte Figuren.

In den Nebenpersonen hat Bolanden eben keine große Auswahl. Einzelne Gestalten aber sind vortrefflich. So namentlich die Landsknechte, die Vertreter der alten unbändigen Kriegskunst. Wehe dem, der ihnen in die Finger

gerät, für seine Knochen kann niemand Garantie übernehmen! Und alle Volksscenen, so namentlich in „Königin Bertha“, „Canossa“ und „Barbarossa“, sind ausgezeichnet.

Gegen die Weise, wie Bolanden seine Personen schildert, kann nichts eingewendet werden. Fern von jenen abstrakten Aufzählungen, welche die Mehrzahl unserer Romane so unausstehlich machen, entfaltet er künstlerisch die Charaktere nur durch die Reden und Handlungen der Personen und verschmäht es, ein ergänzendes Wort hinzuzufügen. Er charakterisiert auch nicht durch geschickte Anbringung einer Fülle von einzelnen Zügen, sondern in großen Umrissen. Er zeichnet in einer für die Phantasie sehr anregenden Weise, er setzt die Einbildungskraft des Lesers in lebendige Bewegung, und diese fügt unwillkürlich das Fehlende hinzu.

Dieser Vorzug Bolandens kann nicht hoch genug angeschlagen werden; er beweist, welch' ein Talent in ihm verborgen liegt, obgleich dasselbe einer ruhigen Durchbildung dringend bedürftig ist. Mit welcher Plastik tritt nicht Heinrich von Windsteins Gestalt hervor!

Das Seelenleben, ich meine das Walten mächtiger Leidenschaften, wird in Bolandens Romanen nur sehr oberflächlich berührt. Tiefe, das ganze Wesen eines Menschen aufregende, innere Kämpfe haben wir fast nirgends. Die auftretenden Personen haben die Zeit der Charakterbildung hinter sich, sie sind in sich fertig, es sind nur noch äußerliche Ereignisse, welche ihre Empfindungen erregen können. Auch handelt es sich in der Mehrzahl der Bolandenschen Romane nicht um den Kampf widerstrebender, mächtiger Leidenschaften, sondern nur um Befriedigung starker, auf greifbare Ziele gerichteter Begierden, z. B. nach Macht, Länderbesitz, Alleinherrschaft. Diesen Begierden tritt natürlich der Wille entgegen, das Besitztum zu behaupten, daher entstehen gewöhnlich Konflikte, welche nur auf dem Schlachtfelde

ihre Lösung finden können. Nie kommt eine Empfindung mit einer andern gleich mächtigen in Konflikt; nirgends ein Kampf zwischen Pflicht und Liebe, oder Ehre und Liebe, oder Pflicht und Ehre; nirgends jenes gewaltige Stürmen der Leidenschaft, welche Himmel und Erde in Bewegung setzt, um den Gegenstand ihrer Glut zu gewinenn; nirgends jenes widerspruchsvolle Auf- und Niederwogen des Gefühls, der Sehnsucht, des Bangens, des Hoffens — immer nur der eiserne Wille, welcher sich an einem andern stößt, immer nur Konflikte, welche nur durch die Waffen der Kriegsknechte und die Kugeln der Kanonen gelöst werden können.

Das zu schildern ist Bolanden der Meister. In „Barbarossa" sehen wir eines der grandiosesten Trauerspiele der Weltgeschichte sich entwickeln, die Zerstörung des mächtigen und stolzen Mailand durch Kaiser Friedrich I. In umfangreichen, farbenprächtigen Gemälden gleitet der großartige Kampf zwischen Kaiser und Papst vor unsern Augen vorüber. In „Königin Bertha" schildert er den Kampf Heinrichs IV. gegen die Macht der sächsischen Herzoge. Zugleich treten schon die Anzeichen der späteren Konflikte des Kaisers mit der Kirche deutlich hervor. In „Canossa" sehen wir den Streit offen entbrannt. „Hie Papst, hie Kaiser", ist das Losungswort. Mit sicherer Hand entwirft Bolanden ein umfangreiches, echt dichterisches Bild des denkwürdigsten aller weltgeschichtlichen Kämpfe. „Franz von Sickingen" und „Luthers Brautfahrt" führen uns in das Zeitalter der Reformation. Absonderliche Schwärmer und wunderliche Heilige, aufrührerische Bauern und entsprungene Mönche, rauchende Klöster und zuckende Leichname — bilden die schauerliche Staffage des personenreichen, farbensatten Gemäldes, dessen Mittelpunkt Luther und Sickingen abgeben. Die „Bartholomäusnacht" zeigt uns die Bluthochzeit vom 25. August 1572 in ganz neuer Beleuchtung. Die fran-

zösische Revolution von 1789 und der heldenmütige Kampf der Vendée gegen die republikanischen Gewalthaber bildet den Inhalt von „Bankrott“. Und in „Savonarola“ bringt er uns die mächtige Gestalt des Florentinischen Bußpredigers nahe.

Überall folgt der Dichter in seinen historischen Romanen dem Faden der Geschichte. Von einer romanhaften Verschlingung der Begebenheiten, von einer Verwickelung und demgemäß auch von einer Lösung ist selten die Rede, am wenigsten in seinem vorletzten Roman: „Die Kreuzfahrer“. Auch fehlt es der Haupthandlung an Mannigfaltigkeit. Manche Begebenheiten wiederholen sich. Friedrichs Zug nach Schlesien und die eigentümlichen Maßnahmen seiner Agenten haben viele Ähnlichkeit mit dem Zuge Gustav Adolfs. Bolanden mag selbst gefühlt haben, daß seine Romane durch ihre Haupthandlung das Publikum nicht immer fesseln würden; er ist deshalb darauf bedacht gewesen, eine Fülle interessanter Einzelheiten hinein zu verweben und so den Hauptstamm mit grünem Epheu zu umranken. Die meisten dieser anziehenden Scenen hängen mit der Liebesgeschichte zusammen, welche in Bolandens Ritterromanen nie fehlt und in „Gustav Adolf“ vorzüglich durchgeführt ist.

Außerdem bieten selbstverständlich die Wechselfälle des Krieges eine bunte Fülle anziehender Scenen. Und diese in höchst anschaulicher Weise darzustellen: darin besteht hauptsächlich mit Bolandens Stärke. Mag er den Kampf des einzelnen gegen einen einzelnen, des einzelnen gegen viele, der Masse gegen die Masse; mag er eine Belagerung, ein Turnier, eine Schlacht vorführen, oder Lagerscenen, Zechgelage — immer ist die Darstellung von packender Gewalt. Wahre Meisterwerke dieser Art sind die Kämpfe Siegfrieds von Landeck und Heinrichs von Windstein, die Belagerung Mailands und Magdeburgs, das Turnier in „Königin

Bertha", die Schlacht bei Breitenfeld und die prächtigen Lagerscenen in „Gustav Adolf". Der Genuß, den diese Schilderungen dem Leser bereiten, läßt ihn über viele Unebenheiten hinwegsehen. Man lese nur z. B. folgende Scene aus „Barbarossa", welche die Abbitte der Mailänder zum Gegenstande hat:

„Von Mailand herüber nahten langsam und traurig, wie beim Grabgeleite, die dunklen Massen des Volkes. Voran die Konsuln nebst vierhundert Edlen, alle barfuß, Asche auf dem Haupte und Stricke um den Hals, -- ihre Ohnmacht und knechtische Unterwerfung auszudrücken. An langen Schaften ragten die Fahnen der verschiedenen Abteilungen und Stadtviertel empor. Schlaff hingen sie herab, von keinem Lufthauche belebt, gleichsam trauernd über Mailands hartes Geschick. Einige Konsuln trugen auf blauen Samtkissen die Schlüssel der Stadtthore, sowie der Burgen des Freistaates, um sie dem siegreichen Kaiser zu übergeben. In langgezogenen hinsterbenden Trauertönen und dumpfen, klanglosen Schlägen begleiteten Posaunen und Trommeln den Auszug. Manchmal schwiegen auch diese, und man hörte aus den Gassen der Stadt herüber Trauerlieder und Bittgesänge, wie solche das Volk bei schweren Unglücksfällen anzustimmen pflegt. So bewegten sich die Tausende heran, stumm, niedergeschmettert, klagend, wie ein zum Tode verurteiltes Volk. Auch der Himmel begann zu trauern; denn schwarze Wolkenmassen verhüllten die Sonne, und eine matte, niederdrückende Luft lag über der Landschaft. Sogar die prunkenden Reihen der Sieger beschlich Wehmut beim Anblicke des tapferen, tief gedemütigten Feindes. Nur dort, wo italienische Hilfstruppen standen, gab es schadenfrohe, höhnische Gesichter und beißende Bemerkungen.

Die Konsuln langten eben vor der Bühne an und blieben stehen. Dieses Stillstehen pflanzte sich fort von Glied zu Glied, von Reihe zu Reihe, bis hinüber nach Mailand, wo man noch fortwährend aus dem Thore zog. Unbeweglich hielt die Masse. Nirgends ein erhobenes Haupt: das stolzeste hatte Scham und Verzweiflung niedergedrückt. Überall Asche, Stricke, Bußgewänder! Trommeln und Posaunen schwiegen, nur aus der Veste klang es wie Totengesang: „Kyrie eleison, — Kyrie eleison!" Es hatte den Anschein, als wolle ein ganzes Volk nicht vor einem Menschen, sondern vor Gott für begangene Frevel öffentlich Abbitte leisten. Zuweilen fuhr es laut und schmerzlich aus irgend einer gepreßten Brust, ein Aufschrei der Verzweiflung, und

tausendfaches Seufzen und Gestöhn bildete den Wiederhall, — wie letzter Lebenshauch eines dahinsterbenden Volkes.

Vom Kaiserzelte her schmetterten Fanfaren, — Barbarossa nahte. Immer näher rauschten die stolzen kriegerischen Klänge, ein schneidender Gegensatz zu Sack und Asche der Mailänder. Bald sah man den Staufer, hoch zu Roß, von sämtlichen Fürsten umgeben, die Lagerstraße heraufziehen. Ungefähr dreißig Schritte vom Throne entfernt stiegen sie von ihren Pferden. Strahlende Kronen auf den Häuptern der Fürsten, reiche, blitzende Gewänder, in weiten Faltenschlägen die kräftigen Gestalten umrauschend, dazu der sprechende Ausdruck stolzen Selbstbewußtseins im Verhalten der Großen und gebietende Majestät in Friedrichs Blick und Haltung, endlich die weit hingestreckten unabsehbaren Linien des Heeres, — dies alles verlieh dem Vorgange eine Pracht und Großartigkeit, wie es dem Herrn der Erde gebührte.

Endlos dahinbrausender Jubelruf der aufgestellten Heerscharen begrüßte Kaiser und Fürsten. Friedrich saß auf dem hohen Sitze, die Fürsten hatten in schönster Ordnung auf den Stufen Platz genommen, und dennoch wollte die stürmische Begrüßung nicht enden. Der roheste Knecht empfand die Bedeutung des Schauspieles. Im Hochgefühle schwoll ihm die Seele bei dem Gedanken, daß die Strahlen kaiserlicher Oberhoheit verherrlichend bis zu ihm herabdrangen. Er sah seinen Kaiser auf glänzender Höhe, unter ihm die prangenden Fürstenreihen, — zu seinen Füßen, in den Staub geschmettert, das trotzige Volk der Mailänder.

Ähnliche Betrachtungen mochten den Staufer beschäftigen. Wie Triumph und Sieg leuchtete es durch sein ernstes Gesicht. Man sah es ihm an: seine große Seele schwamm in einem Meere befriedigter Ehrsucht. Er sah von Rom bis hinauf nach Lübeck, — alle diese weiten Gebiete und reichen Länder mit ihren Millionen waren seinem Scepter unterworfen. Er spähte nach England, Spanien, Frankreich und Griechenland, — vieles blieb noch zu erkämpfen übrig. Lebhaft schwebte ihm das riesenhafte Ziel vor Augen: die erhabene Idee von des Kaisers Oberhoheit über alle Könige und Fürsten der Christenheit zu verwirklichen. Nicht bloß in Rang und Würde, auch in Herrschergröße und Machtvollkommenheit wollte er Karls des Großen Nachfolger sein. Mit solcher Lebhaftigkeit gab er sich derartigen Betrachtungen hin, daß ihm die Einleitung zur Unterwerfung Mailands entging. Bereits hatten die Konsuln dem Kanzler die Schlüssel übergeben, schon hatten sie nebst den vierhundert Edlen den Treueid geleistet, und jetzt schreckte ehernes Gerassel den sinnenden Kaiser auf.

Jene Heeresabteilungen nämlich, deren Reihen die Ebene in der Richtung vom Lager gegen die Veste durchschnitten, verließen ihren bisherigen Standpunkt und sprengten in östlicher Richtung davon, bis man in der Ferne ihre dunklen Linien die weite Fläche begrenzen sah. Hierdurch wurde der Raum zwischen dem Lager und der Stadt zur Aufnahme der Volksmasse völlig frei. — Diese begann sich in Bewegung zu setzen, wobei die Trommeln Trauermärsche schlugen, begleitet von den Klängen der Posaunen und Hörner. Sie zogen am Throne vorüber, alle mit Stricken um den Hals, Kreuze in den Händen, Asche auf dem Haupte, viele in grauen Bußsäcken. Sobald die einzelnen Abteilungen vor den Thron kamen, legten sie Fahnen und Posaunen nieder und schwuren den Eid der unbedingten Unterwerfung. Sodann setzten sie ihren Marsch langsam und stille fort, nach dem Hintergrunde der vom Heere umstellten Ebene sich zurückziehend.

Dieser einfache Vorgang hatte, im Vereine mit dem Verhalten und Aussehen der Mailänder, etwas ungemein Erschütterndes. So oft die Posaunen zum letzten Male klangen und die Banner zur Erde niedersanken, hatte es den Anschein, als stiege eine Abteilung des mailändischen Volkes zu Grabe. Dieses Gefühl hatte die Besiegten lebhaft ergriffen. Die meisten weinten und schluchzten laut. Andere, welche der Linderung durch die Thränen ob der Größe ihres starren Schmerzes entbehren mußten, schritten in stummer Verzweiflung einher, das todesblasse Gesicht zu Boden gesenkt. — Sogar die Fürsten weinten. Nur Barbarossa blieb kalt und strenge. Strafenden Blickes schaute er nieder, als genüge ihm die schwere Sühne keineswegs für die an kaiserlicher Hoheit begangenen Frevel.

Das Volk war vorübergezogen und bedeckte die weit ausgedehnte Fläche. Da nahte zuletzt, von sechs weißen Ochsen gezogen, das Carroccium, Mailands Fahnenwagen, eine merkwürdige Schöpfung des Erzbischofs Aribert. Auf einem Wagen, stark und groß, erhob sich ein gewaltiger Mast, dessen höchste Spitze der segenspendende St. Ambrosius, der Schutzheilige des Freistaates, krönte, Mailands Hauptfahne, sowie alle Banner der mit ihr verbündeten Städte, flatterten am Maste. Auf dem mit rotem Tuche behängten und prachtvoll ausgestatteten Wagen standen zwölf Krieger mit Helmen, Brustharnischen und scharlachroten Waffenröcken. Ebenso waren die Ochsenführer in schreiendes Rot gekleidet. Am Hinterteil hing die Kriegsglocke, an der entgegengesetzten Seite erblickte man den erhöhten Sitz des Priesters, welcher das Carroccium zu begleiten pflegte. Den übrigen Raum hatten Trompeter und Feldscherer besetzt, alle in bunter Tracht.

Bei Kriegszügen bildete das Carroccium den Mittelpunkt aller Bewegungen. Vor seinem Gebrauche wurde es feierlich eingeweiht; von ihm aus ergingen alle Befehle, wurden alle Kriegszeichen gegeben. Es trug die Hauptfahne auf schwindelnder Höhe, weithin sichtbar, allen das Zeichen der Sammlung, der Richtung und Ermutigung. Bis zum Tode das Carroccium zu verteidigen, war allen strenge Pflicht. Es bildete gleichsam die Seele des Freistaates, es war der Sitz des Glanzes, der Ehre und des Ruhmes von Mailand.

Der Fahnenwagen hielt jetzt dem Throne gegenüber. Die Stiere wurden ausgespannt; alle stiegen ab. Bange Grabesruhe lag über der Volksmenge. Thränen in den Augen, blickten sie auf das Sinnbild ehemaliger Größe und Macht; auch dieser Rest verschwundener Herrlichkeit sollte nun vor Barbarossas unerbittlicher Strenge vergehen. Viele ergriff Wut und heftiger Ingrimm, indem ihre Blicke zwischen Friedrich und dem Carroccium wechselten. Da dröhnte lautes Krachen über die Ebene: der gewaltige Mastbaum war niedergestürzt, durch seine Wucht das Carroccium zerschmetternd. Weit hinaus flog der segenspendende Ambrosius; zerrissen, im Staube begraben, lagen die Banner, klagend stürzte die Glocke vom Gestelle, und das vorher prächtige Ganze bildete jetzt einen wüsten Trümmerhaufen, — ein sprechendes Bild des untergehenden Mailand.

Im Volke brach der verhaltene Schmerz in Wehegeschrei aus. Viele rauften die Haare oder stürzten unter der Last des Wehes zu Boden, andere standen erstarrt, bewegungslos, mit rollenden Augen und krampfhaft zusammengekniffenen Lippen.

Die Fürsten ergriff inniges Mitleid. Alle weinten. Der Staufer allein bewahrte die eiserne Strenge. Während Heinrich dem Löwen Thränen über den Bart herabrollten, und sein ausdrucksvolles Mannesgesicht wie ein Spiegel den namenlosen Schmerz des niedergetretenen Volkes wiederstrahlte, saß Friedrich teilnahmslos, in furchtbarer Ruhe. Das Bewußtsein beleidigter Herrlichkeit hielt jede milde Regung nieder."

Gleich meisterhaft sind die Schilderungen der Natur und des Schauplatzes. Bolanden beschreibt nicht gern, er weiß, daß in der Poesie die Handlung, die That das Wesentliche ist, und demgemäß sind seine Schilderungen knapp, aber kräftig. So beschreibt er in „Königin Bertha" eine Burg folgendermaßen:

„Die Burg ruhte auf einem riesenhaften, die äußerste Spitze des hohen Berges krönenden Felsblock. Finsteres Tannengehölz umgab den Kegel und leckte mit seinen spitzigen, schwarzen Zungen am Felsen empor. Ohne den freien Ausblick zu hindern, erhöhte der düstere Forst nicht wenig den kühnen Ausdruck des ungemein festen Grafensitzes. Gegen Osten hingen kleine Söller am Gemäuer, deren runde Fensterscheiben freundlich in das prächtige Rheinthal hinabblitzten. Um luftige Fenster kroch dunkelgrüner Epheu, kühn und verwegen bis zu den Zinnen hinaufkletternd. Der westliche Bergteil lag in trüben Schatten, und trotziger stiegen hier die runden schlanken Türme gegen Himmel.

Bolandens Stil ist in seinen älteren Romanen kräftig, ausdrucksvoll und feurig. Er tänzelt nicht wie ein leichter Zelter, sondern stampft wie ein mutiges Streitroß. Zierliche Wendungen, verschönernde Adjektive, süße Schmeichelworte sucht man bei ihm vergebens, wohl aber findet man die Wortmacht des Zornes, das Pathos der Entrüstung, den Nachdruck moralischer Hoheit.

Leider kann ich nicht schließen ohne einen Tadel:

Bolanden vermeidet es in seinen Romanen nicht, Ausdrücke zu gebrauchen und Scenen auszumalen, die jedes zarte Gefühl beleidigen müssen. Mit Recht tadelte Herr General-Vikar Dr. Schulte im „Litterarischen Handweiser“ die widerlichen Scenen in „Urdeutsch“ aufs nachdrücklichste, und die „Kölnische Volkszeitung“ sagt bei Besprechung der „Bartholomäusnacht“ in Nr. 148 III. Blatt von 1879: „Es ist überhaupt zu bedauern, daß Bolanden kein Buch schreiben kann ohne eine vereinzelte Stelle, die im Interesse seiner Leserinnen und jugendlichen Leser besser herausbliebe.“

2.

Franz Trautmann.

Franz Trautmann wurde am 28. März 1813 zu München geboren. Sein Vater, als Kunstkenner in weiten Kreisen geachtet, war Juwelier des königl. Hofes. Nach Absolvierung des Gymnasiums widmete Trautmann sich dem Studium der Rechte, machte ein glänzendes Staatsexamen und arbeitete sieben Jahre am Münchener Stadtgericht. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit schriftstellerischen, namentlich kunsthistorischen und poetischen Arbeiten und errang auf beiden Gebieten, zunächst in engeren Kreisen, große Erfolge. Das bewog ihn, die richterliche Thätigkeit aufzugeben und die Stelle eines ersten Sekretärs beim Prinzen Karl von Bayern anzunehmen. Als er aber hier eine solche Menge von Arbeiten zu erledigen fand, daß ihm zu eigenen Produktionen keine Zeit übrig blieb, und als überdies eine schwere Krankheit längere Zeit seine Thätigkeit lähmte, legte er sein Amt nieder und lebte von 1851 bis zu seinem am 2. November 1887 erfolgten Tode ganz seinen schriftstellerischen und poetischen Neigungen.

Trautmanns dichterisches Talent regte sich früh. Schon als siebzehnjähriger Jüngling gab er ein Bändchen „Gedichte" heraus und versuchte sich dann auf fast allen Gebieten der Poesie. Den 1830 erschienenen „Gedichten" folgte 1837

das Trauerspiel „Jugurtha“, 1838 das Drama „Die Verstoßene“. Im Jahre 1843 gab er unter dem Titel: „Proteus“ zwei Bände Dichtungen heraus, denen er bald mehrere Lustspiele folgen ließ; 1853 aber veröffentlichte er „Die Abenteuer des Herzogs Christoph von Bayern“, ein Buch, welches seine besondere Begabung für die Kunst volkstümlicher Erzählung im hellsten Lichte zeigte. Weiter folgten: „Die gute alte Zeit, Münchener Geschichten“ (1855); „Chronika des Herrn Petrus Nöckerlein, eines Glücksritters aus alter Zeit“ (1856); das „Münchener Stadtbüchlein“ (1857); „Heitere Städtegeschichten aus alter Zeit“ (1862); „Die Glocken von St. Alban“ (1875); zuletzt „Niklas Prugger“ (1879).

Wie man sieht, hat Trautmann eine bedeutende dichterische Thätigkeit entfaltet; und auch in seinen spätesten Lebensjahren ruhte er nicht. Seine historischen Romane brachten ihm viele Ehren ein; u. a. die Promotion zum Ehrendoktor der Philosophie seitens der Münchener Universität. Und er verdiente solche Auszeichnungen; denn er war ohne Zweifel einer der bedeutendsten und zugleich der eigenartigste — wenn wir von dem auf novellistischem Gebiete leider nicht mehr thätigen trefflichen Sebastian Brunner absehen — katholische Erzähler Deutschlands. Auch die Gegner bringen seinen Erzeugnissen Achtung entgegen und räumen ihm eine hervorragende Stellung unter den zeitgenössischen Dichtern ein. Bis vor etwa zehn Jahren war er freilich in weiteren Kreisen — wenigstens außerhalb seines Heimatlandes Bayern — noch fast gänzlich unbekannt; erst im Herbste seines Lebens, im Jahre 1875, errang er sich mit dem Romane „Die Glocken von St. Alban“ im Sturm die Herzen der katholischen Lesewelt. Kurz darauf erschienen in neuer Bearbeitung — zunächst im „Deutschen Hausschatz“, dann auch in Buchform — „Die Abenteuer des Herzogs Christoph

von Bayern". Bei seinem ersten Erscheinen im Jahre 1853 war dieser historische Roman trotz seiner vorzüglichen Eigenschaften ziemlich unbeachtet geblieben; jetzt fiel das Publikum mit Begierde über die vortreffliche Erzählung her und machte sie mit zu seiner Lieblingslektüre. Heute ist Trautmanns Name wohl keinem Katholiken mehr unbekannt, der sich mit dem Entwicklungsgange unserer schönen Litteratur auch nur oberflächlich bekannt gemacht hat.

Die eigentliche Heimat seines Ruhmes und die Wohnstätte seiner wärmsten Verehrer ist jedoch sein Vaterland Bayern; denn seine zahlreichen Novellen und Romane atmen eine so glühende Liebe zu seinem engeren Vaterlande, eine so treue Anhänglichkeit an das angestammte Herrscherhaus, daß jeder echte Bayer mit Begeisterung dem Schriftsteller folgen und dessen Geist in sich aufnehmen wird. Die meisten der Trautmannschen Novellen und Romane spielen auf bayerischem Boden, viele in der Residenzstadt München, so daß er selbst einmal sagt: „Schier am liebsten erzähl' ich von der herzig ehrwürdigen Stadt München im Lande Bayern, von verschiedenen Herzogen und Grafen, schönen Frauen und Jungfrauen, auch von Bischöfen und Äbten, Rittern und Bürgern bis herab zur Scharwache, kurz von allen, die dereinst dort lebten, bald im Licht ungetrübteren Daseins, bald in Zeiten, d'rin sich finsteres Gewölk über der Welt zusammenzog" (Vorwort zu „Heitere Städtegeschichten"). Wohin Trautmann in dem geliebten Lande oder in der ihm ans Herz gewachsenen Residenz seinen Fuß setzt, wo immer ein Stück Altertum ihm ins Auge fällt, wo eine historische Persönlichkeit ihm in seinen Studien begegnet, da tauchen ihm auch Erinnerungen aus grauer Vorzeit auf. Vor seinem geistigen Auge erstehen längst vergangene Jahrhunderte in ihren anheimelnden Sitten und Gebräuchen, seltsam gekleidete Gestalten huschen über die Straße; Vorgänge,

unerhört für die der Nüchternheit immer mehr zuschreitende Neuzeit, spielen ab — oder, wie er selbst es von sich ausdrückt: „Wenn er dann so dahinwandelt, sich Kirchen, Plätze oder alte Häuser betrachtet, drängt sich ihm gar bald dies oder jenes auf, was er schon weiß — und wenn das nicht, denkt er: Sieh zu, daß du erkundest, wie das entstand, oder was daherum geschah. Ja, wär's auch nur ein schöner Erker oder ein schmuckes Fensterlein, da meint er: Welch' hochweiser Ratsherr, welche frommfrohe Jungfrau oder sonst jemand mag da vor Zeiten darniedergeschaut haben, und was Heiteres, Düsteres oder Abenteuerliches erlebt worden sein!" (Vorrede zu „Münchener Stadtbüchlein".) Nur einmal hat Trautmann den heimischen Boden verlassen, und zwar in den „Glocken von St. Alban", welcher Roman in der München an Ehrwürdigkeit übertreffenden Metropole der Rheinprovinz spielt, und — seltsam genug — dieser Roman ist sein bester!

Nun läßt sich aber nicht behaupten, daß Trautmanns in Bayern spielende Novellen und Romane auch ein spezifisch bayerisches Gepräge tragen, daß sie bayerisches Leben und bayerische Sitten naturgetreu wiederspiegeln, daß Trautmann etwa der Auerbach, Gotthelf oder Immermann Bayerns ist. Im Gegenteil, abgesehen von dem Geiste, der das Ganze durchweht, und von den historischen Persönlichkeiten, welche dort eine Rolle spielen, könnte der Schauplatz der Begebenheiten auch nach einer andern Gegend Deutschlands verlegt werden; denn letztere hangen in keiner Weise notwendig mit Eigentümlichkeiten der Bajuwaren zusammen, und den Sittenschilderungen ist nur wenig Raum gegönnt.

Trautmann behandelt nur Stoffe aus der fernen Vergangenheit; er taucht in das Meer der geschichtlichen Begebenheiten, und was er aus der Tiefe dann hervorholt, das sind köstliche Perlen historischer Erzählkunst. Von den vielen

Publikationen, welche oben aufgezählt sind, haben jedoch nur zwei das Glück gehabt, in das größere Publikum außerhalb Bayerns zu dringen, nämlich „Die Abenteuer Herzog Christophs von Bayern“ und „Die Glocken von St. Alban“, diese aber auch mit um so größerer Gewalt; sie haben gezündet und dem Dichter auch in nichtkatholischen Kreisen einen geachteten Namen verschafft. Dieser Erfolg ist um so höher anzuschlagen, als Trautmanns Darstellungsweise — wie wir gleich vorweg nehmen wollen, weil es eigentlich der einzige Tadel ist, welcher gegen ihn ausgesprochen werden kann — hin und wieder an einem Fehler leidet, welchen das Publikum im allgemeinen auch seinen liebsten Schriftstellern selten verzeiht: er ist ein wenig breit. Erfüllt von dem, was seinen Geist und seine Phantasie hervorragend beschäftigt, verliert er leicht den Maßstab für das Wichtige und Minderwertige; auch das Kleine, ihm lieb Gewordene erscheint ihm groß, und er behandelt es mit gleicher Ausführlichkeit wie das an sich Bedeutende. So geht nicht selten die dichterische Perspektive verloren. Namentlich überwuchert bei Trautmann der Dialog, wie z. B. in kaum zu ertragender Weise in „Niklas Prugger“, wo es bogenlang in einem einzigen Gespräche fortgeht, welches mit der Handlung in gar keinem Zusammenhange steht und rein nebensächliche Dinge behandelt. Selbst in den sonst so ausgezeichneten „Glocken von St. Alban“ sähe man eine Beschränkung des Dialogs durchaus nicht ungern.

Doch fällt Trautmann keineswegs in den landläufigen, durch Walter Scotts Darstellungsweise eingebürgerten Fehler historischer Erzähler, Schauplatz, Personen und Kostüme eingehend zu beschreiben; er läßt hier, einem echt künstlerischen Impulse folgend, nur hin und wieder ein bedeutsames, kräftig illustrierendes Wort einfließen, wodurch er besser sein Ziel erreicht als durch langatmige Beschreibungen.

Nehmen wir nur einmal „Die Glocken von St. Alban“. Welch' ein umfangreiches, farbenfrisches Gemälde entwirft der Dichter uns da von dem bürgerlichen und politischen Leben Kölns im Ausgange des 17. Jahrhunderts! Wir lernen nicht allein das städtische Leben und die munizipale Organisation der reichen Handelsstadt kennen, sondern auch den elenden, ohnmächtigen Zustand des deutschen Reiches zu eben jener Zeit; wir thuen Einblicke in den großartigen Handelsverkehr des „heiligen“ Köln, in das religiöse und das Familienleben, in die sittlichen Zustände der damaligen Zeit; alles aber vermittelt der Dichter in ungezwungener, echt künstlerischer Weise nur durch die Handlung. Ebenso in „Christoph Herzog“, obgleich hier die Handlung minder einheitlich gestaltet und stark mit sagenhaften Elementen versetzt ist. Auch in „Niklas Prugger“ erhalten wir ein ausführliches Gemälde des 17. Jahrhunderts, welches indes wegen seiner unkünstlerischen Ausführung wenig anziehend ist. Höher als dieser dreibändige Roman stehen, wie in kulturhistorischer, so in ästhetischer Beziehung, jene kleinen Novellen, die, an ein an sich geringfügiges Ereignis anknüpfend, ein farbenreiches Bild aus einer Handbreit Weltgeschichte geben, z. B. „Der Wettermacher von Frankfurt“ (1393), „Thürmers Töchterlein“ (1432), „Magister Calomälus“ (1429) und „Der Meister von Nürnberg“ (1459), welche sämtlich in den „Heiteren Städtegeschichten aus alter Zeit“ enthalten sind.

Die Komposition der Handlung ist Trautmanns Stärke nicht. In „Herzog Christoph“ fehlt der leitende Faden so gut wie ganz. Denn daß das Buch trotz seines bunten Inhaltes nur *einen* Helden hat, kann noch keinen Anspruch auf das Prädikat Einheitlichkeit begründen, dazu gehört eine streng geschlossene Handlung. Der Titel deutet auch schon an, daß der Dichter keinen eigentlichen Roman schaffen wollte, sondern vielmehr ein romantisches Lebensbild, zusammengesetzt

aus der allerdings überaus reizenden Mosaik einzelner Episoden. Verfehlt ist die Komposition in „Niklas Prugger“, welcher Roman sich ebenfalls der Biographie nähert. Einheitlich komponiert dagegen sind „Die Glocken von St. Alban“. Hier haben wir eine durchgehende Handlung, den Kampf Gülichs gegen die Stadt, auf welche sich alles Geschehende bezieht und von welcher wiederum Strahlen nach allen Richtungen ausgehen. Die zahlreichen Episoden des Romans stehen mit der Haupthandlung sämtlich in engster Verbindung, so daß sie nicht von ihr getrennt werden können, ohne ihr Schaden zuzufügen.

Trautmanns Hauptstärke liegt jedoch in der wundervollen Zeichnung der Charaktere, in der poesievollen Darstellung des Seelenlebens. Er schildert als echter Realist. Seine Personen sind Menschen, die uns jeden Augenblick begegnen können, uns aber in dieser Zusammensetzung von Temperament und Leidenschaften, Tugenden und Fehlern noch nicht begegnet sind. Der echte Realist schildert stets mit idealistischem Anflug; er photographiert nicht die Wirklichkeit; sondern, indem er sie wiedergiebt, thut er von dem Seinigen hinzu und rückt sie in ideale Beleuchtung. Stets aber bleibt seine Darstellung innerlich wahr, und das hat der Dichter ja lediglich zu erreichen.

Unser Dichter zeichnet meist gute Menschen, nie aber absolut schlechte. „Gäbe es doch *nur* gute Menschen“, ruft er in der Vorrede zu „Niklas Prugger“ aus; und diesem seinem Herzenswunsch entsprechend, zeichnet er in seinen Dichtungen wohl Menschen, die, von Leidenschaften verblendet, auf sittliche Irrwege geraten, nie aber solche, denen das Böse sozusagen zur andern Natur geworden. Dadurch gewinnt er den großen Vorteil, daß nicht eine einzige Person in seinen Romanen uns abstößt, daß wir den Schicksalen aller mit Interesse folgen, aber uns selbstredend nur für den besseren

Teil erwärmen oder begeistern. Einen absolut guten oder schlechten Charakter zu zeichnen ist leicht, ebenso leicht wie man mit Hülfe eines Lineals eine gerade Linie zu ziehen vermag; starre Charaktere, welche wie eine Kugel, wenn man ihr einen Anstoß gegeben, geradeaus laufen, das sind die Lieblingsfiguren der Dichter zweiten und dritten Ranges; aber die Wellenlinien in der Zeichnung der Charaktere zu treffen, das beweist den Meister. Auch darin zeigt sich Trautmann als echten Dichter und beweist, welch' eine Fülle schaffender Phantasie in ihm verborgen liegt, daß die Personen in seinen Romanen eine so große Verschiedenheit in den Individualitäten zeigen, daß es schier unmöglich ist, sie zu klassifizieren. Hier führt er uns eine kräftige Männergestalt von kühnem Wollen und energischem Empfinden, dort Karikaturen von Männerseelen, schwächliche Empfindlinge vor; hier gefestigte Frauen, dort zartempfindende Mädchen; hier Geister von hohem Gedankenflug und bedeutenden Plänen, dort wahre Pygmäen an Körper und Geist; hier Herzen voll kindlicher Unschuld und Treue, dort durchtriebene Spitzbuben und Schelme.

Welch' eine Fülle von Charakteren finden wir in „Die Glocken von St. Alban"! Da ist zunächst die Hauptperson, der Lintwarenhändler Niklas Gülich, ein Mann von hohen Geistesgaben, von hinreißender Beredsamkeit, von energischem Wollen, aber auch von glühendem Ehrgeiz. Er stellt sich an die Spitze seiner unzufriedenen Mitbürger, und nun, wo ihn die Woge einmal erfaßt, treibt sie ihn rettungslos dem Meere zu. Er wird ein gewaltthätiger Demagog, er vergißt seine Familie, er bricht seiner Frau die Treue, er zwingt seine Tochter, die Neigung ihres Herzens zu vergessen — er, der die Tyrannei zu bekämpfen sich vorsetzte, wird selbst zum Tyrannen, und daran geht er zu Grunde. Gülich ist ein groß angelegter Charakter, er imponiert

uns, er verliert unser warmes Interesse selbst da nicht, wo er sich auf falschen Pfaden befindet. Um Gülich, als die Seele der Empörung, scharen sich eine Menge Anhänger, von denen es nur wenige ehrlich meinen; die Mehrzahl verfolgt eigennützige Zwecke; an geistiger Größe steht keiner dem gefürchteten Anführer gleich. In dieser Inferiorität seiner Umgebung lag mit die Ursache von Gülichs Sturz. Jene kleinen Geister wandten sich sofort von ihm ab, als sein Stern zu erbleichen begann. Nur einer unter ihnen war ein fanatischer Anhänger Gülichs, der riesige, gewaltthätige, gottlose Abraham Sachs, und auch dieser wurde sein Feind. Auf gegnerischer Seite sehen wir — wenn wir seine offiziellen Feinde, Judendunk und Hesselmann, jene, denen seine Agitation ans Leben ging, außer acht lassen — den ausgezeichnet geschilderten, charakterfesten Bernhard Dresen, dessen Neffe Norbert die Tochter Gülichs liebt und dieserhalb, weil auch er ein Gegner Gülichs ist, schwere innere und äußere Kämpfe zu bestehen hat; dann den bescheidenen klugen Heinrich Thonet und, last not least, den liebenswürdigen Paul Nigge. In letzterem hat Trautmann eine Figur geschaffen, der ich in unserer katholischen Romanlitteratur nichts an die Seite zu setzen wüßte. Paul Nigge ist der gutmütigste Mensch von der Welt, aber von sehr cholerischem Temperamente. Schnell braust er auf, ebenso schnell läßt er sich besänftigen. Seinen Freunden ist er fast sklavisch ergeben; aber er bringt sie nicht selten durch sein unüberlegtes Handeln in Verlegenheit. Denn Paul hat eine sehr böse Eigenschaft an sich, die man ihm allerdings nicht übel nehmen darf: er ist nämlich ein kompleter Pechvogel. Selbst wenn er eine Sache besonders schlau eingefädelt zu haben scheint, fällt er mit ihr herein. Höchst drollig sind seine Liebesabenteuer; denn selbst wenn er vertrauensvoll auf Amors Pfaden wandelt, verläßt ihn sein angeborenes

Pech nicht. Ein gleich origineller und fein durchgeführter Charakter ist der Tüncher Mürkens, ein in der That genialer Spitzbube, der mit einer Unverschämtheit und Schlauheit seine Taschen zu füllen versteht, die ihresgleichen sucht. Dabei besitzt er schlagfertigen Witz und versteht beißend zu ironisieren: Eigenschaften, die er namentlich dann herauskehrt, wenn er mit seinem unglücklichen Opfer Paul Rigge zusammentrifft. Trotzdem stößt uns Mürkens nicht ab; denn es liegt etwas Chevalereskes in seiner Natur, das unsern Zorn über seine Bosheiten einigermaßen mildert. Aber auch Frauencharaktere weiß Trautmann in den „Glocken" vortrefflich zu schildern. Frau Gülich, die sanfte, still duldende Gattin des ehrgeizigen Demagogen, ist eine höchst anziehende Erscheinung; ihre Tochter Margareth ein so kindlich liebliches Wesen, wie wenn ein treuherziger alter deutscher Meister sie uns auf der Leinwand vorgezaubert hätte; wogegen Judith, die Tochter von Abraham Sachs, vor unserer Phantasie wie eine üppige dämonische Schönheit des Südens steht.

In „Herzog Christoph" besitzt unser dauerndes Interesse der Titelheld. Er ist eine echt ritterliche, durch und durch adlige Natur, welche Trautmann mit allen Vorzügen des Leibes und der Seele geschmückt hat, ohne ihn aber, was so nahe lag, über menschliches Maß hinauszuheben. Seine Körperstärke ist riesenhaft; er benutzt sie aber nur im Dienste Gottes oder des Vaterlandes. Seine Seele ist rein wie die eines Kindes, und er weiß sich ihre Reinheit zu bewahren. Er ist ein echter Volksheld, ausgerüstet mit allen Eigenschaften, die das Volk liebt, und er genießt auch die Verehrung desselben im höchsten Grade. Der Leser aber gewinnt den Helden lieb und begleitet ihn mit warmem Interesse auf seinen abenteuerlichen Zügen. Er empfindet mit ihm, wenn seine große Seele tief bewegt wird von leidvollen Empfindungen, jubelt mit ihm, wenn einmal Freude

in sein Herz eingezogen. Aber dazu hat der Leser selten genug Gelegenheit; ein melancholischer Zug, wie er den Helden der Vorzeit eigen, lagert über dem Charakter Christophs, seine große Seele steht nicht im Einklang mit der ihn umgebenden Welt, die Kleinlichkeit der Menschen bildet einen bedeutsam wirkenden Gegensatz zu seinem hochgesinnten Wollen. So groß Christoph dasteht, so klein erscheint sein Bruder Albertus, der ihm so viel Leid zufügt und schließlich seinen Intriguen dadurch die Krone aufsetzt, daß er dem edlen Bruder das einzige Wesen raubt, Kunigunde, das jemals sein Herz in Liebe entflammen ließ. Die übrigen Charaktere treten, weil sie durchweg episodisch gehalten sind, weniger in den Vordergrund; doch sind auch sie wirkungsvoll gezeichnet. Dasselbe läßt sich sagen von den Personen in den kleinen Novellen; wenn sie auch nur schnell vorübergehend auftreten, so sehen wir sie doch in plastischer Anschaulichkeit. Selbst in „Niklas Plugger" ist es dem Dichter gelungen, die Charaktere rein und anschaulich heraus zu arbeiten.

Noch größer als in der Zeichnung der Charaktere erscheint mir Trautmann in der Darstellung des Seelenlebens. Da giebt es keine Empfindung, sei sie freud- oder leidvoller Art, der er nicht den rechten packenden Ausdruck zu geben vermöchte; er reißt uns mit sich fort, er versetzt uns fast gegen unsern Willen in alle die Empfindungen, welche er hervorzurufen beabsichtigt. Am mächtigsten zeigt sich diese Seite seines Talentes in den „Glocken von St. Alban" und in „Herzog Christoph", wo er uns widerstandslos zu fesseln weiß. Jede Saite unsers Gefühls läßt er erklingen; ohne jeden Übergang vermag er uns aus hellstem Jubel in tiefsten Schmerz zu versetzen; er ist eben völlig Herr über uns.

Und da kommen wir zu einer neuen Eigenschaft des Romanschriftstellers Trautmann: er ist Humorist durch

und durch. „Was ist Humor?“ fragt Hettinger (Aus Welt und Kirche II, 313), und er beantwortet diese so oft aufgeworfene und so verschieden beantwortete Frage dahin: „Der echte Humor entsteht aus der Betrachtung der verkehrten Weltordnung, des Mißverhältnisses der Erscheinungswelt, die uns umgiebt, zu dem wahren Wesen der Dinge. Er ist eine Korrektur der Empfindsamkeit, weil selbst Ausdruck wahrer, tiefer Empfindung, des Mitleides mit der menschlichen Armseligkeit; der Humorist kann lächeln, und seine Seele weint.“ Der Humorist steht über der Kleinlichkeit des Daseins, aber er verachtet nicht jene, die in ihr befangen sind; der Humorist lacht über die Engherzigkeit der Menschen, aber er verachtet sie deshalb nicht; der Humorist betrachtet Welt und Menschen vom Standpunkt einer hohen freien Weltanschauung, und dadurch rücken sie für ihn in eine eigentümliche Beleuchtung. Der Humorist will nicht lediglich erheitern; ja vielleicht ist die Erheiterung seiner Leser sein geringster Zweck, in vielen Fällen sogar preßt er durch seine Schilderungen eher Thränen als Lachen hervor — aber die Stimmung, in welche er uns versetzt, ist eine so wohlige, so harmonische, daß wir in ihr völliges Behagen finden. So ist es auch, wenn wir Trautmanns Dichtungen lesen. Nie lachen wir laut auf — ein helles Gelächter vermag nur der schlagfertige Witz hervorzubringen — wohl aber wiegen wir uns in völlig harmonischem Genießen.

Wie er das erreicht? Das ist eine Frage, die ebensowenig beantwortet werden kann, wie sich der Wohlgeruch der Rose analysieren läßt; das ist ein Geheimnis des Dichters oder vielmehr — denn er selbst hat keine Erklärung dafür — eine geheimnisvolle Seite seines Talentes. Trautmann ist in höherem Grade Humorist als Sebastian Brunner, bei welchem die Satire, die Ironie überwiegt. Dazu ist Brunner durchaus modern; er geißelt die Thorheiten der Gegenwart

und deckt ihre Schäden auf, er giebt sie dem Gelächter seiner Leser preis. Trautmann hat das in „Theodosius Thaddäus" auch versucht, aber ohne Erfolg; in seinen übrigen Romanen zeichnet er uns zwar ebenfalls Menschen mit Thorheiten und Mängeln; aber sie bleiben trotzdem unsere guten Freunde, denn ihre Seele ist rein wie Gold. Mögen sie in komische Situationen geraten wie Paul Rigge in den „Glocken" oder wie Seibold von Hochstetten in „Herzog Christoph" — sie erscheinen uns nie in lächerlichem Lichte. Das beweist das große Talent des Dichters.

In stilistischer Hinsicht huldigt Trautmann mit weiser Einschränkung der chronikalischen Erzählweise, welche, wenn so angewandt wie in seinen Romanen, reizend, naiv und gemütlich klingt und uns fast in den Glauben versetzt, wir hörten den Erzähler selbst mündlich berichten.

3.

Franz von Seeburg.

Der pseudonyme „Franz von Seeburg" hatte sich als katholischer Romanschriftsteller schon einen großen Ruf erworben, bevor sein wahrer Name noch in weiteren Kreisen bekannt war. Er heißt Franz Hacker, ist Priester, was wohl die wenigsten vermuteten, und bekleidet gegenwärtig die Stelle eines Stiftsvikars an der Hofkirche St. Kajetan in München. Geboren zu Nymphenburg im Jahre 1836, trat er als Buchschriftsteller erst in reiferen Lebensjahren an die Öffentlichkeit, und zwar zunächst mit der kleinen Erzählung „Cyclame" und der größeren: „Marienkind". Die letztere fand gleich so allgemeinen Beifall und so große Verbreitung, daß nach fünf Jahren bereits die dritte Auflage ausgegeben werden konnte. Es folgten nun rasch nach einander: „Durch Nacht zum Licht, ein Zeit- und Sittengemälde aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts", „Die Nachtigall", „Die Fugger und ihre Zeit", „Joseph Haydn" und „Die Hexenrichter von Würzburg". Außerdem verfaßte er noch eine Reihe kleinerer Erzählungen, welche meist in den letzten Jahrgängen des Regensburger Marienkalenders enthalten sind — alles in allem, wenn man bedenkt, wie umfangreich die meisten der oben aufgezählten Romane sind, und welche Vorstudien die kulturhistorischen erforderten, Zeugnisse einer ungewöhnlichen Schöpfungskraft.

Indessen glaube ich nicht, daß jener unwiderstehliche Schaffensdrang, welcher dichterisch veranlagte Geister zur Schriftstellerei treibt, es allein war, der unserm Erzähler die Feder in die Hand drückte; ich nehme vielmehr, der Tendenz seines ganzen Wirkens entsprechend, an, daß er in erster Linie bei all' seinen Werken einen ethischen Zweck verfolgt. Er will dem Volke packende Bilder vorführen aus Vergangenheit und Gegenwart, will es abschrecken und warnen durch die Vorführung menschlicher Verworfenheit, sündhafter Leidenschaften und deren furchtbarer Folgen für Leib und Seele, will es bessern und für die Tugend begeistern durch die ergreifende Schilderung schöner christlicher Zustände und trefflicher Menschen. Ersteres zu erreichen, schildert er das Leben, wie es ist, ohne alle Schönfärberei, aber auch ohne ins Platte zu verfallen. Niemand wird ihm das verdenken wollen, der dem Dichter eine höhere Aufgabe als bloße Unterhaltung zuerteilt und nicht verkennt, daß der Realismus vor dem in Mode stehenden falschen Idealismus das Gute voraus hat, daß er den jugendlichen Leser vor späteren Enttäuschungen im Leben bewahrt. Seeburg legt einen ganz besonderen Wert darauf, seine Leser wissen zu lassen, daß er nur Thatsachen mitteile, und weist im „Marienkind“ (S. 10) ausdrücklich darauf hin. In der That ist rücksichtlich einiger Charaktere und Scenen in seinen Romanen eine solche Versicherung nicht überflüssig; denn ohne sie würde der Leser das Mitgeteilte kaum für wahr halten. In „Marienkind“ und „Durch Nacht zum Licht“ giebt es verworfene Seelen und verbrecherische Handlungen, die uns tief erregen und empören. Zweimal überschritt Seeburg sogar jene Grenze, welche Bolanden in seinen Romanen so wenig achtet, und diese Überschreitung macht wenigstens die eben genannten beiden Erzählungen ungeeignet für die Jugend. Es liegt mir fern, damit einen unbedingten Tadel aussprechen zu wollen;

nicht alles, was nicht für die Jugend paßt, muß deshalb schon verwerflich sein, aber besser wär' es doch, wenn solche Scenen fehlten. Die eine (Durch Nacht zum Licht S. 614) zeichnet den Höhepunkt der Verführungskünste eines jungen Adeligen; die andere (Marienkind S. 142) zeigt die Verderbtheit eines verwöhnten Knaben. Im selben Romane findet sich S. 150 eine nicht minder unangenehme Stelle.

Das sind Auswüchse, aber sie können den guten Eindruck des Ganzen doch nicht vernichten. Wo Seeburg innerhalb der Grenzen des erlaubten Realismus bleibt — und er thut es sonst ja immer — da sind wir ihm auch dankbar für seine strenge Wahrheitsliebe; denn er führt uns in seinen kulturhistorischen Romanen umfangreiche Gemälde aus vergangenen Zeiten vor, welche von liebevollem Versenken in den Geist verflossener Jahrhunderte Zeugnis geben. Welch' ein Stück trockener Arbeit sitzt in dem lebensvollen Bildercyklus „Die Fugger und ihre Zeit"! Das ist farbenprächtige Mosaikarbeit, über deren Betrachtung wir vergessen, welch' unsägliche Mühe ihre feinsinnige Zusammensetzung dem Künstler gekostet. Doch, das war ein Aufwand von Arbeit, der den Verfasser reich belohnte; denn sie bot der freudenreichen Momente eine große Fülle. Aber mit welcher Unlust mochte er Archive und Aktenbündel für das Zeitgemälde „Durch Nacht zum Licht" durchstöbern, wo jeder Fund ihm einen neuen Beleg für die Größe menschlicher Schlechtigkeit brachte, ihm Blätter aus der Geschichte seines Vaterlandes aufdeckte, die ihn mit tiefem Unwillen erfüllen mußten! Denn in all' seinen Romanen, nur „Haydn" ausgenommen, bildet Bayern den Schauplatz, wenigstens zum größten Teile.

In „Die Fugger und ihre Zeit" führt er uns in das mittelalterliche Augsburg und öffnet uns einen kulturhistorischen Bildercyklus, wie ihn umfassender und farbenprächtiger auch Franz Trautmann nicht hervorgebracht. Aus kleinsten

Anfängen sehen wir die unermüdlichen erfindungsreichen Weberleute Fugger heranwachsen zu einem gewaltigen Geschlecht, welches Fürsten gleichsteht an Einfluß, sie weit übertrifft an Reichtum, und welches mit Kaisern freundschaftlich verkehrt. Mit der Entwicklung der Fugger ist eng verknüpft die Gestaltung des bürgerlichen und socialen Lebens in Augsburg; denn der Einfluß der großen Handelsherren machte sich auf allen Gebieten bemerkbar. Und weiter knüpft sich an ihr Wirken das Aufblühen des deutschen Kolonialhandels, an dem die Fugger einen so bedeutenden Anteil hatten. Ferner thun wir Einblicke in das Städteleben und die Städteverfassung des Mittelalters, wir bewundern ihre Solidität und staunen über ihre stark betonte Selbständigkeit, welche sie selbst dem Kaiser gegenüber trotzig zur Geltung brachten. Weiter entrollen sich uns die politischen Zustände des gesamten Deutschlands im Ausgange des Mittelalters. Hier möchte man fast sagen, Seeburg erweise sich als ein poetischer Janssen. Beide mußten vielfach aus denselben Quellen schöpfen; dem einen entstand ein bedeutsames Geschichtswerk, dem anderen eine fesselnde Dichtung. Welch' eine Rolle spielte der Herrscher des mächtigsten Reiches der Welt doch hinter den Kulissen! Einen tragikomischen Eindruck macht die beständige Geldverlegenheit des deutschen Kaisers, welcher der reichen Stadt Augsburg 7000 Gulden schuldig ist und nicht weiter ziehen darf, bevor er sie erlegt hat (S. 164 – 167). Ein Fugger war es, der immer und immer wieder half, bis es dem kaiserlichen Schuldner unmöglich war, sein Konto zu begleichen da that Fugger, was nur ein Fugger thun konnte: er warf den Schuldschein in den Kamin.

Und endlich zieht der Dichter auch die gewaltige religiöse Revolution des 16. Jahrhunderts in den Bereich seiner Darstellung. Luther kommt nach Augsburg, und diese mächtige

Stadt wird ein Feuerherd für die neue Lehre und geht an ihr zu Grunde. Es ist ein wahrhaft tragisches Schicksal, das Augsburg zum Prototyp für seine Leidensgefährten im Reiche macht: „Keimt ein Glaube neu, Wird oft Lieb' und Treu Mit der Wurzel ausgerauft" — und so zerreißen alle Bande, Lüge und Gewaltthat herrschen überall und werden von der städtischen Obrigkeit sanktioniert, der Handel geht zu Grunde und mit ihm das einst so mächtige städtische Gemeinwesen. So umfaßt Seeburgs Bildercyklus drei Entwicklungen: die eines Geschlechts, einer Stadt und des deutschen Reichs im Ausgang des Mittelalters.

Ein Jahrhundert weiter führen uns „Die Hexenrichter von Würzburg". Der Titel besagt alles. Was der Dichter uns vorführt, sind erschütternde Scenen menschlichen Unverstandes und menschlicher Bosheit, das Licht der Vernunft scheint erloschen, alle Bande der Freundschaft und des Blutes werden gelöst durch die unselige Sucht, überall des Teufels Pferdefuß zu entdecken, und Rechtlosigkeit herrscht allenthalben. Doch über dies entsetzliche Chaos erhebt sich leuchtend die imponierende Gestalt des edlen Jesuitenpaters Spee.

Im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts spielt „Durch Nacht zum Licht". Der Roman bietet gleichsam ein düsteres Seitenstück zu den „Fuggern", alles erscheint schwarz in schwarz gemalt, weil auch die Zeit, in welcher er spielt, der Lichtblicke nur wenige aufzuweisen hat. Es ist die Zeit der Aufklärung, der Illumination und Klosterstürmer. Das alte München steigt vor uns auf, wie in den „Fuggern" das alte Augsburg; das Hofleben entfaltet sich vor uns; das Treiben der geheimen Gesellschaften und ihre Mitwirkung bei der Inscenierung des schändlichen Klosterraubes zeigt sich im hellsten, entsetzlichen Lichte.

In „Joseph Haydn" führt der Dichter uns nach Österreich. Wenn in den bis jetzt genannten Romanen vorwiegend

sociale, politische und religiöse Zustände geschildert sind, so behandelt „Haydn“ die Stellung der schönen Künste, namentlich die Musik und ihre Vertreter im Österreich des 18. Jahrhunderts. Haydn ist ein seltenes Genie und wird als solches gern anerkannt von allen, die nicht in den Banden italienischer Komponisten liegen; aber keinem der großmächtigen Magnaten, welche ihn kärglich genug unterstützen, fällt es deshalb ein, ihn über die Domestiken zu setzen. Haydns Leben bildet den Faden, an welchem kulturhistorisch wichtige Momente sich abwickeln.

Ebenfalls im Beginn des 19. Jahrhunderts spielt der Roman „Das Marienkind“, in welchem die wechselvollen Schicksale einer Gouvernante geschildert werden. Vielleicht war es die Absicht des Verfassers, den Darstellungen der Romanschriftsteller, welche das Gouvernantentum mit einem lügenhaften romantischen Schimmer umwoben haben, ein der Wahrheit entsprechendes Bild entgegen zu setzen. Dadurch gewann er genügenden Raum, das Leben und die Gesinnungen in den höheren Gesellschaftskreisen zur Anschauung zu bringen, ihre falschen Erziehungsansichten und deren furchtbare Folgen zu brandmarken, ihr dem Glauben und der Sitte entfremdetes Dasein gebührend zu geißeln und es in seiner ganzen Häßlichkeit zu kennzeichnen.

Mehr lokaler Natur endlich ist die Dorfgeschichte: „Die Nachtigall“, welche in den bayerischen Alpen spielt und das Lieben und Hassen der derben Gebirgsbewohner zum Gegenstande hat.

Es ist zumeist ein reicher, überreicher Stoff, den Seeburg sich zum Vorwurf genommen; doch weiß er ihn zu bewältigen. Er hat es vermieden — vielleicht mit Rücksicht darauf, daß er seine Leser unter dem eigentlichen Volke sucht und daß er erst in zweiter Linie unterhalten will — die

Handlung kompliziert zu gestalten; ja, das, was man Verwicklung nennt, sucht man bei ihm vergebens, oder man findet sie nur in primitiver Form. Und doch wird man seine Romane nicht ohne Spannung lesen, weil die Personen unser ganzes Interesse erregen. Was er giebt, sind Entwicklungen von Charakteren unter, wenn auch drückenden, doch einfachen Verhältnissen, so daß die meisten seiner Romane biographischer Natur sind. So bei „Haydn“ und den „Fuggern“, die recht eigentlich romanhafte Biographieen sind; in „Marienkind“ und „Durch Nacht zum Licht“ knüpft sich die Handlung ebenfalls an den Lebensgang einzelner Personen, so daß wir in letzterem Roman statt einer Haupthandlung deren drei erhalten; dagegen finden wir in der „Nachtigall“ und den „Hexenrichtern“ ein festeres Gefüge der Begebenheiten. Am meisten aus einander geht die Handlung in den „Fuggern“, wo die Episoden üppig emporschießen und die Hauptbegebenheiten überwuchern. Auch in „Durch Nacht zum Licht“ giebt es Nebengeschichten genug, so daß ein einheitliches Gefüge vermißt wird. Seeburg mag sich dieses Mangels wohl bewußt gewesen sein; aber er mußte sich, um seinen Zweck zu erreichen, freieste Bewegung sichern nach allen Seiten. Hätte er den Regeln der Kunst gemäß die Handlung aufbauen wollen, so hätte er das Messer ansetzen und ohne Gnade eine Fülle der üppigsten Ranken entfernen müssen; aber damit wären seine Freunde nicht zufrieden gewesen, denn gerade diese Ranken geben dem Gebäude ein so anheimelndes malerisches Äußere. Zudem vervollständigen sie das aus tausend Zügen zusammengesetzte Bild, welches Seeburg uns geben will: das Bild des Menschen in allen möglichen Verbindungen und Verhältnissen. Hierbei wirkt nun der ethische Zweck von Seeburgs dichterischem Schaffen insofern mit, als dieser ihn veranlaßte, in seinen Erstlingsromanen die Nachtseite der menschlichen Natur besonders zu

bevorzugen. So hat er denn auch eine Anzahl Charaktere geschaffen, die von entsetzlicher Häßlichkeit sind.

Hat Seeburg sich hier von seiner Absicht, abschreckende Bilder des Bösen und Gemeinen zu geben, nicht zu weit hinreißen lassen? Haben wir nicht Beispiele in der belletristischen Litteratur, daß sich Gutes erreichen läßt, ohne daß deshalb das Schönheitsgefühl beleidigt wird? Ich finde in Seeburgs Romanen keinen absolut guten Menschen, er weiß, daß der Leser einen solchen für wenig wahrscheinlich halten würde, — weshalb fällt er nun in das entgegengesetzte Extrem? Nehmen wir z. B. den jungen Jerome im „Marienkind" — ist er nicht ein wahrhaft satanischer Charakter? Sollte man nicht bei einzelnen seiner Wutausbrüche glauben, er sei vom Teufel besessen? Und doch sagt der Dichter S. 269 noch, er habe diesen Charakter insofern genau gezeichnet, als er jene grellen Lichter vermieden habe, „die um ihrer Widerlichkeit willen sich dem Rahmen einer sittlichen Erzählung entziehen." Er hätte aber die Grenze noch enger ziehen können. Mina (in „Durch Nacht zum Licht") ist ein weibliches Pendant zu Jerome. Daß beide am Schluß als gebessert erscheinen, mildert den Eindruck nicht. Ihrer würdig sind der alte und der junge Baron Hopfenblüh im letztgenannten Roman. Ersterer, ein Kotzebuescher Klingsberg senior, ist geradezu widerlich (vgl. S. 604. 605). Im „Marienkind" steckt das alte Freifräulein voll empörender Bosheit; von den Nebenfiguren Karl und Alfred im selben Romane will ich lieber schweigen. Seeburg meint im „Marienkind" (S. 10), seine Geschichte werde dadurch, daß er sie aus dem „mitunter derben Werke der Wirklichkeit" spinne, an Nutzen und wahrem Interesse gewinnen. Ersteres ist zweifellos, letzteres mehr als fraglich. Wahres Interesse erweckt der Dichter nur, wenn über seinem Werke ein so wohlthuender Hauch von Milde und Güte schwebt, wie über den „Fuggern".

Andererseits kommt es bei Seeburg vor, daß er einzelnen guten Personen in seinen Romanen ein allzu schroffes Gepräge giebt. Der gebesserte Henri im „Marienkind" tritt gegen seine noch in Schlechtigkeit versunkenen Genossen merkwürdig genug auf. Den einen bedroht er mit der Hundepeitsche (S. 164), den anderen mit geladener Pistole (S. 169), um sie zu zwingen, den von ihnen verführten Mädchen einigermaßen Genugthuung zu leisten. Auch das „Marienkind" selbst zeigt manchmal eine Herbheit, die nicht eben motiviert ist. Es muß nun allerdings berücksichtigt werden, daß diese abschreckenden Charaktere und diese Unebenheiten in Zeichnung der guten nur in den ersten Romanen vorkommen; in den „Fuggern" und in „Haydn" suchen wir dergleichen vergebens.

Sehen wir aber von dem allen ab, so erweist sich Seeburg als ein Charaktermaler ersten Ranges. Er hat eine Welt von anziehenden Gestalten geschaffen und, was eben so hoch zu schätzen ist, jeder ihr scharf abgegrenztes, individuelles Gepräge gegeben, vorab den Hauptpersonen seiner Romane, denen die Aufgabe gestellt ist, anzukämpfen gegen Aberglauben, Niedrigkeit und Gemeinheit, und dem guten Princip zum Siege zu verhelfen. Die Fugger siegten durch Fleiß und bürgerliche Tüchtigkeit, Spee durch die Macht der Vernunft, Haydn durch sein Genie und seine Frömmigkeit, „Marienkind" durch ihren felsenfesten Glauben und „Nachtigall" durch ihre Güte und Treue. Das sind Charaktere, die uns ins Herz hineinwachsen und uns fesseln von Anfang bis zu Ende, wie die Hauptpersonen es sollen. Rührend und erhebend zugleich ist der hartnäckige Kampf, den Haydn mit materiellem Elend und menschlicher Niedrigkeit zu bestehen hat. Er, dessen herrliche Melodieen tausende und abertausende entzückten, war oft in Not um das tägliche Brot; er, dessen Seele in der Harmonie der Sphären schwelgte, mußte das [e]ndlose Keifen seines Weibes anhören, das ihm mit selbst-

süchtiger Liebe zugethan war; er, der mit seinem Genie die italienischen Musiker weit überragte, mußte sich hinter diese zurückstellen lassen und die niedrigen Kabalen ihrer Anhänger ertragen. Und doch geht er unentwegt und kühnen Mutes per aspera ad astra. Das ist der dornbesäete Weg des Genies und — des Gottvertrauens; denn das letztere allein gab Haydn den Mut, auszuharren und sein Genie nicht auf niedrige Art zu vergeuden. Und als er endlich die Höhe erstiegen, als die Zeitgenossen ihn endlich anerkannten als den größten lebenden Meister — wie fromm und kindlich bescheiden bleibt er, wie gern kennt er das Verdienst anderer an, und mit welch' großartiger Selbstlosigkeit gesteht er zu, daß Mozart ihn übertreffen werde!

Auf anderem Gebiete hat Spee zu kämpfen, und sein Kampf gehört der Weltgeschichte an. Ewig wird sein Name sich an die Thatsache knüpfen, daß ein Katholik und gar ein Jesuit, der geweihte Vertreter des „Verdummungssystems", es war, welcher der Dummheit den Krieg erklärte. In ihm, der so viele der Hexerei Verdächtige zum qualvollen Tode vorbereiten mußte, glüht das heilige Feuer edler Begeisterung; er stellt sich einem Irrwahn entgegen, der ganz Deutschland in Fesseln geschlagen hatte und zu Thaten gräßlicher Natur verleitete; er achtet es nicht, daß man ihn mit glühendem Hasse verfolgt, daß man ihn selbst zu einem mit dem Teufel Verschworenen stempeln will; er schlägt sein Leben in die Schanze — aber er hat die Genugthuung, den Bann gebrochen zu sehen.

„Marienkind", die einsam stehende Jungfrau, kämpft mit der Gemeinheit in ihrer häßlichsten Form; über ihr Haupt ergießt sich das Füllhorn der Leiden, welche einer hülflosen Gouvernante aufgespart bleiben, und sie hat Versuchungen schlimmer Art zu bestehen. Glaubenslosigkeit und Sittenlosigkeit, das ist die Signatur jener Kreise, in denen

sie ihr Leben zubringen muß; aber sie erwärmt diese Kreise mit der Glut ihres felsenfesten Glaubens und führt diejenigen aus ihnen, die sich noch einen Funken Religion bewahrt haben, auf den rechten Weg zurück. — Die „Nachtigall“ ist ein Pendant zum „Marienkind“, wenn erstere auch nicht so herbe Erfahrungen zu machen hat.

Die Fugger, Repräsentanten des großen Handelshauses, excellieren auf den Gebieten bürgerlichen Fleißes; aber ihr mächtiger Einfluß macht sie auch auf geistigem Felde bemerkbar. Hans, Jakob, namentlich aber Ulrich Fugger sind wahre Prachtgestalten, reich an Thatkraft, Verstand und Gemüt, stets danach strebend, des Hauses Reichtum zu mehren und sein Ansehen zu heben, dabei aber stets christliche Principien zur Richtschnur nehmend. Ihr Haus machten sie zu einer Hochburg des Katholizismus und stützten, als die Stürme der Reformation auch über Augsburg hereinbrachen, die wankenden Seelen, so daß die fanatischen Sektierer wütend ausrufen durften: „Sind die Fugger über, so ist Augsburg unser“; für Arme und Kranke sorgten sie in fürstlicher Weise, und die Kunst fand in ihnen opferwillige Pfleger. Aber auch unter ihnen giebt es feine Unterschiede, welche der Dichter meisterhaft angedeutet hat, so daß es trotz so vieler gemeinsamen Eigenschaften unmöglich ist, den einen für den anderen zu nehmen. Am kunstvollsten herausgearbeitet erscheint Ulrich Fugger, eine machtvolle Persönlichkeit, ein wahrhaft königlicher Kaufherr, ein Fürst in seinem Reiche, in der That würdig, von Kaisern mit ihrer Freundschaft beehrt zu werden. Übrigens bildet gerade dies Zeitgemälde noch eine Fülle schöner Charaktere von durchaus individueller Färbung, mit denen man noch manchen Roman ausstaffieren könnte — ein Beweis für die schier unerschöpfliche Gestaltungskraft des Dichters. — An viele dieser Personen schließen sich reizende Episoden, z. B. die Liebe

zwischen Robert und Ursula, zwischen dem kühnen Bubenhoven und der schönen Sibylle, die tragische Geschichte des guten Hieronymus und des verfolgten Waisenkindes Rita, und so viele andere — in diesen kleinen Nebengeschichten steckt eine Fülle von Poesie, sie zeigen das Talent des Dichters in hellstem Lichte. An Hieronymus hat Seeburg bewiesen, daß er auch einen gesunden Humor besitzt; der grundehrliche, immer gut gelaunte, stets hülfbereite Junggesell ist ihm trefflich gelungen. Ebenso gut ist Kaiser Max, der letzte Ritter, gezeichnet, obgleich er ja nur eine unbedeutende Rolle in dem Romane spielt. Besondere Erwähnung verdient noch Markus Ehem, der ingrimmige, schuftige Feind der Fugger, weil Seeburg an dieser Gestalt klar beweist, daß ein Dichter Bösewichte in ihrer ganzen Häßlichkeit schildern kann, ohne daß der Leser sich mit Abscheu von ihnen abzuwenden braucht. Aber Seeburg weiß auch die Nebenfiguren so anschaulich zu zeichnen, daß sie voll ausgerundet vor unseren Augen stehen. Hätte Seeburg nur diesen einen Roman verfaßt, so würde das hinreichen, ihn unter die Zahl unserer besten Belletristen zu versetzen. Allerdings ist auch in seinen Erstlingswerken die Darstellung der Charaktere weniger gelungen; in „Marienkind" sind nur einige Figuren gut zu nennen; in „Durch Nacht zum Licht" finden wir schon eine größere Anzahl, wie Werner, Guttenheim und Konrad; in den „Fuggern", in „Haydn" und in den „Hexenrichtern" sind alle von hoher Vollendung. Derselbe Unterschied macht sich in der Darstellung bemerkbar. In den ersten Romanen hat sie nur wenig von dichterischer Schönheit, hin und wieder ist sie sogar etwas hart; in den letzten aber erhebt sie sich zu lyrischem Schwunge und zeigt die den Leser so sehr anmutende Kongruenz zwischen Inhalt und Form. Vorzüglich ist in dieser Beziehung „Die Hexenrichter von Würzburg", in welchem eine schöne — vielleicht manchmal etwas

überschwengliche — Darstellung sich dem erhebenden Inhalt anpaßt.

Die Krone gebührt jedoch, wie in jeder Hinsicht, dem Hauptwerke Seeburgs, dem Zeitgemälde: „Die Fugger“.

Hier hat er versucht, den naiven Chronikenstil der vergangenen Jahrhunderte nachzuahmen und sich in deren Anschauungsweise zu versetzen. Das ist ihm vollständig gelungen, und damit hat er ein Doppeltes erreicht: sein Roman gewann auf diese Weise jene hohe Objektivität, welche die alten Chroniken auszeichnet, wo der ehrliche Schreiber nur insofern mit der Nachwelt in Beziehung tritt, als er am Schlusse die Bitte ausspricht, für seine arme Seele zu beten. Dann aber gab er seiner Dichtung durch diese Darstellungsweise auch einen eigentümlichen Reiz, dem sich kein Leser wird entziehen können. So erzählt nur ein Mann, dem das Leben in seinen Höhen und Tiefen offen liegt, der sich aber ein wahrhaft kindliches Gemüt bewahrt hat. Und er weiß alle Saiten unseres Gemütes anzuschlagen: hier jubeln wir mit der glücklichen Liebe, dort trauern wir mit der verlorenen; hier zerreißt unser Herz der Anblick tiefsten menschlichen Elends, dort erhebt uns Seelengröße und Charakterstärke. So zeigt Seeburg sich als echten Künstler und Dichter, und er wird es, davon überzeugt uns die Lektüre seiner Werke, auch in Zukunft thun; denn — er hat die Lehrjahre hinter sich und ist Meister geworden.

4.

Franz Isidor Proschko.

Proschko hat ein bewegtes Leben und eine lange Schriftstellerlaufbahn hinter sich. Er wurde geboren am 2. April 1816 zu Hohenfurth in Böhmen als Sohn eines Justitiars. Nach vollendeten Gymnasialstudien begab er sich an die Universität Prag zum Studium der Rechts- und Staatswissenschaft und übernahm dann in Linz die Civil- und Kriminalamtspraxis, machte aber während dieser Zeit auch einen Lehramtskursus für erledigte Gymnasial-Professuren durch. Die Bekanntschaft des Polizeidirektors von Groff lenkte ihn jedoch in eine andere Carriere: er wurde 1842 Konzeptspraktikant bei der Polizeidirektion in Linz und 1848 Kommissär. Während der Revolutionszeit war er eines der thätigsten Mitglieder und Sekretär des katholischen Zentral-Vereins, was ihm den Haß der Radikalen in reichem Maße eintrug. Das Jahr 1850 sah Proschko wiederum in einer andern Sphäre, als Konzipist in der oberösterreichischen Statthalterei; ein Jahr später wurde er als Lehrer für deutsche Litteratur am Gymnasium in Linz angestellt, nach einem weitern Jahre aber wieder zur Dienstleistung bei der Polizeidirektion einberufen. Im Jahre 1857 promovierte er zum Doktor der Rechte. 1861 erhielt er seine Ernennung zum Oberkommissar, kam als solcher 1865 nach Graz und

1867 in gleicher Eigenschaft nach Wien. Daselbst lebt er noch jetzt als kaiserlicher Rat und Polizeirat.

Den Musen ist Proschko während seines wechselvollen Lebens unveränderlich treu geblieben, er kann auf eine stattliche Reihe von Gedichten, Novellen, Romanen und einzelnen Aufsätzen zurückblicken. Auch wissenschaftlich war er unablässig thätig. Die Anerkennung für sein energisches Streben und seine vielseitige Thätigkeit ist ihm auch in reichem Maße zu teil geworden. Im Jahre 1854 erhielt er von seinem Souverän das goldene Verdienstkreuz mit der Krone und die goldene Medaille mit dem Bildnisse des Kaisers. Zwei Jahre früher erhob ihn die Gießener Universität zum Doktor der Philosophie. 1868 erhielt er vom Kaiser die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft und vom Großherzog von Hessen den Orden Philipps des Großmütigen.

Die Werke Proschkos sämtlich hier aufzuzählen kann nicht unsere Aufgabe sein, es möge genügen, die wichtigsten und bekanntesten seiner novellistischen Arbeiten anzuführen. Es sind dies: „Die Höllenmaschine (1854). Ein deutsches Schneiderlein (1856). Der Jesuit (1857). Eine Nadel (1858). Pugacew (1860). Ein böhmischer Student (1861). Der schwarze Mann (1867). Ein Hexenprozeß (1866).“ Besonders hervorgehoben zu werden verdient die Sammlung „Österreichische Volks- und Jugendschriften“, die in erzählend-beschreibender Form die glänzendsten Momente aus der Geschichte der Monarchie Habsburg behandeln. Proschko betont ausdrücklich auf dem Titel der zwölf Bändchen, daß sie zur Hebung der Vaterlandsliebe geschrieben seien. Das kann aber auch auf sämtliche Werke Proschkos angewendet werden, denn ihr nationaler Gehalt ist bedeutend. „Kaiser und Reich“ ist überall sein Wahlspruch. Mit inniger Freude verweilt er bei den zahlreichen glänzenden Episoden aus

Österreichs Geschichte und malt sie mit lebendigen Farben aus; mit Rührung und Bewunderung gedenkt er der vielen „hochedlen Regenten“ seines „erhabenen Herrscherhauses“, sucht deren Bild in den Herzen ihrer Unterthanen wieder zu beleben; stetig ist es sein Bestreben, das Wahrwort des ersten der deutschen Dichter mit Beispielen zu belegen, daß der Österreicher sein Vaterland liebe und auch Ursach’ habe es zu lieben. Manchmal thut Proschko freilich auch des Guten zu viel. Anstatt nur das Maß Geschichtliches dem Leser zu bieten, welches durch den Gang der Erzählung gefordert wird, zieht er bei jeder Gelegenheit den Sagenschatz seines Landes in die Darstellung hinein und vermengt vielfach Poesie und Mythe. Jeder Leser, der nicht, wie Proschko, Österreicher und Liebhaber österreichischer Urgeschichte ist, wird sich durch das Übermaß gestoßen fühlen. Weise Beschränkung war hier dringend geboten. Überkochender Patriotismus ist nicht jedem angenehm. Der Österreicher wird in dieser Beziehung nichts an Proschko aussetzen können; nur der Katholik wird einmal Gelegenheit haben, verwundert den Kopf zu schütteln. Der Katholik? Allerdings, denn wenn auch Proschkos Katholizismus über allen Zweifel erhaben ist, so wird doch eine Scene in „Pugacew“ nicht verfehlen, den katholischen Leser unangenehm zu berühren. Ich meine die Scene, in welcher Lissabon durch jenes entsetzliche Erdbeben verheert wird und der Erzähler mit strafender Miene darauf hinweist, daß auch die eben versammelten Mitglieder der Inquisition von den zusammenbrechenden Gebäuden begraben werden. Unzweifelhaft war es des Dichters Absicht, den Finger Gottes erkennen zu lassen. Was aber haben die armen Jesuiten in Proschkos Roman gethan, um solcher Strafe würdig zu sein? Nichts! Vergebens suchen wir nach einem schwerwiegenden Vergehen; im Gegenteil, das, was die Jesuiten thun und planen, kann

ihnen nur zur Ehre gereichen. Das betreffende Kapitel des Romanes ist überschrieben: „Non plus ultra“. Im Hause der Inquisition hat sich jener mächtige Bund zusammengefunden, „welcher sich allmächtig dünkt durch das Band des gleichen Glaubens.“ Die Beratung dreht sich um den Kampf des Glaubens gegen den Geist des Jahrhunderts und um den Kampf gegen das Vorschreiten des russischen Kolosses. Ihr Zweck war, soweit sich bei einzelnen unter ihnen nicht Ehrgeiz und Herrschsucht dazu gesellte, ein edler und heiliger, aber auch manche unter diesen Herren dünkten sich an dem „aufgegangenen Feste Allerheiligen selbst Allerheilige zu sein“. In dem Augenblicke, wo der Vorsitzende das Kreuz erhebt und begeistert ruft: „In hoc signo vinces“, bricht das Erdbeben los. Das Kapitel schließt mit einem Hinweis auf den Sturz der hoffärtigen Engel.

Eine solche Darstellung muß eigentümlich berühren, einmal weil ein Katholik sie gegeben und zweitens weil sie durch nichts begründet ist. Indessen hat Proschko an tausend anderen Stellen seine katholische Gesinnung glänzend bewiesen, so daß wir obige Scene wohl auf Rechnung seiner überfliegenden Phantasie zu setzen haben.

Das Soll dieses Kontos wird überhaupt stark belastet. Proschko versteht es nicht, mit dem außerordentlichen Reichtum seiner Phantasie verständig hauszuhalten, von Rechts wegen müßte er für einen Verschwender erklärt und unter Aufsicht des Verstandes gestellt werden; er giebt zuviel aus, kauft Sachen ein, die nicht die Hälfte das ausgegebene Geld wert sind; er unternimmt und wirft sich mit glühendem Eifer auf das neue Unternehmen — mitten im Wetten und Wagen reizt ihn wieder ein anderes, er läßt von jenem ab, um dieses zu realisieren und so fort. Er vermag es nicht — um das Bild vom Kaufmann nicht zu Tode zu hetzen — er vermag es nicht, ruhig und besonnen ein wohlgegliedertes

Ganze zu schaffen, bei welchem in organischem Wachstum das eine aus dem andern hervorgeht, und in natürlichem Drange Zweig an Zweig dem Stamme, Blatt an Blatt dem Zweige entsprießt. Von einer Haupthandlung, von einem Haupthelden, von planmäßigem Voranschreiten kann selten die Rede sein. Gewöhnlich bleiben die Personen, welchen wir im Anfange unsere ganze Teilnahme zugewendet haben, nicht auf dem Schauplatze; sie verschwinden, um anderen Platz zu machen, von denen man wiederum nicht sagen kann, daß sie bis zum Fallen des Vorhanges auf der Bühne bleiben. Nebenhandlungen von geringer Bedeutung ragen beherrschend hinein in die Ereignisse, welche man als Haupthandlung zu betrachten schließlich gezwungen ist. Nur hin und wieder taucht aus dem reißenden Strome von Begebenheiten eine von früher bekannte Person wieder auf. Fäden werden angeknüpft, um nicht weiter geführt zu werden. Und dabei fliegt die Handlung in unheimlichem Galopp vorwärts, wahre Harrassprünge werden gewagt, und der ängstliche Leser, zitternd an dem Autor sich festhaltend, muß nolens volens mit. Die Phantasie des Erzählers kennt keine Grenzen, keine Weiten; ein neues Kapitel — ein neuer Schauplatz; sind wir in diesem Kapitel in Europa, so finden wir uns im nächsten in Amerika; heute in Deutschland, morgen in Frankreich oder in Portugal, in Sibirien, in Spanien, in Österreich, in England, — überall ist der Dichter zu Hause, und er bedarf unglaublich kurzer Zeit, um von einem Lande in das andere zu gelangen. Es geht ihm in dieser Beziehung gerade wie dem mysteriösen Marquis Betmar, von dem er in „Pugacew" selbst sagt (S. 207): „Der Portugiese, der bald im Süden, bald im Norden auftaucht." Auch die Grenzen der Zeit sind für ihn nicht vorhanden. Er überspringt mit größtem Gleichmut eine Reihe von Jahren, um bei anderen Personen frischweg wieder

anzuknüpfen. Ein solches Verfahren verdient entschiedenen Tadel. Der Dichter soll uns interessante Thatsachen in guter künstlerischer Form bieten, er soll uns nicht abhetzen, sondern gleichmäßig anregend unterhalten.

Proschko hat sich eben nicht zu beschränken gewußt, sein Verstand ist dem eiligen Fluge seiner Phantasie allzu willig gefolgt. Stets in großen Zügen arbeitend, hat er das Kleine übersehen. Ungenauigkeiten und Wiederholungen waren die unausbleibliche Folge. So wiederholen sich Nebel- und Guckkastenbilder in „Höllenmaschine“, „Jesuit“, „Pugacew“ und „Held von Trafalgar“. Schlimmer noch ist die höchst tadelhafte Verwendung des Zufalls. Häufig sind Personen in Gefahr, zufällig kommt der Retter daher. In „Der Jesuit“ wird ein Mann vom Wassertode gerettet durch einen andern, der zufällig vorbei kommt und schnell in einen zufällig vorhandenen Kahn springt. Und so geht es sehr oft. Auf Rechnung dieser durch keine Schranke aufgehaltenen Phantasie sind auch die Bilder und Gleichnisse zu setzen, die vor dem prüfenden Verstande nicht standzuhalten vermögen.

Proschko mußte seiner übermütigen Phantasie Zügel anlegen, dann erst konnte der Leser von seinen Dichtungen den vollen Genuß haben. So aber hat er nur einen geteilten; nicht ganz kann er sich an Proschkos glänzendem Talent erfreuen. Denn in der That ist Proschko ein trotz seiner Mängel ausgezeichneter Erzähler. Eine fruchtbare Phantasie, ausgezeichnete Erfindungsgabe und gutes Darstellungstalent sind ihm eigen. Er schildert in großen kräftigen Zügen, jede Kleinmalerei verschmäht er. Mit wenigen Worten zeichnet er die Lage, den Charakter, die Handlung. Nie beschreibt er eine Person durch Aufzählung all' ihrer guten und schlechten Eigenschaften — er läßt den Charakter aus der Handlung selbst greifbar hervorgehen. Gerade dadurch erzielt Proschko große Wirkungen, denn der Lako-

nismus prägt der Phantasie des Lesers die geschilderten Auftritte weit schärfer ein, als eine lange Beschreibung vermocht hätte. So schildert Proschko immer. Auch bei Naturbeschreibungen, in denen er wirklich groß ist.

Das sind höchst schätzenswerte Vorzüge. Was Proschko mit diesen Mitteln zu leisten vermag, hat er am besten in dem historischen Romane „Pugacew“ gezeigt, den wir hier zunächst einer Analyse unterziehen wollen.

Das erste Drittel des Romanes zeigt deutlich Proschkos künstlerische Mängel. Im ersten Kapitel sind wir in Rußland, im zweiten in Lissabon, im dritten in Amerika, im vierten wieder in Lissabon, im fünften in Petersburg. Und das alles geht sprungweise. Die bisher aufgetretenen Personen verschwinden, um, ausgenommen Michelson, Münich und Betmar, nie wieder auf dem Schauplatz zu erscheinen. Wie zerfahren das erste Drittel ist, zeigt folgende Übersicht:

Erstes Kapitel. Wir sind bei verbannten russischen Staatsmännern und Offizieren in Bolgarü. Marquis Betmar erscheint unter ihnen. Man konspiriert gegen die Czarin Elisabeth. Die Fäden erstrecken sich bis Petersburg.

Zweites Kapitel. Die Czarin entdeckt eine Verschwörung, in welche auch die Gräfinnen Lupuschkin und Bestuscheff verwickelt sind. Beide werden geknutet.

Drittes Kapitel. Zwölf Jahre später. Marquis Betmar ist bei den Mitgliedern der Inquisition in Lissabon. Man will Preußen gegen Rußland unterstützen, weil Preußen toleranter ist.

Viertes Kapitel. Franklin und Mazzarini sprechen über Rußland und Preußen.

Fünftes Kapitel. Wieder bei der Inquisition. Der Vorsitzende entwickelt seine großartigen Pläne. Das Erdbeben vernichtet aber alle.

Sechstes Kapitel. Im siebenjährigen Kriege. Der Dichter Ewald von Kleist fällt. Lieutenant Michelson erquickt ihn und schützt ihn vor den räuberischen Angriffen eines langen Kosaken.

Siebentes Kapitel. Michelson wird mit Depeschen nach Petersburg gesandt. Er übergiebt sie dem Kanzler. Die Kaiserin, darüber wütend, versetzt ihn nach Kasan. Dann befiehlt sie, ihrem Sohne zum Trotz, sogleich erneuten Fortgang des Krieges gegen Preußen.

Wie man sieht, enthalten diese sieben Kapitel lauter Einzelheiten ohne den bindenden, zusammenhaltenden Gedanken. Ohne dem folgenden eigentlichen Roman zu schaden, konnten von sieben Kapiteln sechs gestrichen werden. Was hat die portugiesische Inquisition mit der Handlung zu thun? Der Dichter führt sie ein, sie spielt in zwei Kapiteln eine höchst fragwürdige Rolle und dann fällt sie der Vergessenheit des Autors und des Lesers anheim. Seltsam ist ferner der Gedanke, Franklin und Mazzarini, sowie Ewald von Kleist in die Handlung einzuführen, wozu nicht die geringste Veranlassung vorlag. Aber Proschko liebt es, historisch berühmte Personen in den Bereich seiner Darstellung zu ziehen, gleichviel, ob die Handlung es erfordert oder nicht.

Jene Kapitel, etwa ein Drittel des Ganzen, abgerechnet, kann der Roman wohl die Spannung erregen und dauernd fesseln und den gebildeten Geschmack durch die prächtigen Schilderungen befriedigen.

Im Jahre 1762 stirbt Elisabeth, um ihrem Sohne als Peter III. den Thron einzuräumen. Dem Regierungsantritt des jungen Czaren folgt sofort Friedensschluß mit Friedrich II., Rückberufung der verbannten Staatsmänner und Einführung geistlicher Reformen. Mit letzteren tastet er die heilig gewordenen Gewohnheiten des Volkes an, es murrt laut gegen ihn, und bald finden sich Männer, die die Partei des Volkes nehmen gegen den Czaren und für seine starkherzige Gemahlin. Peter III. achtet nicht auf die Bewegungen im Volke, er lebt lediglich seiner Liebe zu der schönen Gräfin Woronzoff. Eines Tages läßt sich Katharina zur Kaiserin ausrufen; Peter wird heimlich entführt und unter dem Volke

das Gerücht verbreitet, er sei gestorben. Nach einiger Zeit macht Katharina das Gerücht zur Wahrheit – sie läßt ihren Gemahl erdrosseln. Unter dem Volke aber bleibt die dunkle Ahnung, daß der Czar nicht tot, sondern daß er nur gefangen gehalten werde.

Lieutenant Michelson ist noch in Kasan unter dem Befehle des Obersten Brand. Alle lieben den schönen edlen Offizier, am meisten Theodora, die Nichte des Obersten, am wenigsten dessen Frau. Letzterer Abneigung wird erhöht, als Michelson in Abwesenheit des Obersten ihr abschlägt, ihr den gefangenen Kosaken Pugacew als Erzähler für die Winterabende zu überlassen. Und doch weiß sie ihn sich heimlich zu verschaffen — Pugacew benutzt die Gelegenheit zu entfliehen. Auf dem Markte zu Mariekowskoi begegnen wir ihm wieder. Seine Freunde sind zahlreich um ihn versammelt und verfehlen nicht, ihn als den wiedererstandenen Peter III. auszurufen. Erst staunt die Menge, dann rufen einige, die Peter III. gekannt, dasselbe — der Czar ist fertig. Oberst Charlow will sich widersetzen; man haut ihn nieder; dessen Frau, die uns schon bekannte Theodora, nimmt der Redivivus mit sich. Nun beginnt sein Siegeslauf. Stadt um Stadt, Dorf um Dorf ergiebt sich ihm. Mit den Erfolgen wächst sein Übermut. Grausamkeiten bezeichnen seine Bahn. Michelson brennt vor Verlangen, ihm entgegen zu treten und Theodora seinen Händen zu entreißen. Er zieht ihm mit einer geringen Anzahl Truppen entgegen und besiegt ihn in mehreren Treffen, vermag aber seiner Übermacht nicht standzuhalten. Erst vor Kasan bricht sich die Macht des Betrügers, er selbst wird gefangen, sein Heer in alle Winde zerstreut. Auch Theodora findet Michelson wieder, sie wird aber nicht die seine, sondern nimmt den Schleier.

Das ist in den äußersten Umrissen der Inhalt der höchst interessanten Handlung. Der zweite Band ist in Bezug

auf Kunst und Schilderung meisterhaft zu nennen. Der Dichter versteht es trefflich, großartig angelegte umfassende Tableaux ohne jede Überladung zu entwerfen. Da ist Kraft und Leben in jedem Zuge, überall das frisch pulsierende Blut eines echten Dichters. Die Charakterzeichnung ist vorzüglich. Mit plastischer Anschaulichkeit steht eine jede Figur vor uns. Die Handlung vermittelt uns das Verständnis von Thaten und Gedanken, der Dichter fügt kein Wort der Erklärung hinzu.

Am besten ist der Charakter des Helden gezeichnet, wenngleich nicht bestritten werden kann, daß er noch mehr hätte verinnerlicht werden können. Aber es ist ja eine Eigenheit Proschkos, daß das Gebiet des Seelenlebens nicht seine eigentliche Domäne ist. So finden wir Pugacews geistige Entwicklung wohl angedeutet, aber nicht mit psychologischer Feinsinnigkeit ausgeführt. Wie der Charakter des falschen Czaren von ursprünglicher Wildheit zu übermütiger Welt- und Menschenverachtung sich ausbildete, konnte ein ausgezeichneter Vorwurf für die Kunst des Erzählers werden — Proschko hat dieses Moment ganz außer acht gelassen und sich damit begnügt, eben diesen Übergang mit wenigen Worten zu bezeichnen. Freilich werden nur wenige Leser gegen diese Darstellungsweise etwas einzuwenden haben, den meisten wird sie vollauf genügen. Ihre Phantasie wird die kräftig aufgetragenen Kernpunkte mit Leichtigkeit festhalten und die nicht ausgeführten Partieen selbst ausfüllen. Die ganze Entwicklung Pugacews von jenem Tage an, wo er als falscher Czar auftritt, bis zu jener Scene, wo er die petitionierenden Priester in wildem Übermut zu Boden schlägt, wird dem Leser leicht verständlich werden auch ohne Einzelheiten.

Dazu nehmen die ungemein lebendigen, farbenfrischen Schilderungen aus Rußland die Aufmerksamkeit des Lesers

ganz gefangen. Das politische Leben in Rußland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die seltsamen Gelüste der Herrscher und Herrscherinnen aller Reußen, die Anschauungen des Volkes, das sociale Leben werden mit kräftig angebrachten Schlaglichtern erleuchtet. Die Naturschilderungen sind durchaus nicht nach der hergebrachten Schablone, sie sind gedrängt, anschaulich und fesselnd.

Noch einen Tadel möchte ich nicht unausgesprochen lassen, er betrifft die seltsame Figur Betmars. Was um alles in der Welt hat dieser gespenstische Mensch in der Handlung von „Pugacew" herumzuspuken? Er treibt nicht vorwärts, er regt nicht an, er hält nicht zurück, steht keiner der handelnden Personen nahe — er ist ein Überall und Nirgends, taucht auf, wo ihn niemand vermutet, verschwindet, wenn man ihn fassen will; kommt zu wildfremden Menschen und benimmt sich sogleich als alter Bekannter — wenn man ihn aber nach „seinen Papieren" fragen wollte, würde er ratlos dastehen oder aber plötzlich verduften. Proschko hat sich wahrscheinlich durch Dumas' Monte Christo zu dieser seltsamen, an längst verschollene Ritterromane erinnernden Figur verführen lassen.

In „Der Jesuit" stellt sich Proschko die lohnende Aufgabe, den Zerrbildern, welche akatholische Romanschriftsteller von den Jüngern Loyolas entwerfen, einmal ein wahrheitsgetreues Porträt entgegenzustellen. Leser, welche nur gewohnt sind, jeden Jesuiten als geheimen Schleicher, Zerstörer von Familienglück und selbst als gelegentlichen Mörder dargestellt zu sehen, werden nicht wenig überrascht sein von der Harmlosigkeit dieses Proschkoschen Jesuiten. Wir Katholiken sehen darin nichts Besonderes, sie soll ja sein und ist ja die Regel — tausend andere aber werden einen solchen Jesuiten als Ausnahme von der Regel betrachten.

Der Jesuit heißt Plachy. Man darf nach dem Titel aber nicht den Schluß ziehen, daß er der Held des Romanes sei; das ist Ottowald von Rosen, der die schöne Rosa von Pernstein liebt. Seine Liebe ist indessen hoffnungslos, weil die Muhme Rosas, Polyxena von Lobkowitz, ihre Nichte nicht einem Irrgläubigen geben will. Ottowald erkennt freilich den Grund nicht an, sondern meint, der Jesuit Georg Plachy, der viel in Rosas Hause ein- und ausgeht, sei sein Widersacher. Er hat infolgedessen einen heftigen Auftritt mit ihm. Bald nachher geht Ottowald zu Wallenstein über. Wallenstein wird getötet, seine Getreuen geächtet. Ottowald schleicht sich heimlich nach Prag, um Rosa von Pernstein zu sprechen, aber Plachy tritt ihm hindernd in den Weg, die zur Zusammenkunft eilende Rosa mit sich nehmend.

Eine lange Zeit vergeht. Wir finden Ottowald als Ottowalsky wieder, wie er den Hauptmann Przichowsky vom Wassertode rettet. Dieser, ein alter Soldat, spricht beständig von seiner Braut, die noch immer nicht ihre Einwilligung zur Heirat geben wolle. Ottowald merkt bald heraus, daß es sich um seine Rosa handelt. Schnell ist sein Plan gemacht, er giebt Przichowsky eine Kapsel, angeblich mit Reliquien-Inhalt; wenn er diese seiner Braut gebe, werde sie von Liebe zu ihm entbrannt werden. In der Kapsel aber befindet sich ein Zettel an Rosa, auf welchem sie zu einer Zusammenkunft eingeladen wird. Bei dieser hört denn Ottowald, wie edel und gut Plachy gehandelt. Noch immer aber kann Ottowald nicht die Einwilligung der Muhme Rosas erlangen. Das facht den alten Haß wieder an zu neuer Glut; ein Pole, Namens Wolsinsky, der ebenfalls von Pernsteins abgewiesen, hilft das Feuer schüren. In dem heißen Verlangen, sich zu rächen, geht er zu den Schweden über, sich erbietend, sie heimlich in die Stadt zu lassen. Der Verrat glückt indessen nur halb, denn der Jesuit Plachy

leitet die Verteidigung. Sowohl der Pole als auch Ottowalsky fallen, letzterer umfangen von den Armen seines edlen Feindes Plachy.

Man kann wiederum nicht sagen, daß die Handlung nach den Anforderungen der Poetik aufgebaut ist, doch macht der Roman im ganzen einen guten Eindruck. Zu tadeln wäre nur der allzu große Raum, welchen der Verfasser der Belagerung Prags gelassen hat. Doch vergißt man leicht über den interessanten Schilderungen, daß sie eigentlich eine unberechtigte Stellung einnehmen. Namentlich gelungen sind die Scenen wilden Kriegslebens, aus denen sich einzelne kernige Soldatengestalten mit plastischer Anschaulichkeit erheben.

Mehrere der in „Der Jesuit" auftretenden Personen finden wir in „Der böhmische Student" wieder, ein Roman, der zwar nicht in allen Punkten befriedigt, aber doch zu den besseren seinesgleichen gehört. Die Greuel des dreißigjährigen Krieges, das wilde, abenteuerreiche Vagabundentum jener schreckensvollen Tage, die seltsamen Verkehrungen menschlicher Anschauungen, welche jene Zeit im Gefolge hatte — kurz, treue Bilder ferner Vergangenheit bietet uns in schöner Ausführung der genannte Roman. Die Verwicklung freilich ist nicht bedeutend, ja sie ist sogar unbedeutend, die Episoden überwuchern sie. Die Belagerung Prags nimmt wiederum bedeutenden Raum ein, doch finden sich keine Wiederholungen mit den Scenen aus „Der Jesuit".

Noch bunter gemischt ist der Roman „Die Höllenmaschine". Proschko hat hier mehr als je seiner Phantasie die Zügel schießen lassen. Anfangs wird drei Personen große Aufmerksamkeit geschenkt, die im weiteren Verlaufe der Handlung nur wenig zum Vorschein kommen. Später tritt Napoleon I. sehr in den Vordergrund, und das sind die besten Partieen des an Handlung und Leben ungemein reichhaltigen

Romanes. Schade nur, daß durchaus die künstlerische Gestaltung fehlt. Dagegen muß nachdrücklich anerkannt werden, daß die Personen mit großer Meisterschaft gezeichnet sind. Besser als hier konnte der gewaltige Kaiser der Franzosen, dessen nimmersattem Ehrgeiz und unendlicher Ländergier die Welt zu klein schien, kaum gezeichnet werden. Sehr gut ist es dem Dichter gelungen, den großen Imperator von zwei Seiten zu zeigen: als den Herrn eines weiten Reiches und zärtlichen Familienvater im Kreise der Seinen. In noch einem Werke Proschkos tritt uns Napoleon entgegen, in „Der Held von Trafalgar", einer im ganzen nicht unbedeutenden Erzählung.

Versuchen wir es nach den obigen Ausführungen in kurzen Worten eine Charakteristik Proschkos zu geben, so finden wir: bedeutendes Talent, namentlich für den historischen Roman, eine fruchtbare, allzeit lebendige Phantasie — demgegenüber aber Mangel an künstlerischer Bildung und daher Unkenntnis des rechten Maßes — alles in allem aber einen Schriftsteller von nicht geringer Bedeutung.

5.

Philipp Laicus. Maria Lenzen. M. Höhler. Leopold August Hoppensack. Cl. Müller. Conrad Kraus. A. de Waal. Antonie Haupt. Hans Jordaens. H. Kerner. Spillmann.

Mit aufrichtiger Freude begegnen wir unter den Verfassern historischer Romane und Erzählungen unserem wackeren Philipp Laicus, dessen dichterisches Talent gerade in seinen hierher gehörigen Erzeugnissen am reinsten und kräftigsten zum Ausdruck kommt. Seine Gestalten sind hier so durch und durch gesund, so frisch nach der Natur gezeichnet, so anschaulich dargestellt, daß sie unsere ganze Teilnahme wachrufen, und die Handlung ist mit sehr seltenen Ausnahmen so aufgebaut, daß sie den Leser von Anfang bis zu Ende in beständiger Spannung erhält.

Der Schauplatz aller historischen Erzählungen, welche wir bis jetzt Laicus zu verdanken haben — berücksichtigt sind immer nur die in Buchform erschienenen — liegt außerhalb Deutschlands. Wir bedauern diesen Umstand, da jeder Dichter auf heimischem Boden die Wurzel seiner Kraft zu suchen hat, und die deutsche Geschichte doch auch der spannenden Verwicklungen genug bietet. Das eine Mal wandert Laicus in die Schweiz, nach Polen, England, Irland und Schweden, das andere Mal nach Spanien, in den Orient

und nach Südamerika. Bewundernswert bleibt bei dieser Vielseitigkeit, daß er in den meisten Fällen seinen Erzählungen die rechte Lokalfarbe zu geben versteht und sich fast überall wie zu Hause zeigt. In weit entlegene Zeiten ist Laicus dagegen selten zurück gegangen, ja, mehrere seiner Erzählungen spielen in der allerjüngsten Vergangenheit, z. B. „Kreuz und Kelle“, „Die Perle der Djalmara“ und „Auf dunklen Wegen zu lichten Höh'n“.

Immer knüpft Laicus an historische Begebenheiten an, ohne diese indessen in den Mittelpunkt zu rücken; eine erdichtete Handlung, in welche das geschichtliche Ereignis hineinspielt, steht im Vordergrunde. In „Kreuz und Kelle“ handelt es sich um die schändlichen Intriguen, welche der Ermordung des edlen Präsidenten Garcia Moreno vorausgingen; in „Die Rose vom Wettersee“ schildert er die Entführung eines jungen Mädchens durch Gustav Wasa und die Befreiung desselben; in „Der Cabecilla“ eine fesselnde Episode aus dem Guerillakriege in Spanien; in „Roman Peluski“ die Schicksale polnischer Insurgenten in den sechziger Jahren; in „Die Perle der Djalmara“ führt er uns Einzelheiten aus den blutigen Kämpfen zwischen Arabern und Franzosen vor; in „Der letzte Häuptling von Killarney“ zeigt er den Untergang eines alten irischen Geschlechts unter Cromwell, in „Madonna di Tirano“ giebt er ein fesselndes Bild aus der Reformationszeit im Veltlin u. s. w. Laicus weiß die erfundene Handlung mit der geschichtlichen gut zu verbinden und durch erstere auf die politischen und socialen Zustände der betreffenden Zeit interessante Streiflichter zu werfen. Die geschichtliche Situation tritt immer anschaulich, manchmal drastisch hervor.

Doch wollen wir von diesen höchst schätzenswerten Vorzügen absehen und uns lediglich an die dichterische und künstlerische Bedeutung dieser Erzählungen halten. Gewiß sind sie nicht alle gleichwertig, aber man darf von allen sagen,

daß sie weit über das Mittelmaß hinausgehen und eine sehr fesselnde Lektüre bieten. Was den historischen Roman besonders auszeichnen soll: die packende Handlung, die Verwendung ungewöhnlicher Begebenheiten und außerordentlicher Charaktere, ist ihnen in hohem Grade eigen. Dabei zeichnen sie sich aus durch eine maßvolle Haltung, welche wir an den socialen Romanen unseres Autors so oft vermissen. Der Aufbau der Handlung ist in den meisten Romanen vorzüglich. Wie ein geübter Schauspieler mit seinen Figuren so operiert Laicus mit seinen Personen, ihren Leidenschaften und Neigungen, mit ihren politischen und socialen Idealen. Ganz vorzüglich ist in dieser Hinsicht sein Roman: „Kreuz und Kelle". In Ecuador, dem Lande ewiger physischer und staatlicher Umwälzungen, wo eine revolutionäre Natur einem revolutionslustigen Volke entspricht, befand sich Laicus so recht in seinem Elemente. Dort besaßen die geheimen Gesellschaften bis vor kurzem eine Ausdehnung und Macht, von der wir in Deutschland keine Vorstellung haben; sie entwickeln in Ausführung ihrer verbrecherischen Pläne eine verwegene Rücksichtslosigkeit und Energie, die wir in Europa nur an den Nihilisten kennen gelernt haben. Leicht konnte hier ein Romanschriftsteller in die Gefahr kommen, in grelle Ausmalungen zu verfallen und die Romantik geheimer Verbindungen bis zum äußersten auszunutzen. Laicus hat die Klippe glücklich vermieden und eine völlig ungezwungene Entwicklung erreicht. Dem Leser kommt nichts unwahrscheinlich vor, obwohl die geschilderten Vorkommnisse außergewöhnlicher Natur sind.

Einen ebenso glücklichen Griff that Laicus in der Erzählung „Roman Peluski". Russisch-Polen ist jedenfalls ein sehr geeigneter Schauplatz für einen historischen Roman. Die dort fast periodisch auftretenden Erhebungen brachten immer eine Menge Verwicklungen mit sich, welche der gestaltenden

Phantasie eines begabten Schriftstellers guten Stoff zur Verwertung bieten. Laicus liefert hier ein ungemein frisches Bild polnischer Zustände. Obgleich warm eintretend für das geknechtete Land, macht er doch kein Hehl daraus, daß bei der Uneinigkeit und Zerfahrenheit des eingeborenen Adels auf eine Befreiung vom russischen Joch nicht zu rechnen ist, selbst wenn man von der Übermacht des russischen Kolosses völlig absieht. Die Handlung ist auch hier vorzüglich aufgebaut und läßt den Leser nicht los.

Daß es Laicus auch reizen mußte, irische Zustände zum Gegenstand eines Romans zu machen, kann nicht verwundern; diesmal ging er jedoch bis in die Zeiten Cromwells zurück. Die Handlung in „Der letzte Häuptling von Killarney" ist spannend, bietet jedoch für den bedeutenden Umfang des Romans zu wenig Inhalt. Abgesehen davon, daß Laicus sich in einer gewissen Breite gefällt, konnte er auch der Versuchung nicht widerstehen, bei einem so interessanten und zeitgemäßen Gegenstande Streifzüge auf benachbarte Gebiete zu machen und dem Leser ein umfassendes Bild der unsäglichen Leiden und schmachvollen Bedrückungen Irlands zu geben. Wir sind ihm dankbar dafür, um so mehr, als er stets anziehend darzustellen weiß. Brillant eingefügt ist z. B. die Episode mit dem Wahnsinnigen, welcher ungesehen, heranschleichend wie ein Gespenst, so viele der britischen Henker dem Tode weiht.

Sehr gut erfunden und aufgebaut sind einige von den kleineren geschichtlichen Erzählungen Wasserburgs, wie z. B. „Der Cabecilla" und „Die Perle der Djalmara". Aber auch da, wo den Dichter sein großes Kompositionstalent im Stich gelassen zu haben scheint, fesselt er uns, denn seine Schilderungen von Land und Leuten und die Darstellungen wichtiger Auftritte sind höchst ansprechend und manchmal hinreißend.

Besonders anziehend ist jedoch in fast allen diesen Erzählungen die Charakterzeichnung. Kühne, todesmutige Gestalten weiß Laicus besonders anschaulich zu zeichnen. Wie prächtig ist Rink in „Die Rose vom Wettersee"! Sein Auftreten in der Königsburg, sein Spioniertalent, die Überrumpelung des Vogtes u. s. w. sind mit greifbarer Naturtreue und köstlichem Humor geschildert. Nicht minder fesselnd ist der Cabecilla in dem gleichnamigen Roman, in welchem Laicus eine Detailkenntnis des mörderischen Guerillakrieges entwickelt, als wäre er mit dabei gewesen. Roman Peluski und Potatieff in der eben genannten Erzählung sind vorzügliche Charaktere. Das elementarisch Wilde in des letzteren Natur und seine kühne Entschlossenheit konnten nicht besser dargestellt werden; sein wilder Durst nach Rache, so fein begründet durch entsetzliche Erfahrungen, imponiert dem Leser, statt ihn zu erschrecken.

Doch es ist unmöglich, alle anziehenden Gestalten in diesen Erzählungen aufzuführen, der Reichtum des Dichters ist zu groß, weit größer als in seinen socialen Romanen. Gern begegnen wir dem Dichter auf diesem Gebiet, möchte er ihm treu bleiben!

Maria Lenzen, deren eigentliche Bedeutung auf dem Gebiete der Novelle liegt, wandte sich in ihren letzten Lebensjahren wieder dem historischen Roman zu, welchem sie schon in ihrer Jugend ihr schönes Talent allerdings ohne rechten Erfolg gewidmet hatte. Wir glauben jene Erzeugnisse, welche nur in Einzelheiten viel Schönes aufzuweisen haben, übergehen zu dürfen. Nur möchten wir „Nekodas oder die Zerstörung Jerusalems" hervorheben, ein farbenreiches Gemälde voll frisch pulsierenden Lebens aus jener großen Zeit. Wir sehen den blutigen Untergang einer Nation, die in vermessenem Stolz sich berufen glaubte, die ganze Welt zu beherrschen, während die Morgenröte des neuen Weltevangeliums

die Wahlstatt überstrahlt. Tod und Leben berühren sich in diesem großartigen Werke, alte und neue Zeit scheiden sich zu ewiger Trennung. Diesen Grundgedanken führt die Dichterin in glänzender Weise durch; die Schilderungen aus dem alten Jerusalem, der mörderischen inneren und äußeren Kämpfe, sind vortrefflich; der Prophet Jesus mit seinem unaufhörlichen: „Wehe, Wehe über Jerusalem!“ ist in ausgezeichneter Weise verwendet worden. Mißlungen sind allerdings wohl die Gestalten des Titelhelden und Abrahams.

Im Jahre 1876 versuchte sich Maria Lenzen wieder auf dem Gebiete des historischen Romans, und zwar in „Das Fräulein vom Sassenreich. Eine Historie vom Niederrhein“. Meines Erachtens gehört diese Dichtung mit zu dem Besten, was in den letzten Jahren in dieser Gattung geleistet worden ist. Zwar fehlt der Hintergrund einer großen welthistorischen Begebenheit, welche der erfundenen Handlung ein bedeutendes Relief hätte geben können, zwar ragt keine der Geschichte angehörige Persönlichkeit in die Handlung hinein — trotzdem aber erhalten wir von der Lektüre einen mächtigen Eindruck. Die Dichterin hat es verstanden, unser Interesse vollständig gefangen zu nehmen; Wort und Handlung, Denken und Fühlen der Personen sind ganz danach angethan, uns in die graue Vorzeit lebendig zurück zu versetzen; tausend kleine Züge mit durchaus lokaler Färbung tragen dazu bei, die Illusion vollständig zu machen. Man muß staunen über die hier von einer Dame entfaltete ungemein reiche historische und klassische Gelehrsamkeit. Die Charaktere sind durchweg gut gezeichnet; die Schilderungen damaligen Lebens sind äußerst anschaulich. Meisterhaft ist die Darstellung des Kampfes zwischen Normannen und Sassen. Man lese nur die Episode aus dem Kampfe um das Stift, sie giebt einen Begriff der Frische und Anschaulichkeit, mit der die Dichterin darzustellen versteht. Aus dem ganzen Werke leuchtet reine

Schaffensfreude und diese giebt der Dichtung den seltenen Glanz der Ursprünglichkeit.

Der zweite neuere historische Roman Maria Lenzens, „Sunehild“ kann nach seinem dichterischen und künstlerischen Werte nicht so hoch gestellt werden, wie der eben besprochene Roman, bleibt aber immer noch eine ausgezeichnete Leistung. Die Dichterin führt uns in die alte Augusta Trevirorum. Konstantin, der nachmalige „Große“, hat soeben zwei große Frankenstämme, welche sich unter Führung ihrer Fürsten Ragais und Askarich gegen ihn empörten, gänzlich besiegt und die beiden Heerführer sowohl wie des letzteren Schwester Sunehild und die Seherin Ganna gefangen genommen. Der Wille des Volkes verlangt, daß die Gefangenen in der Arena den wilden Tieren vorgeworfen werden. Konstantin, dessen ursprünglich grausame Natur noch nicht unter dem sänftigenden Einfluß der Lehren des Christentums gemildert war, giebt ohne Bedenken seine Zustimmung und die entsprechenden Befehle. Die Gefangenen scheinen rettungslos verloren. Valerius Paullus, Konstantins Jugendfreund, hat mit Schrecken das entsetzliche Schicksal der Franken vernommen, er liebt die schöne Fürstin Sunehild, welcher nebst der greisen Seherin er eine behagliche Wohnung angewiesen, und sinnt auf ihre Rettung. Konstantin bleibt indessen fest. Es giebt nur einen Ausweg: daß Valerius das Frankenkind als seine Gemahlin heimführt; aber sie ist eine Heidin, und Valerius eifriger Christ. In seiner Seelenqual weiß der junge Römer keinen Ausweg, als daß er seinen Freund Domitius bittet, sich mit Sunehild zu vermählen. Gern geht dieser auf den Plan ein, aber — Sunehild weist ihn ab, weil sie Valerius liebt. So scheint alles verloren, zumal alle Bitten einflußreicher Personen bei Konstantin nichts vermögen. Nun wagt Valerius den lange hinausgeschobenen Schritt; er verlobt sich mit Sunehild. Jetzt ist die Frankenfürstin gerettet, während die

beiden Heerführer Ragais und Askarich heldenmütig ihr Leben unter den Tatzen blutdürstiger Bären enden. Valerius hat freilich mit der Errettung Sunehilds seine innere Ruhe nicht wieder gewonnen; erst die Versicherung des edlen Agritius, daß er keine Sünde begehe, wenn er sich mit Sunehild vermähle, vermag ihn zu trösten. Die Vermählung findet statt, und nach einigen Jahren tritt Sunehild zum Christentum über.

Die Handlung entwickelt sich in wohldurchdachter Stufenfolge bis zum Höhepunkt, die Charaktere sind durchweg wohl abgerundet und anschaulich, die Darstellung der Seelenbewegungen — und welch' tiefeinschneidender Art sind diese! — ist fesselnd und ergreifend; die Schilderungen altgermanischen und altrömischen Lebens sind so anziehend und historisch getreu, wie nur das gründlichste Studium sie zu ermöglichen vermag.

Anziehende historische Romane größeren Stils verdanken wir dem Domkapitular Dr. Matthias Höhler in Limburg, geb. am 4. Mai 1847 zu Montabaur im Nassauischen, von denen wir die vier großen Romane: „Kreuz und Schwert", „Aus sturmbewegter Zeit", „Peter de Vineis" und „Matteo Bonello" hervorheben. Höhler stellt sich ganz bedeutende Aufgaben, deren Lösung er jedoch nicht in dem Maße gewachsen ist, wie Konrad von Bolanden. „Kreuz und Schwert" behandelt die Geschichte des bischöflichen Martyrers Thomas Becket. „Der Frevel von Anagni" schildert das Attentat Ludwigs des Schönen auf die Freiheit des seinen maßlosen Herrschgelüsten widerstrebenden Papstes Bonifaz VIII. „Die Befreiung von Bastia" hat den Wellenschlag der großen französischen Revolution an Corsikas felsigem Ufer zum Gegenstand. „Peter de Vineis" behandelt die Kämpfe des Hohenstaufen Friedrich II. mit dem Papste Innozenz IV., an welchen der diplomatisch fein geschulte und federgewaltige

Kanzler Friedrichs, Peter de Vineis, einen hervorragenden Anteil hatte. „Matteo Bonello“ endlich führt uns nach Sizilien zur Zeit Wilhelms I.

Schon aus dieser Aufzählung ist zu ersehen, daß Höhler bei seinen Romanen wesentlich den Zweck verfolgte, der Gegenwart ihr Spiegelbild in der Vergangenheit vorzuhalten, zu zeigen, wie Kulturkämpfe des Mittelalters sich ab- und ausspielten. Denn ein gutes Stück Kulturkampf finden wir sowohl in der Geschichte Beckets, Ludwigs des Schönen wie des Kanzlers Peter de Vineis. Wenn Höhler auch, wie wir schon erwähnten, an Talent Bolanden nicht gleichsteht, so hat er doch größeres Feingefühl und tieferes Verständnis für die zarten Regungen des menschlichen Herzens. Darstellungen anstößiger Vorkommnisse sind nirgend zu finden, und grausige Auftritte werden mit nur wenigen Worten angedeutet. Die Handlung ruht fast ausschließlich in den Händen männlicher Personen; dem weiblichen Geschlecht ist ein verschwindend kleiner Raum geblieben. Durch diese Beschränkung wird zwar manche interessante Verwicklung und mancher Widerstreit der Gesinnungen unmöglich, doch kann man nicht gerade behaupten, daß die Romane deshalb weniger anziehend wären. Im Gegenteil nehmen der meist hoch bedeutsame Inhalt, die hervorragenden Charaktere und der gelungene Aufbau der Handlung unser Interesse meist vollauf in Anspruch.

Als den wirkungsvollsten der vier Romane dürfen wir wohl „Peter de Vineis“ bezeichnen. Held der Erzählung ist der berühmte Kanzler Friedrichs II. gleichen Namens. Ein neuer Papst, Innocenz IV., hatte den Stuhl Petri bestiegen; von ihm hoffte der Hohenstaufe zu erreichen, was die Vorgänger desselben ihm versagt: die Lösung vom Bann. Peter wird nach Rom gesandt, um Verhandlungen anzuknüpfen. Bedingung der Lösung ist ein Eid an Friedrichs statt: daß er die der Kirche geraubten Güter herausgeben

wolle. Lange schwankt Peter, ehe er ihn schwört, weil er weiß, daß Friedrich ihn nicht halten wird. Und so geschieht es; der Kaiser hält den Eid nicht, rückt vielmehr gegen Rom, um mit Gewalt die Lossprechung zu erlangen. Aber Innocenz flieht in die ihm treu ergebene Stadt Lyon und beruft dorthin ein Konzil zur Beratung der Lage der Kirche. Nachdem Friedrich vergebens versucht, den Zusammentritt desselben zu verhindern, sendet er als seinen Vertreter Thaddäus von Suessa, der indessen nach wenigen Tagen die Nachricht bringt, es sei auf Friedrichs Absetzung angetragen. Jetzt soll Peter den Retter in der Not spielen, aber auch dessen Gewandtheit vermag die einstimmig ausgesprochene Absetzung des Hohenstaufen nicht zu verhindern. Peters Stern ist im Erbleichen, denn sein Ansehen bei Friedrich ist durch den Mißerfolg in Lyon bedeutend gesunken. Er denkt sich wieder in des Kaisers Gunst zu befestigen, wenn er ihm einen wichtigen Dienst leistet. Friedrich ist nämlich krank, und sein Leibarzt Nurredin weiß kein Mittel. Peter bespricht sich nun mit seinem ärztlichen Freunde Ramiro, und beide kommen überein, daß Nurredin verschwinden soll, damit Friedrich nichts anderes übrig bleibt, als Ramiro zu Rat zu ziehen. Aber es kommt anders. Hier berührt sich eine Nebengeschichte mit der Haupthandlung. Der Banditenführer Borero hat die Tochter eines alten Sarazenen, Ben Kebir, ermordet. Der Vater sinnt auf Rache und findet bald Gelegenheit. Borero ist von einem Mailänder gedungen, den Kaiser zu vergiften. Ein altes Waldweib soll ihm das tödliche Gift liefern, diese wieder holt es von Ben Kebir, der auf diese Weise von Boreros Mordplan Kenntnis erhält. Er forscht weiter und findet, daß Borero den Doktor Ramiro gedungen, um dem Kaiser das Gift unter die Arznei zu mischen.

Jetzt fließen Haupthandlung und Nebengeschichte in einen Strom zusammen. Nurredin wird als Leiche gefunden, Peter empfiehlt Ramiro und führt ihn ein. Ehe aber der Kaiser die gepriesene Arznei einnehmen kann, stürzt der Kämmerer Luigi, welchem Kebir alles verraten, herein und enthüllt den Mordplan. Ramiro vergiftet sich auf der Stelle. Peter, auf den nun des Kaisers ganzer Verdacht fallen muß, wird gefangen genommen und nach einiger Zeit geblendet. Er endet durch Selbstmord. Borero will fliehen, fällt aber unter dem Dolche Kebirs.

Höhler wollte ein Doppeltes erreichen: auf den wahren Charakter des gepriesenen Hohenstaufen einige Streiflichter fallen lassen und Peters Unschuld an dem Attentat beweisen. Beides ist ihm gelungen. An Peter zeigt der Dichter, wie weit rein weltlicher Ehrgeiz einen hochbegabten Menschen treiben kann. Der Kanzler schreitet immer weiter auf der abschüssigen Bahn; daß er nicht am äußersten Ende derselben, bei dem Morde des Monarchen angekommen, ist uns nach Höhlers Darstellung völlig erklärlich.

Nicht minder interessant ist „Matteo Bonello". Wilhelm I., König von Unteritalien und Sicilien, in der Geschichte hin und wieder „der Böse" genannt, befindet sich ganz unter dem Einfluß seines gewissenlosen Kanzlers Majo. Dieser, wohl einsehend, daß die Herrschaft Wilhelms nur befestigt werden kann durch Gewinnung des aufrührerischen hohen Adels, bringt den angesehenen Grafen Matteo Bonello auf seine Seite und verlobt ihn mit seiner Tochter Agnes. Kurze Zeit darauf indes läßt sich Matteo von seinen Standesgenossen bewegen, Majos Sache zu verlassen; dazu kommt eine aufwachende Leidenschaft für die national gesinnte schöne Clemenzia v. Polgrastro und eigener Ehrgeiz — Gründe genug für ihn, jetzt eben so eifrig gegen Majo zu wirken, wie vordem für ihn. — Sobald Majo das erfahren, erwirkt

er von Wilhelm einen Verhaftsbefehl gegen Clemenzia und deren Mutter. Das ist sein Verderben; denn nun lauert Matteo ihm auf und sticht ihn nieder. Eine Zeitlang bereut der Mörder seine That, er vergißt aber alles, als König Wilhelm ihn an Majos Stelle beruft. Matteo wird noch gewaltthätiger, als sein Opfer es war; schließlich setzt er sogar den König ab. Nun ereilt aber auch ihn sein Schicksal: durch einen Volksaufstand wird er gezwungen, Wilhelm wieder einzusetzen, worauf dieser ihn verhaften und blenden läßt.

Das alles ist, abgesehen von einigen Partieen, wo sich zeigt, daß Höhler in das Gemütsleben nicht tief genug einzudringen vermag, lebendig und fesselnd erzählt. Die Intrigue wird durch den Sarazenen Selim, der allen Parteien als Spion dient, recht wacker geschürzt und findet später eine befriedigende Lösung. Die Charakterzeichnung ist gelungen; namentlich verdient die Darstellung der Hauptpersonen unter dem aufrührerischen Adel alles Lob. Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Schönheiten der italienischen Natur ansprechend geschildert werden, eine Eigenschaft, die auch an „Peter de Vineis“ gerühmt werden kann.

Weniger bedeutend ist der Roman „Kreuz und Schwert“, während die in „Aus sturmbewegter Zeit“ enthaltenen Novellen alles Lob verdienen.

Leopold August Hoppensack, geboren am 18. Oktober 1820 zu St. Trudpert im badischen Schwarzwald, jetzt Pfarrer in Schuttern in Baden, ein sehr geschätzter lyrischer und epischer Dichter, versuchte sich in „Carl Martell“ auf dem Gebiet des historischen Romans. Hoppensack ist einer der eigentümlichsten Dichtercharaktere der Gegenwart und ein hervorragendes Talent, aber eben seine Eigenart hindert ihn, in der Darstellung die Wege einzuschlagen, welche dem Dichter für Erreichung seiner Ziele vorgezeichnet sind. Klarheit, festes Voranschreiten und Durchsichtigkeit und Straff-

heit im Aufbau der Handlung sind Eigenschaften, die jenen Dichtungen zu ihrem großen Nachteil abgehen. Auch „Carl Martell" leidet daran. Welch' ein Unding ist es, daß im zweiten Bande sich der Leser durch 158 Seiten arbeiten muß, ehe die Haupthandlung beginnt! Ein großer Aufwand von Kraft ist hier verthan. Die Sprache ist so echt dichterisch, edel und kraftvoll, wie man sie selten in Romanen findet; die Darstellung der Begebenheiten, der historischen Umstände, des Kostüms und des Schauplatzes zeugt von tüchtigen eindringenden Studien, aber einen rechten Genuß bietet der Roman nicht.

Mit weit weniger Talent, aber größerer Gewandtheit führte sich Cl. Wüller ein mit den historischen Erzählungen „Die Rheinbacher Hexe" und „Die Holländer in Rheinbach". Beide Geschichten verraten ein sehr ansprechendes Erzählertalent, das sich mit dem Gegenstand völlig vertraut gemacht hat. Volksbräuche erscheinen gut verwendet, die Lokalfarbe ist mit weiser Beschränkung aufgetragen, und die Handlung vortrefflich aufgebaut. Der Verfasser, Gymnasiallehrer Disselbeck in Rheinbach, ist leider schon vor mehreren Jahren verstorben.

Ein sehr ansprechendes Talent für die historische Erzählung erstand uns in dem am 25. Oktober 1833 zu Mainz geborenen Schriftsteller Konrad Kraus, dem ebenfalls ein langes Leben nicht beschieden war. Kraus hatte sich nach abgelegten Studien dem Baufach gewidmet und erzielte auf diesem so große Erfolge, daß ihm u. a. der Bau des großherzoglichen Palais in Darmstadt übertragen wurde. Im Jahre 1879 trat er mit seiner ersten Novelle hervor, am 21. Mai 1886 starb er bereits. Die Novellen von Kraus spielen alle am Rhein oder vielmehr im ehemaligen Kur-Mainz und zeigen eine genaue Kenntnis der kirchlichen, politischen und socialen Zustände alter Zeit, und zwar vom

15. Jahrhundert an. Nicht selten mutet er uns indessen mit seinen Darstellungen etwas zu viel zu und übertrifft in der Detailmalerei noch Walter Scott und dessen Nachtreter. In der Erzählung „Clarissa“ zum Beispiel, die im alten Mainz spielt, giebt er uns genau an, wo dies und jenes im Verlauf der Handlung erwähnte Haus gestanden hat oder durch welches Gebäude es in neuerer Zeit ersetzt worden ist. Solche Angaben interessieren Leser außerhalb des goldenen Mainz nicht im mindesten.

Kraus trat zuerst mit den Erzählungen: „Das Eckhaus an der Albanskirche“ und „Clarissa“ hervor, die indessen zu seinen besseren Leistungen nicht zu zählen sind. Eine Neigung zum Schauerlichen tritt in ihnen hervor, welche den reinen Genuß nicht selten stört. Sehr beachtenswert dagegen sind die in drei Bänden enthaltenen „Alten Geschichten vom Rhein“. In „Castilia“ führt uns der Verfasser in das Jahr 1653, zur Regierungszeit des Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn, in das goldene Mainz. Kurfürst Johann Philipp — um die Handlung in den äußersten Umrissen wieder zu geben — hatte den spanischen Dr. med. Ordonio, dessen Kunst ihm Heilung verschaffte, zu seinem Leibarzte gemacht, was letzterem den ingrimmigen Haß seiner zurückgesetzten Kollegen zuzog. Sie bewirkten in Abwesenheit des Kurfürsten gegen Ordonio und dessen Familie einen Verhaftsbefehl wegen Hexerei und hätten auch sicher deren Verurteilung zum Feuertode herbeigeführt, wenn nicht Johann Philipp mit einem Machtworte dazwischen getreten wäre. Castilia, Ordonios Tochter, war die Verlobte des Hauptmanns in Kurmainzischen Diensten, Lucian von Franken-Sierstorff, und diesem war es hauptsächlich zu danken, daß des edlen Kurfürsten Intervention noch zeitig genug kam. Nebenbei stellt sich dann noch heraus, daß Ordonios Gattin eine Großtante Lucians ist. — Die Handlung ist, wie man sieht, ziemlich einfach;

aber sie wird durch die durchaus nicht anspruchsvoll auftretende kulturhistorische Kleinmalerei des Verfassers zu einem farbenreichen Gemälde damaliger Zeit. Auch die hohe Politik spielt hinein und bildet einen wirkungsvollen Hintergrund Die Charakterzeichnung ist anschaulich, wenngleich größere Vertiefung wünschenswert wäre; so grelle Gegensätze, wie solche an „Clarissa“ getadelt werden mußten und den Genuß beeinträchtigten, finden wir hier nicht. Mit dem Aufbau der Handlung nahm es Kraus nirgendwo sehr genau; er warf seine Arbeiten flüchtig hin und gab sich nicht die Mühe, seinen gefällig aufgeführten Bauten ein gutes Fundament und festen innerer Zusammenhalt zu geben. Das sehen wir namentlich an den Novellen: „Ultra montes“ und „Der Hostienbäcker von Kur-Mainz“. Die nach seinem Tode erschienenen Novellen: „Friedrich Karl, Fürstbischof von Mainz“ und „Der Tag von Seckenheim“ sind sicher in die Welt gegangen, ohne noch einmal von ihm überarbeitet zu sein, denn sie zeigen Unebenheiten und Nachlässigkeiten in Fülle. Die Stärke des verstorbenen Erzählers lag in dem flotten Fluß seiner Schilderungen, in der hinreißenden Gabe der Darstellung. Gewiß würde er uns mit wertvollen Leistungen beschenkt haben, wenn ihm ein längeres Leben wäre beschieden gewesen.

In „Ultra montes“ und „Clarissa“ tritt eine Wunderlichkeit zu tage, die wir zu Nutz und Frommen anderer Erzähler doch erwähnen möchten, die nämlich, den Personen weder ihren wirklichen oder einen erdichteten Namen zu geben, sondern sie mit einzelnen Buchstaben zu bezeichnen, z. B. W., H., R.; was Kraus damit bezwecken wollte, ist nicht recht klar. Für die Zwecke des Dichters ist es gleichgültig, ob eine vielleicht existiert habende Person mit ihrem wirklichen Namen auftritt oder mit einem erdichteten; den Leser aber stößt eine solche Geheimniskrämerei, hinter der vielleicht nichts Reelles steckt.

Dem christlichen Altertum haben sich unsere katholischen Romanschriftsteller nur selten zugewendet, und doch wäre die Arbeit auf diesem Gebiete nicht allein sehr lohnend in dichterischer Hinsicht, sondern aus anderen Rücksichten sehr notwendig. Der Engländer Kingsley sowie von den Deutschen namentlich Ebers und Eckstein haben in ihren einschlägigen mit so viel Talent geschriebenen Romanen das Christentum und christliche Zustände in der Vorzeit vielfach unrichtig und teils mit Gehässigkeit dargestellt. Einem solchen Beginnen müßten unsere Romandichter entgegen treten. Außerdem bietet ja diese Periode der Weltgeschichte soviel fesselnden Stoff, wie kaum eine andere. Wisemans „Fabiola" hat allerdings manchen katholischen Erzähler zur Nacheiferung begeistert, es ist aber keinem gelungen, ihm auch nur nahe zu kommen. Den neuesten Versuch begrüßen wir in A. de Waals „Valeria oder der Triumphzug aus den Katakomben". Der als Rektor des deutschen National-Hospizes von Campo Santo in Rom lebende, am 4. Mai 1837 in Emmerich geborene Verfasser hat sich, wie er im Vorwort sagt, seit Jahren mit dem Studium des christlichen Altertums beschäftigt und sich tief eingelebt in dessen heilige Geheimnisse. So entrollt er denn vor unsern Augen ein umfassendes farbenreiches Gemälde aus der Zeit des Entscheidungskampfes zwischen Christentum und Heidentum unter Konstantin und Maxentius. Wir sehen, wie letzteres in ohnmächtiger Wut sich noch einmal aufbäumt gegen die siegende Gewalt der neuen weltbefreienden Lehre, und wie der letzte Versuch des Heidentums, die Anhänger des „Nazareners" zu vernichten, schmählich scheitert. Auf dieser welthistorischen Unterlage baut de Waal die erdichtete Handlung auf, an welcher jedoch auch Gestalten der Heiligen-Legende teilnehmen.

Maxentius, der tyrannische römische Kaiser, läßt die fromme Christin Sophronia, Gemahlin des Präfekten Rufinus, zu sich entbieten, damit sie seine Gemahlin werde; sie aber zieht den Tod einem schmachvollen Leben vor. Maxentius, heftig erzürnt, daß ihm die schöne Beute entgangen, und erregt, daß die Truppen des herannahenden Konstantin unter dem Zeichen des Kreuzes kämpfen, giebt Befehl, den Rufinus zu verhaften und schärfer gegen die Christen vorzugehen. Diese Gelegenheit will Sabinus, der Sohn des kaiserlichen Geheimsekretärs Heraclius, benutzen, um die Tochter des Rufinus, die schöne und reiche Valeria, zu erobern; er geht zu ihr, versichert ihr, ihren Vater retten zu wollen, wenn sie die seine werde. Das geängstigte Mädchen willigt ein; aber als ihr Vater hört, welches Opfer Valeria für seine Befreiung bringen will, geht er in den Kerker zurück; Valeria entflieht. Nun beginnt eine allgemeine Christenverfolgung, welche damit endet, daß eine Menge derselben aufgespart werden, um bei einem großen Feste gemeinsam den Tod zu erleiden. Rufinus indes wird von Christen befreit. Konstantin steht nunmehr nahe vor der Stadt. Der schlaue Heraclius, welcher wohl weiß, welches Schicksal seiner wartet, wenn Konstantin Rom erobert, erwirkt vom Kaiser ein Dekret, nach welchem den Christen ihre Kirchen zurück gegeben werden sollen. Dem Maxentius schwindelt er vor, er hoffe auf diese Weise der Christen, wenn sie die Kirchen besuchten, schneller habhaft zu werden; dem Konstantin dagegen will er, falls derselbe Sieger bleibt, das Dekret vorlegen als Beweis, daß er den Christen zugethan. Aber er selbst vernichtet seinen schlau ersonnenen Plan dadurch, daß er aus Ärger über Valerias Entweichung das Edikt zerreißt. Inzwischen naht der große Festtag. Als die Menge im Zirkus versammelt ist, wird die Nachricht vom Beginn der Schlacht zwischen dem Heere Konstantins

und des Maxentius überbracht, und bald die weitere, daß das Heer des letzteren zu weichen beginne. Nun stürzt sich Maxentius selbst in das Gewühl des Kampfes; aber es ist zu spät, seine Truppen werden geschlagen, er selbst wird getötet. Konstantin zieht in Rom ein und mit ihm die Herrschaft des Christentums. Heraclius findet den verdienten Lohn, Valeria wird die Gattin des tapferen Centurio Candidus.

De Waal versteht anziehend zu erzählen und anschaulich zu schildern, ohne großes poetisches Talent zu verraten. Seine Erzählung ist mehr als eine Dichtung, sie ist ein reichhaltiges Kulturbild jener bewegten Zeit, sowohl in geistiger, religiöser, wie in socialer Beziehung. Unterstützt werden seine Schilderungen durch kürzere oder längere Anmerkungen, sowie durch zahlreiche, künstlerisch ausgeführte Illustrationen, welche Scenen aus dem altchristlichen Leben und interessante Partieen aus dem kaiserlichen Rom zur Darstellung bringen und Gegenstände der christlichen Archäologie veranschaulichen.

Ebenfalls in das christliche Altertum führt uns der Roman von Antonie Haupt — pseudonym für Frau Viktorine Endler, geb. Bleser in Hannover, geboren zu Trier — „Die Tochter des Alamannenkönigs“. Die begabte Verfasserin versetzt uns in das alte Trier, in die Zeit Valentinians und Gratians (letzte Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr.). Der Alamannenkönig Rando ist besiegt, seine Gemahlin und sein Töchterchen Bissula sind als Gefangene im Triumph in die prächtige Augusta Trevirorum geführt. Maximin, Valentinians Feldherr, soll mit seines Kaisers Erlaubnis die königliche Gefangene als Gattin heimführen, sie aber weist ihn stolz und empört ob solcher Anmaßung zurück. Aufs höchste erbittert, klagt der Abgewiesene sie beim Kaiser des Hochverrates an, und dieser schenkt den Worten seines Lieblings vollen Glauben. Die Königin Swanahild wird verurteilt, mit ihrem Töchterchen in der Arena den

wilden Tieren vorgeworfen zu werden. Als man aber zwei riesige Bären auf sie hetzt, reißt der eine die Königin zwar nieder, der andere jedoch leckt Bissula demütig die Hände und vertreibt seinen Kameraden, welcher das Leben der Königin bedroht. Es ist ein Bär, den Bissula einst als Spielgenossen gehabt. Unter den Zuschauern erhebt sich ein ungeheurer Applaus, tausende bitten um Gnade für das arme zitternde Kind. Der Kaiser gewährt sie und überläßt Bissula seinem Hofdichter Ausonius als Pflegekind, die Königin aber wird für tot aus der Arena geschleift.

Elf Jahre später ist Bissula eine schöne junge Dame geworden, welcher von allen Seiten Huldigungen entgegengebracht werden. Sie weiß nicht, welch' entsetzliches Ende ihre Mutter genommen, und hält sich für eine Tochter des Ausonius. Unter denen, welche sich besonders um sie bemühen, ragt der Frankenkönig Merobaudes hervor, der bei Kaiser Gratian in hoher Gunst steht. Als aber durch die Schwatzhaftigkeit einer Freundin die Herkunft Bissulas ans Tageslicht kommt, wendet er sich mit auffallender Kälte von ihr ab. Bissula ist trostlos; denn sie erfährt jetzt nicht allein das Schicksal ihrer Mutter, sondern auch, daß diese im Zirkus nicht getötet, sondern nur schwer verwundet und von einem ergebenen Krieger gerettet worden ist. Es werden nun alle Hebel in Bewegung gesetzt, den Aufenthaltsort Swanahilds zu ermitteln; und als es endlich gelungen, bestimmt Gratian den nur höchst widerwillig sich fügenden Frankenfürsten, Bissula auf ihrer Fahrt zu begleiten. Unterwegs entdeckt er ihr, was sie trennt: Bissulas Vater hatte den seinen erschlagen, und dieser sterbend den Sohn schwören lassen, Rache zu üben. An Rache denkt er nun zwar nicht mehr, denn er ist inzwischen Christ geworden; aber seines Vaters blutiger Schatten stellt sich zwischen sie. Bissula liebt den kühnen Frankenfürsten längst, und auch er fühlt sich von

ihrem Liebreize besiegt. Ihre Neigung siegt denn auch über jedes andere Gefühl, und als sie Swanahild endlich gefunden, reicht sie ihm ihre Hand.

Wie man sieht, ist die Handlung schwach erfunden. Eine Verwicklung findet nicht statt; die Ereignisse rollen ohne besondere Hindernisse nacheinander ab und geraten ein paarmal ohne bemerkenswerten Grund in Stillstand. Indes entschädigt uns die Verfasserin für diesen Mangel durch flotte Charakterzeichnung und frische Darstellung. Die Charaktere der Hauptpersonen, wie Bissula, Merobaudes und Ausonius, sind gut herausgearbeitet und recht anschaulich. Die Schilderung der Eigentümlichkeiten jener fern gelegenen Zeit bringt einen außerordentlichen Reichtum von Details, der leider nur nicht immer in kunstgerechter Weise verwertet ist. Dieselbe Verfasserin lieferte einige Jahre zuvor eine historische Erzählung aus der Franzosenzeit: „Die letzte Gräfin von Manderscheid", welche indessen ihr Talent noch ziemlich unausgebildet zeigt.

Noch weiter zurück, allerdings nicht in die christliche Zeit, bringt uns der im Jahre 1850 in Drauren bei Erkelenz (Rheinprovinz) geborene, in Ratingen als Rektor lebende Schriftsteller Adam Joseph Cüppers in seinem Roman: „Der Gothenfürst". Die Handlung zeugt von einem nur mäßigen Erfindungstalent, dagegen ist die Darstellung eine echt dichterische. Vortrefflich hat der Verfasser es verstanden, die Erscheinungen und Erzeugnisse der Natur zu einer ungemein bilder- und gleichnisreichen Sprache zu benutzen. Manche der Wendungen sind außerordentlich glücklich und könnten als Muster ihrer Art aufgestellt werden. Auch die Darstellung urgermanischen Lebens beweist ein eindringliches Studium und ist in allen Punkten ungemein ansprechend, so daß sie einen wohlthuenden Gegensatz bilden zu der Auffassung Konrad von Bolandens.

Laura Feld, der wir in der ersten Abteilung bereits unter Hans Jordaens begegneten, ließ 1885 die Erzählung: „Vergangene Zeiten“ erscheinen, welche in der alten Meereskönigin Amsterdam zu Ende des 16. Jahrhunderts spielt. Gerrit Corneliussohn liebt Mechtilde Heemskerk, und seine Neigung wird von ihr erwidert. Zwischen beiden aber steht der blutige Schatten eines Spaniers, den Gerrit einst, als er sich Mechtilden zu nahen wagte, erschlagen hatte. Der Sohn des Spaniers bereitet ihm nun in Verbindung mit einem gewissenlosen Kaufmann Schwierigkeiten, die geeignet sind, ihm die Ehre zu rauben. Der Zufall bringt seine Unschuld an den Tag, und gleichzeitig kommt durch einen aus Spanien zurückkehrenden Holländer die Nachricht, daß jener Spanier bei dem Zusammentreffen mit Gerrit doch nicht das Leben eingebüßt habe. Der Verbindung der beiden Liebenden steht also nichts mehr im Wege. Nebenher spielt noch eine zweite Liebesgeschichte zwischen Margarethe van der Vondel und dem Maler Breughel, welche nicht so gut aufgebaut ist wie die eben erzählte. Eine höhere Bedeutung hat die Verfasserin ihrem Roman nicht zu geben gewußt; der historische Hintergrund ist kaum bemerkbar und dient jedenfalls nicht dazu, die Gestalten schärfer hervortreten zu lassen. Indessen fesselt uns auch ohne das die Handlung in hohem Grade. Langsam, mancherlei drohende Anzeichen voraussendend, steigt das Gewitter herauf, welches fast alle Personen der Erzählung gleichmäßig beängstigt, und der Ausbruch ist ein gewaltiger, so daß wir erleichtert aufatmen, als alles vorüber. Vorzüglich in jeder Beziehung ist die Charakterzeichnung, welche eine Fülle eigenartiger Gestalten aufweist, die mit packender Naturtreue geschildert sind. Das gilt nicht allein von den Hauptpersonen, sondern ebenso sehr von den Nebenfiguren, welche in plastischer Anschaulichkeit dargestellt sind.

Unter dem Schriftsteller-Namen H. Kerner schreibt der Chefredacteur der „Kölnischen Volkszeitung“, der ausgezeichnete Historiker und Journalist Dr. Hermann Cardauns, geboren am 8. August 1847 zu Köln am Rhein. In „Die Erzählung Walters, des Erzpoeten“ beschenkte er uns mit einer ausgezeichneten kulturhistorischen Novelle aus dem 12. Jahrhundert, während er in dem weit umfangreicheren „Roman“: „Die Abenteuer des Johannes Reusch“ ein farbenfrisches und personenreiches Gemälde aus der letzten Hälfte des 15. und dem Beginne des 16. Jahrhunderts entrollt. In beiden Werken verwertet er in anziehender und anschaulicher Weise die Ergebnisse eingehender Studien, am kunstreichsten in dem letztgenannten Roman. Ein weiter Kreis des geistigen Lebens in dem angeführten Zeitraum wird uns geöffnet, und wir werden über Sitten und Anschauungen, städtisches, klösterliches und Familienleben in jener Zeit durch anschauliche Darstellungen unterrichtet. Das verleiht dem Buche einen großen Reiz, dem wir uns gern und rückhaltlos hingeben. Kerner giebt seine Schilderungen zwanglos, wie sie aus dem Gange der Handlung eben hervorgehen, und mit weisem Maße, obgleich ja die Versuchung, in die Breite zu gehen, gerade bei einem solchen Stoffe sehr nahe liegt. Der Verfasser hat sich aber in den Charakter seines Helden trefflich hineingedacht; denn schwerlich würde der wackere Johannes bei seinen Aufzeichnungen — die eben Kerner für ihn macht — sehr in das Detail gegangen sein.

III.

Die Novelle.

1.

Adalbert Stifter.

Von Stifters Leben läßt sich nur wenig erzählen. Er wurde geboren den 23. Oktober 1805 in Oberplan am Böhmerwalde, als Sohn eines Leinwebers. Im Jahre 1818, nach seines Vaters Tode, brachte ihn sein Großvater in die lateinische Schule der Benediktiner-Abtei Kremsmünster, wo sich sein poetisches Talent schüchtern entwickelte. Nach acht Jahren bezog er die Universität Wien, die Rechte zu studieren. Mächtiger als das Jus zogen ihn aber historische, mathematische und naturwissenschaftliche Studien an. Nach Vollendung der juristischen Studien erteilte er Unterricht in oben genannten Fächern und blieb bei dieser Beschäftigung bis 1848. In seinen Mußestunden schrieb er die „Studien", die er anfänglich in der That nur als Studien betrachtete, ohne jede Rücksicht auf etwaige Veröffentlichung, nur das Drängen seiner Freunde bewog ihn zur Herausgabe. Inzwischen hatte er sich, im Jahre 1837, verheiratet, und zwar mit Amalia Mohaupt, der Tochter eines Offiziers. Im Jahre 1849 wurde er Schulrat und Schulinspektor für Ober-Österreich, und blieb es bis 1865. Andauernde Kränklichkeit zwang ihn, sich in den Ruhestand versetzen zu lassen. Leider genoß er der unfreiwilligen Muße nicht lange, denn am 28. Januar 1868 starb er zu Linz. Seine sämtlichen

Werke umfassen siebenzehn Bände, unter denen die „Studien“ und „Bunte Steine“ die besten sind.

Daß Stifter einen so großen Ruhm erlangte, daß seine Schriften in so weite Kreise drangen und gern gelesen werden von allen Freunden edlerer Lektüre, hat er, abgesehen von seinen dichterischen und künstlerischen Vorzügen, wohl in erster Linie der tief sittlichen Haltung, der moralischen Hoheit all’ seiner Werke zu danken. Es dürfte kaum irgendwo eine Stelle zu finden sein, die man im Interesse der weiblichen und jugendlichen Leser lieber hinweg wünschte; alles ist durchweht von dem Hauche jungfräulicher Reinheit; Inhalt und Geist, Handlung und Wort tragen den Stempel echtester Frömmigkeit, echtesten Seelenadels und rührender Herzenseinfalt. Es ist nicht künstlich gemachte Frömmigkeit, nicht äußerlich aufgetragene Farbe, sondern des Dichters innerste Natur. Sowenig wie das Blatt des Baumes ein anderes Kolorit zeigen kann als das ihm von der Natur bestimmte, sowenig kann Stifter in seinen schriftstellerischen Erzeugnissen seine Natur verleugnen: christlich, fromm, aus innerstem Herzen katholisch. So ist der Gesamteindruck seiner schriftstellerischen Arbeiten. Will man indessen nach einzelnen Stellen suchen, seine Katholizität zu beweisen, so ist es gar nicht schwer, solche zu finden. Nur ein Katholik kann den Gebrauch des Weihwassers so begreifen und andeuten, wie es Stifter (Studien III 35, Bunte Steine 51) gethan; so von der Verehrung zur Gottesmutter und dem hl. Meßopfer sprechen, wie Stifter (Bunte Steine 50. 226); so die heil. Handlungen schildern, wie Stifter (Studien II 288). Ist man damit aber nicht zufrieden, will man es aus seinem eigenen Munde hören, so findet sich in „Bunte Steine“ auf S. 173 eine Belegstelle. Er spricht dort von den Festen der katholischen Kirche und hebt folgendermaßen an: „Unsere Kirche feiert verschiedene Feste, welche zum Herzen dringen.

Man kann sich kaum etwas Lieblicheres denken als Pfingsten, und kaum etwas Ernsteres und Heiligeres als Ostern. U. s. w."

Indessen können solche Stellen wenig beweisen, der Geist des Ganzen ist allein maßgebend. Stifter legt seine Gesinnung in die Handlung, er läßt sie unvermerkt auf den Leser wirken, sie weht ihm wie Duft aus der Blüte wohlthuend entgegen. Es ist ein kindlich frommer Geist, der mit freudiger Gläubigkeit den Satzungen der Kirche folgt, wenig weiß von den Wirrnissen modernen Lebens, und sich unwillig abwendet von allem, was mit dem Anstrich des Ungewöhnlichen, Außerordentlichen eintritt in den eng umgrenzten, friedlichen Kreis seines Daseins. Wir finden nirgend in Stifters Werken Begebenheiten und Ereignisse, die bedeutend abweichen von dem gewöhnlichen Gange des Lebens; jeder Leser kann sagen: das ist auch mir schon passiert, oder es ist gar nicht ausgeschlossen, daß es an einem der nächsten Tage geschieht. Nur einmal geht Stifter über diese Grenze hinaus, in „Abdias", aber nicht zu seinem Vorteil, denn er hat märchenhafte Motive in den sonst so natürlichen Verlauf der Erzählung verwebt. Stifter hat in der That nur ein geringes Erfindungs- und Kombinationstalent, oder vielmehr, er versteht es nicht zu finden, Geschehenes zusammenzufassen, Eigenes mit dem Thatsächlichen innig zu verschmelzen, und so ein reich gegliedertes dichterisches Kunstwerk zu schaffen. Andererseits könnte man freilich auch vermuten, daß Stifter mit wohl berechneter Absichtlichkeit seinen Werken einen so hohen Grad von Schlichtheit verlieh. Denn er betont in der Vorrede zu „Nachsommer" ausdrücklich, daß er *einfach* sein wolle gegenüber der Gespreiztheit der modernen Dichtkunst, die ihrem Verfalle zugehe. Mordgeschichten voll leerer und schlechter Menschen wolle er nicht liefern. Indessen dürfte diese Selbstverteidigung nur den

Mangel an Erfindungskraft verdecken sollen; wer erfinden kann, der wird es nicht lassen wollen. Daß es Stifter aber nicht kann, beweisen seine Werke. Am frappantesten die historische Erzählung „Witiko“. Was geschieht in den drei Bänden des weitläufigen Romanes? Ein Minimum! Witiko kämpft für Herzog Wladislaus, verlobt sich, verheiratet sich und setzt sich zur Ruhe. Von romantischen Zuthaten zum geschichtlich Feststehenden ist nicht die Rede. Gerade so ist es in „Nachsommer“. Der Kern der ganzen Erzählung läßt sich mit wenigen Worten wiedergeben. In „Der Hochwald“, „Die Mappe meines Großvaters“, „Der Hagestolz“, „Das Haidedorf“ ist die Handlung die denkbar einfachste. In „Feldblumen“ ist sie ein wenig verwickelter, aber noch weit entfernt von einer novellistischen Verkettung der Begebenheiten.

Aber, wird man fragen, womit füllt denn Stifter seine Bogen und Bände aus? Die Antwort ist leicht: mit den eingehendsten Schilderungen der Menschen, der Dinge und der Natur. Stifter ist seiner ganzen Anlage und Neigung nach dichterischer Maler. Liest man Novellen wie: „Der Hagestolz“, „Der Hochwald“, „Die Mappe meines Großvaters“, so wird man sofort gewahr, daß nicht die Handlung es ist, derentwegen der Dichter seine Phantasie in Thätigkeit setzt, sondern die Beschreibung, die Schilderung, und eben deshalb vermag man Stifters Werke nicht leicht in eine der stehenden Kategorieen der Dichtkunst einzureihen. In erster Linie ist es die Natur, in ihren unzähligen Gestaltungen und Erscheinungen, der er seine ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt widmet. Unstreitig geht er darin weiter, als es die Gesetze der Dichtkunst erlauben. Welchen Eindruck macht es, wenn die Schilderung des Hochwalds nicht weniger als dreißig Seiten, die Darstellung von [illegible]tors Wanderung zu seinem Oheim in „Der Hagestolz“

nicht weniger als ein und fünfzig Seiten einnimmt, während der ganze Umfang der ersten Novelle nur neunzig, der zweiten nur hundertzehn Seiten umfaßt! Das ist doch ein entschiedenes Mißverhältnis, man verliert das Ziel ganz aus den Augen, man verirrt sich in dem üppig wuchernden niedrigen Gestrüpp, anstatt unter lichten Bäumen zu wandeln. Der Leser geht mit den handelnden Personen spazieren, bewundert mit ihnen die Schönheiten der Natur, aber schließlich wird man verstimmt, daß immer die erwartete Handlung noch nicht eintritt. Dazu kommt, daß Stifter keineswegs bloß das Große, Erhabene der Natur darstellt, sondern auch das Winzige, Verschwindende mit gleicher Behaglichkeit. Für ihn hat alles, was draußen webt und lebt, wächst und singt, seine Bedeutung. In gleichem Werte steht bei ihm der Berg wie der kleine Hügel, der Wald wie der kleinste Strauch, die größte Blume wie das winzigste Gräschen, alles umfaßt er mit gleicher Innigkeit. Auch das ist ein Mißverhältnis, wie es sich namentlich in „Der Nachsommer" zeigt. Seitenlange Beschreibungen widmet er den verschiedenen Rosen- und Obstbaumarten, nicht als ob er eine Erzählung, sondern ein Handbuch der Rosen- und Obstkultur zu schreiben habe. Man braucht nicht einmal, wie es vielfach Kritiker gethan haben, auf Lessings ästhetisches Gesetzbuch, auf „Laokoon" zurückzugehen, um derartige ausschweifende Schilderungen zu verurteilen; jeder Leser fühlt das Unberechtigte heraus.

Häufig genug aber ist er in der Lage, dem Dichter dankbar zu sein für seine Schilderungen und ihm seine Ausführlichkeit zu verzeihen. Denn Stifter ist Meister in der Naturmalerei, er ist dichterischer Maler aus innerstem Drange, aus innigster Liebe zur schönen Natur. Wie es Viktor auf seiner Wanderung zum fernen Oheim geht, so dem Dichter: sein Herz geht auf in der unermeßlichen Natur

und vergißt die kleinen Leiden der Alltäglichkeit. Und was er empfindet inmitten unendlicher Schönheit, das vermittelt er kunstvoll dem Leser. Es mag kaum einen Dichter, Sealsfield vielleicht ausgenommen, geben, der ähnliches geleistet hat. Sealsfield übertrifft Stifter an Großartigkeit der Auffassung und Glut der Farbengebung — aber Sealsfield hatte auch vor sich das üppig wuchernde Leben der Trope, und das erklärt alles — dagegen steht er weit unter Stifter an gründlicher, durch tiefes Studium erworbener Kenntnis der Naturerscheinungen. Wer im „Condor" die Lichtwirkungen der oberen Schichten so meisterhaft zu schildern versteht, hat mehr gethan, als bloß die Wolken ziehen sehen. „Derartige Schilderungen des Details, mag das Auge des Malers auch ihre seltensten Farbenspielungen beobachten, sind doch nur möglich auf Grund naturwissenschaftlicher Studien, denen sich das Naturleben mit allen seinen Geheimnissen erschließt." (Gottschall.) Die Kunst besteht darin, das auf dem untersuchenden Wege des Verstandes Ergründete dem Leser dichterisch zu vermitteln. Es darf nicht ein Abwägen von Ursache und Wirkung sein, sondern zwanglos, ohne Andeutung des inneren notwendigen Zusammenhanges, muß die Wirkung aus der vorher geschilderten Ursache hervorgehen. Das darzustellen ist Stifter unerreichter Meister. Eine einzige Stelle wird es dem Leser zu beweisen vermögen:

„Viktor war nie auf einem so großen Wasser gewesen. Das Dorf zog sich zurück, und die Wände um den See begannen sehr langsam zu wandern. Nach einer Weile streckte sich eine buschige Landzunge hervor, und wuchs immer mehr in das Wasser. Endlich riß dieselbe gar von dem Lande ab und zeigte sich als eine Insel. Gegen diese Insel richteten die zwei Rudernden ihre Fahrt. Je näher man kam, desto deutlicher hob sie sich empor, und desto breiter wurde der Raum, der sie von dem Lande trennte. Ein Berg hatte ihn früher gedeckt. Man unterschied endlich sehr große Bäume auf ihr, anfangs so, als wüchsen sie gerade aus dem Wasser empor, dann aber auf bedeutend hohem Felsenufer prangend, das fallrecht mit scharfen Klippen

in die Flut nieder ging. Hinter dem Grün dieser Bäume wanderte ein sanfter Berg, der von dem Abende lieblich gerötet war." (Studien III 45.)

Das ist, trotz der hohen Einfachheit des Gegenstandes, eine kunstvolle Schilderung. Die Lichtwirkungen sind genau berechnet und anschaulich zur Darstellung gebracht. Ferner:

„Es war unterdessen schon der Abend gekommen. Einige Berge lagen mit dunklen Wolkenstücken in Umarmung, andere ragten wie glühende Kohlen aus den Trümmern und Inseln des blassen Himmels, schillerten ungesehen über dem Haupte des Jünglings." (Studien III 92.)

Es würde zu weit gehen, wollte ich weitere Schilderungen als Beispiele ausheben; eine jede Erzählung Stifters bietet deren in Menge. Je kürzer sie sind, desto mehr Genuß bieten sie dem Leser. Namentlich „Das Haidedorf" und „Abdias" haben wahre Perlen echter Landschaftsmalerei aufzuweisen. „Überall zeigt sich, wie Carus Sterne treffend hervorgehoben, das Bestreben, uns eine besondere, mit Malertakt ausgewählte Landschaft vorzuführen, in allen Beleuchtungen, welche ihr die Tageszeit, in allen Wandlungen, welche ihr der kreisende Gang der Monate zu geben vermag. Unübertrefflich sind insbesondere die Waldstudien, die Schilderungen des Waldes, mit seinem belebenden Hauche, mit seiner Urfrische und immer neuen wechselnden Gestaltung, wie er das Gebirge hinanklettert, und sich in zauberhaften Durchblicken nach den Thälern öffnet, dunkelumlaubte Bilder in leuchtenden Farben bietend." (Janssen.)

Stifters Neigung zu eingehenden Beschreibungen zeigt sich auch bei den Verrichtungen und Gegenständen des gewöhnlichen Lebens. Witikos Besuche, die erste Praxis des Urgroßvaters in „Aus der Mappe meines Urgroßvaters", die Reisen des „Ich" in „Der Nachsommer", Essen und Trinken, Pferdeabspannen und Pferdetränken, alles wird haarklein beschrieben. Wie weit das gehen kann, mag folgende Schilderung eines höchst einfachen Vorganges beweisen.

„— — so fing er im Winter, ehe die Erde erfror, einen Zaun um die Wiese zu ziehen an, fuhr im nächsten Frühjahre damit fort, bis, ehe die Blümchen die ganze Wiese weiß und gelb überzogen, dieselbe von allen Seiten mit einem starken stattlichen hohen Gehege umgeben war. Er hatte die Pfähle aus Eichen gemacht, und unten anbrennen lassen, daß sie doch eine gute Zahl von Jahren hielten. Die Spelten zu den Mittelstücken waren Tanne, schlank gespalten und gut in einander geflochten — eine Art, wie man bei uns bis dahin die Zäune nicht gemacht hatte, und wie sie ihm in andern Ländern, die er früher besucht hatte, vorgekommen waren. Zur Einfahrt der Wägen in diese Wiese hatte er eine Holzgitterthür machen lassen, die mit einem eisernen Schlosse verschlossen war. Schlüssel dazu wurden sieben verfertigt u. s. w." (Studien II 50.)

„Der Knecht holte nun eine Magd, welche in einem Kübel Wasser, dann Stroh und Sand brachte, um damit eine der hölzernen Kufen zu scheuern, die als Pferdefuttertrog vor dem Hause standen. Der Reiter war von seinem Tische aufgestanden, sah der Arbeit zu und leitete sie. Als sie fertig war, wurde die Kufe vor sein Pferd gestellt. Der Reiter nahm nun selbst den flachen, länglich runden Korb, in dem der Knecht Haber gebracht hatte, in seine Hände, schüttelte den Haber, und gab einen Teil davon, mit seinen Händen abmessend, dem Pferde in die Kufe. Als dieses davon fraß, und in seinem Essen fortfuhr, ging der Reiter wieder zu seinem Tische, setzte sich dort nieder und sah vor sich hin.

Nachdem eine gehörige Zeit vergangen war, stand der Reiter wieder auf und ging zu seinem Pferde. Er ordnete ihm neuerdings sein Futter, und gab ihm jetzt auch Heu, welches der Knecht gebracht hatte. Er blieb nun bei dem Pferde stehen." (Witiko I 11.)

Vergebens fragt man sich: Was bezwecken so eingehende, immer wiederkehrende Schilderungen von Alltäglichkeiten, von Verrichtungen, die der Feder eines Dichters in keiner Weise würdig sind? Homer durfte das thun, aber wir leben denn doch in einer andern Zeit, und ein moderner Homer würde mit ein paar Worten darüber hinweg gehen. In der monströsen historischen Erzählung „Witiko" nimmt die durchaus nicht interessante Versammlung der Herzöge und Bischöfe 56 Seiten, das Gericht über Witiko 30 Seiten, historische

Erörterungen 22 Seiten ein. Das ist durchaus gegen die Natur des historischen Romans, in dem alles — weltgeschichtliche Situation, Charaktere und Konflikte — ungezwungen aus der Handlung hervorgehen sollen.

Daß sich Stifters Neigung auch auf die Kostümmalerei und all' das Beiwerk eines historischen Romans erstreckt, ist klar. Überall dieselbe ins Minutiöse gehende Detailmalerei. Sogar der Stil hat vielfach darunter gelitten, wie folgende Proben beweisen mögen:

„An dem Wege des Wanderers wallten oft die Wellen des Korns, das jemanden gehören mußte, Zäune umgaben es, die jemand gezogen haben mußte.“ (Studien III 39.)

„Er knöpfte den Rock, den er an hatte, fest zu.“ (Studien III 113.)

„Als er mit dem Spruche fertig war, nahm er eine Krystallflasche, die hinter ihm auf einem Brette gestanden war, schenkte sich aus der Flasche einen Wein, der in derselben enthalten war, in ein Glas, das er in der Hand hielt.“ (Studien III 113.)

„— — wenn wir den Fuchs aus dem Schnee, in den er sich verfiel, austreten mußten.“ (Studien III 73.)

Und solcher Beispiele könnte ich eine ganze Menge anführen, zum Beweise, wie sehr Stifters Talent sich mit dem Überflüssigen beschäftigt, wie wenig er das rechte Maß kennt.

Das alles sind große Mängel, allerdings, aber sie vermögen unserm Dichter von seiner Bedeutung nichts zu rauben; hätte er sie nicht, wäre er noch höher zu stellen, aber er ist auch so noch groß genug. Es liegt in seinen Skizzen und Novellen ein Schatz von Poesie verborgen, reich genug, ein Dutzend moderner Erzähler glänzend auszustatten. Doch der Schatz liegt tief; wer ihn finden und sich an seiner schimmernden Pracht erfreuen will, muß in sich selbst die Wünschelrute tragen; wer sie nicht hat, wird die meisten der Stifterschen Novellen gänzlich unbefriedigt aus der Hand legen, ja, wer Dichterwerke nicht anders zu lesen gewohnt

ist, als nach einem reichlichen Mittagsmahle behaglich auf dem Sofa ausgestreckt, wird bald in Morpheus' Armen liegen. Stifter setzt bei seinen Lesern ein so überaus feines Empfindungsvermögen voraus, als er selbst es besitzt, er verlangt vom Leser ein mit dem Vergrößerungsglas bewaffnetes geistiges Auge, ein Hineinleben in die zartesten Gefühle des menschlichen Herzens. Wer nur am Äußerlichen haftet, nur für grobe Eindrücke empfänglich ist — der greife nicht nach Stifters Werken, er findet nicht die Spur des Gesuchten. Denn über allem, was Stifter in den „Studien" geschrieben, schwebt ein idealer Hauch: Begebenheiten und Charaktere sind durchaus nicht über das Maß des Gewöhnlichen erhoben — aber wie ist alles dargestellt! Des Dichters Kunst schleift kostbare Diamanten aus wertlosen Feldsteinen, die als keines Menschen Eigentum offen auf dem Boden liegen. Wie der Dichter das erreicht, ist sein Geheimnis; es zu ergründen wäre so erfolglos, wie der Versuch, den Ursprung des Blumenduftes zu erforschen. Die Analyse zerpflückt die Blume, der Duft entschwebt in lichte Regionen, der kahle Stengel aber bleibt zurück; wer den größten Schaden dabei hat, das ist der Zuschauer, hier der Leser. Wer Stifter kennen lernen will in seiner Größe, muß eben zu seinen Werken greifen. Glänzte er durch hervorragende Erfindungsgabe, so wäre es ja leicht, seine Dichtungen zu charakterisieren; aber es liegt eben alles in der Zartheit der Empfindung, in der Feinheit der Darstellung. Wer vermöchte in einem noch so eingehenden Referate die überreichen Schönheiten einer Novelle wie „Feldblumen" wieder zu geben, die Großartigkeit des „Abdias", die tiefrührende Anmut des „Hagestolz"? Wer wollte ihn wiedergeben, den reizenden, so leicht hüpfenden und doch so tiefsinnigen Humor in der erstgenannten Novelle? den melancholischen Reiz der Novelle „Das alte Siegel"?

Am schönsten zeigt sich unstreitig die Eigenartigkeit des Stifterschen Talentes in der Novelle „Feldblumen“. Wie bescheiden der Titel! Es sind Blumen, die durch die Kraft und Sattheit des Kolorits an exotische Gewächse mahnen, denen aber die Weichheit und Innigkeit heimischer Blumen nicht fehlt. Die einfache Herzensgeschichte ist von großer Schönheit, die Charaktere sind durchweg brillant. Namentlich ist der Erzähler selbst eine äußerst liebenswürdige Person, die uns ganz für sich einnimmt. Von welch' reizendem Humor sind die Briefe des Helden an Titus durchweht, ein Humor, der uns Einblicke in ein reiches und tiefes Gemüt verstattet.

„Ein Tagebuch ist eigentlich nur für den Führer desselben ansprechend, und ich müßte Dich schlecht lieben, mein Titus, wenn ich Dich erbarmungslos durch alle Tage meines Kalenders schleppte. Als wir an jenem Abende auf dem Rigi, mitten unter kalten Reisebeispielen von Engländern, beide zwar so arm wie Kirchenmäuse, aber toll und lustig genug, Abschiedsfeste feierten, und in unserer Lyrik erst unsere Namen tauschen wollten, dann aber dieses sogar zu dürftig fanden, und versprachen unser ganzes künftiges Leben auszuwechseln d. h. uns gegenseitige gewissenhafte Tagebücher zu senden. — Als alles dies vorfiel, konnte es doch unmöglich so gemeint sein, daß ich Dir jeden kahlen Tag übermache, der mich in dieser Hauptstadt überfällt, welche Hauptstadt mir oft kleinstädtisch genug und abgeschabt vorkommt, gegen die freie gewaltige Residenzstadt der Natur. Du bist wohl noch der alte Narr, und ein hiesiger Freund, oder besser gesagt, nur ein Bekannter, den ich unlängst erwarb, Anselm Ruffo, sagte, ich sei auch ein großer, aber unschädlicher, d. h. für andere, mir selber aber beständig im Lichte. Es kann sein, und wenn Du eine stichhaltige Beschreibung eines Narren auftreibst, so sende sie schleunigst, dann läßt sich die Sache eher entscheiden — bis jetzt wußte ich keine. Bleibe fürerst nur der liebe, gute, schönheitsbegeisterte Narr, als welchen ich Dich kenne und ich will Dich einige millionenmal mehr lieben, als die andern gescheidten Leute.“ (Studien I 34.)

Ein nicht minder kunstvoll gezeichneter Charakter ist der „alte drollige“ Engländer Aston, der mit erstaunlicher Gewissenhaftigkeit für Freude und Vergnügen sorgt, sich tagelang

mit Geheimnissen herumträgt, die schon jedermann weiß. Die Mädchengestalten sind von hoher Anmut und Frische. Die Heldin der Novelle, Angela, ist eine Idealgestalt aus Jean Paulschen Regionen; man glaubt jeden Augenblick, sie müsse unseren Augen entschwinden.

Auch in Bezug auf die Schilderung ist Stifter in dieser Novelle am glücklichsten gewesen, die Schattenseiten seiner Malerei verschwinden völlig. Eine herrliche Schilderung enthält z. B. der zweite Brief, „Veilchen" überschrieben.

In „Abdias" zeichnet uns Stifter in großartigen Zügen das Bild eines Abkömmlings des auserwählten Volkes, aber ohne die Schattenseiten eines modernen Juden. Dieser Jude stößt uns nicht ab, im Gegenteil, er hat unsere ganze Teilnahme. Wir bewundern die unbeugsame Energie seines Wesens, eine Energie, die nie das Ziel des Lebens aus dem Auge verliert, und, tausendfach zurückgeworfen von den Wogen des Lebens, immer wieder dem Ende zustrebt; die es sich nicht verdrießen läßt, stets wieder von vorn anzufangen. Abdias kennt nicht Ruhe, nicht Rast; Gold sammeln, reich und mächtig werden ist die Aufgabe seines Lebens. Mögen alle Schrecken der Wüste ihn bedrohen, räuberische Menschenhände ihn von allem entblößen — er kennt keine Furcht und kein Genügen. Seine stolze Natur sehnt sich nach Macht und Ansehen. Wenn er auf seinem Wüstenrosse thront, dann erweitert sich seine Brust; Räuber kommen:

„Abdias selber wurde empor gerissen, er hatte sein schwarzes Angesicht hoch gehoben, seine Narben waren Feuerflammen, die Augen in dem dunklen Antlitz weiße Sterne, der Mund rief weittönend und in Schnelle die tiefen Araberlaute aus, und wie er, die Brust gleichsam in Säbelblitze tauchend, immer tiefer hineinritt, hatte er den dunklen dürren Arm, von dem der weite Seidenärmel zurückgefallen war, von sich gestreckt, wie ein Feldherr, der da ordnet."

Für wen ringt Abdias? Für sein Weib Deborah, das ihn nicht liebt, weil die Blattern ihn häßlich gemacht, für

sein Kind Ditha, dem Gott das Augenlicht nicht geschenkt hat. Das ist mit so erschütternder Treue dargestellt, daß man sich tiefer Rührung nicht erwehren kann.

In „Der Hagestolz“ löst Stifter das Problem, die verknöcherte Seele eines alten Menschenfeindes weich werden zu lassen durch den Einfluß eines jugendlichen Herzens. Es ist hochdichterisch, wie des Alten Seele nach und nach erzittert unter dem Drucke einer seit Jahren ungewohnten Gefühlsregung; wie sie sich gleichsam sträubt gegen die Tyrannei „unmännlicher Schwäche“; und wie schließlich die edle Natur siegt über die Kruste bitterer Erfahrungen.

Stifter läßt den Empfindungen nicht allzu großen Raum. Er öffnet uns nicht das Herz des Individuums, daß wir mit größter Klarheit sehen, was in ihm vorgeht; sondern aus den Handlungen muß der Leser sich ein Bild des augenblicklichen Gemütszustandes machen. Das ist echt künstlerisch und wirkt am eindringlichsten auf die Phantasie des Lesers. Unwillkürlich, unbewußt, mit Blitzesschnelle empfindet unsere Seele, was augenblicklich das Herz einer Person freud- oder leidvoll bewegt. Der Dichter drängt uns immer eine Empfindung auf, er verlangt gar nicht von uns, daß wir das Dargestellte mit gleicher Innerlichkeit empfinden; aber er weiß, daß Leser von gleicher Feinfühligkeit nicht anders empfinden werden als er. Macht es doch auch er nicht anders, den wir seit Jahrhunderten als den Meister epischer Darstellungsweise bewundern, der alte Homer! Wie zart, gleichsam verschämt, deutet er an, was die Seele der holden Nausikaa erzittern läßt in ungewohnten Schwingungen, als sie den „göttergleichen“ Odysseus einkehren sieht in die traute Behausung ihres Vaters! Keine blendende Schilderung — die einfache Thatsache bietet Homer seinen Lesern. Man hat den alten Dichter der Empfindungslosigkeit beschuldigt,

während dieser Vorwurf dem empfindungslosen Leser gemacht werden muß.

Es kann indessen nicht geleugnet werden, daß in den jüngeren Werken Stifters, namentlich in „Witiko“, eine Marmorkälte herrscht, die den Leser eisig berührt. Was Kunst sein soll, erscheint hier als Manier. Und das geht so weit, daß in „Witiko“, in allen drei Bänden, nicht ein einziges Mal gelacht wird! Welch' ein Unterschied gegen die Wärme der kleinen Novellen!

Auch im Stil stehen die drei Bände der „Studien“ höher als alles andere, was Stifter geschrieben. Manchmal werden wir an Jean Paul erinnert, manchmal an Goethe. Hier Bilderfülle, prächtige Gleichnisse, überraschende Wortspiele — dort vornehme Ruhe, vorsichtig berechneter Periodenbau mit den gewähltesten, elegantesten Wendungen. Stellen wie:

„Im übrigen reitet er unterschiedliche Steckenpferde und thut seiner Kappe jährlich ein paar Schellen und sauberes Pelzwerk zu, was ihm wohl Du und ich am wenigsten verargen können, denen gewiß derlei Glocken und Streitrosse nicht ausbleiben werden. Und am Ende ist mir ein phantasiereicher Greis mit seinen paar zugehörigen Narrheiten lieber, als jene erloschenen Menschen, die sich vorgestorben sind und ihren Körper, wie das leere Fach der Seele hinfristen.“
(Studien I 51.)

„.... arglos eine wahre Rumpelkammer eines Herzens aufthut, worin Plunder und Kleinodien liegen, die nur niemand geordnet hat, weil die einzige Hand, die es konnte, und der er es mit geduldigster Liebe überlassen hätte, längst schon im Grabe liegt — die seiner Gattin, deren leise, schöne Tritte in der Plunderkammer oft deutlich sichtbar werden, wenn der Zufall das eine oder andere unnütze Tuch von ihnen abhebt.“ (Studien I 51.)

„Mozart teilt mit freundlichem Angesichte unschätzbare Edelsteine aus, und schenkt jedem etwas; Beethoven aber stürzt gleich einen Wolkenbruch von Juwelen über das Volk; dann hält es sich die Hände vor den Kopf, damit es nicht blutig geschlagen wird, und geht am Ende fort, ohne den kleinsten Diamanten erhascht zu haben.“ (Studien I 58.)

„Er war ihr wieder gegenüber gesessen, sein leuchtendes Antlitz zu ihr empor gewendet, umwallt von dem flüssigen Gold der Haare, angeschaut von den zwei vollen Sternen ihrer Liebe." (Studien I 229.)

könnte Jean Paul geschrieben haben. In „Witiko" dagegen haben wir den reinen Chronikenstil mit seinen seltsamen Schnörkeln und Zickzack-Linien. Das soll naiv sein, ist aber nur gezwungen. Hier kann Stifter nicht sagen, wie er es in der Vorrede zu „Der Nachsommer" thut: er habe in der Form die Einfachheit der Antike vor Augen gehabt, und viele, besonders moderne Leser, würden verblüfft sein, weil die heutigen Redekünste gar nicht vorhanden wären. Ich möchte glauben, daß über Stifters „Witikostil" alle Leser „verblüfft" werden. Wie ganz anders macht sich dagegen der rein objektive Stil in „Abdias":

„So hatte Aron gesprochen und den Sohn hinausgeführt zu den Palmen, wo das Kamel lag. Dann segnete er ihn und tastete mit seinen Händen auf dem lockigen Scheitel seines Hauptes. Esther lag drinnen, auf dem Teppiche, schluchzte und schlug mit den Händen den Boden." (S. 193.)

Dann wieder, wie Abdias sieht, daß seiner Ditha das Licht der Augen wiedergeschenkt ist:

„Bisweilen, wenn ein kurzer Stillstand des Gespräches war, stand er auf, rang in der Finsternis die Hände über seinem Haupte, oder er krampfte sie in einander, wie man in Holz oder Eisen knirscht, um die innere Erregung abzuleiten." (S. 195.)

Das ist echt homerische Ursprünglichkeit und Naivetät!

In den „Studien" haben wir einen geist- und gefühlbelebten Dialog — in „Witiko" giebt es Gespräche von unsagbarer Inhaltlosigkeit:

„Darauf sagte Wladislaw: „Ich werde Dir später antworten, Wratislaw. Otto, sprich."

Otto sagte: „Ich rede, wie Wratislaw geredet hat."

Dann sagte Wladislaw: „Leopold, sprich."

Leopold antwortete: „Ich rede wie Wratislaw."

Dann sagte Wladislaw: „Spitihnew, sprich."

Spitihnew entgegnete: „Ich rede genau so wie Wratislaw.“

Dann sagte Wladislaw: „Wladislaw, Sohn Sobeslaws, sprich.“

U. s. w. (Witiko III 167.)

„So sind wir fertig“, sprach der Kaiser. „Hochwürdiger Erzbischof von Mainz, wie nennt man das, was Mailand übt?“

„Empörung“, sagte der Erzbischof.

„Und Du von Köln“, fragte der Kaiser.

„Empörung“, antwortete der Erzbischof von Köln.

„Und Du von Trier“, fragte der Kaiser.

„Empörung“, antwortete der Erzbischof von Trier.

„Und ihr andern“, fragte der Kaiser.

„Empörung“, riefen alle.“ (Witiko III 344.)

Und dazu wirkt die Verbindung der Dialoge durch die unvermeidlichen — sagte, antwortete, entgegnete, erwiderte, schließlich so ermüdend wie das ewige „Ja, Konrad!“ in „Bunte Steine“. Wir wollen indessen ganz davon absehen, die „Studien“ bleiben des Dichters bestes und würdigstes Denkmal.

2.

Maria Lenzen, geb. di Sebregondi.

Maria di Sebregondi, die am 18. Dezember 1814 zu Dorsten in Westfalen als Tochter eines Arztes geboren war, galt schon als siebenjähriges Kind als eine beliebte Erzählerin im Kreise ihrer kleinen Genossen. Leider hatten diese Geschichten nur das Leben eines Augenblicks, dem Papiere wurden sie nicht anvertraut, weil die Frau Doktor sie dessen nicht wert hielt. Unsere kleine Dichterin vergaß sie aber nicht, ja sie strebte ihren Schatz von Erinnerungen und Erlebnissen nach allen Seiten zu bereichern. Die weit ausgedehnte Praxis ihres Vaters, eines vielgesuchten Arztes in Dorsten, gab ihr die beste Gelegenheit dazu. Hoch und niedrig, arm und reich verkehrte in dem Hause ihres überall angesehenen Vaters, die einen, um Hilfe zu suchen bei dem erfahrenen Arzte, die anderen, um in Gesellschaft des hochgebildeten Mannes verweilen zu können. Mit angeborener Zuthunlichkeit ließ sich Maria mit den Besuchenden in kindlich-eingehende Gespräche ein, und erfuhr so vieles von der Welt, ihrer Einrichtung und ihrem seltsamen Lauf, that Einblicke in Verhältnisse, Gewohnheiten und Ansichten. Ein weiterer, noch höher zu schätzender Vorteil war es, daß sie auch mit dem eigentlichen Volke in nahe Berührung kam. Die Mutter unserer Dichterin sah es zwar nicht gern, daß

sich ihr Töchterchen „unter allen möglichen Menschen umhertrieb", vermochte aber nicht, dessen Durst nach Menschenkenntnis zu ersticken; denn sowie die gestrenge Frau Mama den Rücken gekehrt hatte, entschlüpfte die Kleine zu den Bauern und Handwerkern in die große Küche, horchte auf die manchmal wunderlichen Ideeen, die sie auskramten, auf die Erzählung ihrer kleinen und großen Leiden, ihrer oft seltsamen Erlebnisse.

Daneben verschaffte ihr eine sorgfältige Erziehung zuerst durch den Vater, dann durch die Ursulinerinnen, Kenntnisse in allen Fächern menschlichen Wissens. Die Menschen der hl. Schrift, die Helden Homers und Virgils wurden dem Kinde vertraute Bekannte. Mit vierzehn Jahren kehrte Maria in das väterliche Haus zurück, zwei Jahre später verlobte sie sich mit dem jungen, reich talentierten Advokaten Lenzen in Elberfeld, der sie nach weiteren zwei Jahren als Gattin heimführte.

Es war eine glückliche Ehe. Innige Zuneigung und gleiches Streben vereinigte die beiden jungen Gatten. Lenzen legte seiner Gemahlin den Schatz seines gediegenen und vielseitigen Wissens zu Füßen; er machte ihr zugänglich, was ihr noch verschlossen war; mit ihr trieb er Geschichts- und Litteraturstudien. Aber das Glück war kurz. Nach zehnmonatlicher Ehe zerriß der Tod das Band der Liebe. Lenzen starb am Nervenfieber. Der Schlag war hart, und lange dauerte es, ehe Maria Lenzen ihn überwand. Fünf Jahre vergingen. Ihr dichterisches Talent milderte allmählich den herben Schmerz — sie schrieb nieder, was ihre Seele bewegte, und so entstanden von 1841—1847, d. h. von ihrem 24. bis zum 32. Jahre, die Erzählungen und Romane: Melete — Die Bettler von Köln — Nekodas — Magnus Krafft — Ciullo d'Alcamo — Glandorf, und einige Jugendschriften.

Die Kritik nahm diese ersten Publikationen Maria Lenzens günstig auf; wenn dieselben aber trotzdem so ziemlich der Vergessenheit anheimgefallen sind, so rührt das mindestens zum Teile daher, daß der Name Maria Lenzen seit dem Jahre 1848 über zwei Jahrzehnte lang vom Büchermarkte verschwand und erst 1871 wieder auf dem Titel einer Novellensammlung auftauchte. Unsere Dichterin hatte sich nämlich zum zweiten Male verheiratet, und zwar mit dem Geh. Domänenrat ten Brink in Anholt, und war die glückliche Mutter eines Knaben geworden. Sie widmete sich ganz der Erziehung ihres Sohnes, die Schriftstellerei über häuslichen und mütterlichen Pflichten vergessend. Erst nachdem ihr Sohn das Gymnasium absolviert, nahm sie ihre Thätigkeit wieder auf und ließ erscheinen: Aus der Heimat 2 Bde. (1871. 2. Auflage 1877). Zwischen Ems und Wupper 2 Bde. (1872). Das Fräulein aus dem Sassenreich 1876. Wald und Haide 2 Bde. 1877. Geheime Schuld 1879. Sunehild 1879. Vor einem halben Jahrhundert 1881. Unter Sommerlaub und Winterschnee 1881. Nach ihrem Tode, der am 11. Februar 1882 erfolgte, erschien noch der Roman: „Trüber Morgen, goldener Tag".

In ihren Novellen liegt Maria Lenzens Bedeutung als erzählende Dichterin, sie haben ihr unter ihren Kollegen und Kolleginnen einen hervorragenden Rang verschafft. Denn keine der vielen Eigenschaften, welche ein Erzähler besitzen muß, wird in diesen Novellen vermißt. Eine fruchtbare Phantasie und Erfindungsgabe, die in ihren Erstlingswerken noch etwas unbändig sich geltend macht; lebhaftes Gefühls- und Empfindungsvermögen; gut geschultes Darstellungstalent und endlich ein reicher Wissensschatz machen sie zu einer nicht gewöhnlichen Erscheinung. Zwischen den älteren und den neueren Romanen besteht ein bemerkenswerter Unterschied: jene spielen fast sämtlich in der weit entlegenen Vergangenheit:

„Nekodas“ zur Zeit der Zerstörung Jerusalems, „Die Bettler von Köln“ im Jahre 1701, „Ciullo d'Alçamo“ im alten Florenz, „Magnus Krafft“ im Anfange dieses Jahrhunderts, „Melete“ zur Zeit der Römerherrschaft in Griechenland. In den meisten dieser Erzählungen wiegt das stoffliche Interesse vor; die Handlung ist vielfach verschlungen, äußerlich wirkende Thaten bilden den Hauptinhalt. Das Seelenleben tritt nicht beherrschend in den Vordergrund, wenn aber, so sind es erregende, ja grauenhafte Seelenzustände. Mord, verbrecherische Liebe, Entführung, Elternmord sind die scharfen Bestandteile dieser belletristischen Gerichte. Der Umfang eines jedes Romans ist ziemlich groß.

Als sich Maria Lenzen aber nach achtundzwanzigjähriger Pause wiederum als Schriftstellerin versuchte, hatte sie ihre Sturm- und Drangperiode überwunden. Nun legte sie das Hauptgewicht auf die Darstellung interessanter Charaktere und auf die Entwicklung ergreifender Seelenzustände. Sie hatte sich durchaus verinnerlicht. Die Seelenbewegungen in den verschiedensten Lagen des Lebens, namentlich das Fühlen und Denken des Weibes, die Liebe, „jene Leidenschaft, in deren alles umfassenden Bereich die größten Freuden und Leiden des menschlichen Herzens liegen“, in ihrer ganzen Ausdehnung zu schildern, schien sie sich jetzt als Aufgabe gestellt zu haben. Und darin erreichte sie Großes. Mit seltener Feinfühligkeit vermag sie sich in die Gefühlsweise ihrer Geschlechtsangehörigen zu denken, jede Regung ihres Herzens nachzuempfinden. Mag es nun der selige Jubel eines glücklich liebenden und geliebten oder der stille Schmerz eines entsagenden Mädchenherzens sein; das ruhige Selbstgefühl einer verkannten Frauenseele oder der erkältende Stolz einer ahnenreichen Gräfin; der menschenfeindliche Haß im Herzen einer getäuschten alten Jungfer oder das Aufjauchzen einer der Gesellschaft wiedergewonnenen Frauenbrust — jede Regung

giebt sie mit fesselnder Lebendigkeit, Zartheit und Innigkeit wieder. Namentlich versteht sie es, junge Mädchen in ihrer Entwicklung dem Leser vorzuführen; daß die meisten dieser jungen Mädchen Waisenkinder sind und häufig in Gesellschaft alter rauher Männer und Frauen leben müssen, ist eine Eigentümlichkeit, die in den Erfahrungen der Dichterin ihren Grund haben muß.

Aber auch mit ihren Männergestalten hat Maria Lenzen Glück. Doch muß hinzugefügt werden, daß den Männern ihrer älteren Dichtungen noch ein wenig Überschwenglichkeit anhaftet, wenn auch nie in dem Maße, wie modernen Romanschriftstellerinnen beliebt. In ihren neueren Erzählungen finden wir nur lebenswahre Gestalten, prächtige Jünglinge und junge Männer, vor allem aber ehrliche derbe Greise, die unsere ganze Zuneigung gewinnen.

Hierzu kommt noch ein zweiter Umstand, welcher der Dichterin nicht hoch genug angerechnet werden kann: sie wählt ihre Personen nicht einseitig aus einem besonderen Stande der Gesellschaft, wie die Gräfin Hahn aus dem adeligen, sondern umspannt mit echt dichterischem Takte die verschiedensten Lebenskreise: Hoch und niedrig, arm und reich. So hat sie eine Fülle von Charakteren geschaffen, daß wir in ihren Erzählungen eine Welt im kleinen vor uns zu haben glauben.

Freilich hat diese Welt einen ziemlich bescheidenen Umfang, wenigstens in ihren jüngeren Werken, die den älteren an Zahl weit überlegen sind. Früher irrte sie umher auf dem historischen Boden Griechenlands, Jerusalems, Florenz', — heute bewegt sie sich nur noch auf dem heimatlichen Boden der roten Erde. Hm! werden manche sagen, das ist ein ziemlich prosaisches Stückchen Erde — was kann ein Dichter damit machen? Ein Feuerstein giebt nur Funken, kein erhellendes Licht. Nun, daß ein kundiges Dichterauge

auch in Westfalen Schönheiten der Natur zu finden vermag, das hat Maria Lenzen durch zahlreiche wackere Naturschilderungen bewiesen. Maria Lenzen kennt Land und Leute durch und durch. Heimatlicher Brauch und heimatliche Sitte geben all ihren neueren Erzählungen eine bestimmte lokale Färbung. Namentlich ist der knorrige westfälische Adelige mit ungemeiner Anschaulichkeit vorgeführt. Man glaubt diese derben Gestalten leibhaftig vor sich zu haben.

Das beweist gerade, daß Maria Lenzen auch Künstlerin ist, daß sie die Gesetze künstlerischer Darstellungsweise kennt und weiß, in welcher Weise der Dichter auf die Phantasie der Leser wirken muß. Sie beschreibt daher die einzelnen Personen nicht mit kleinlicher Genauigkeit, zerfasert ihre Charaktereigenschaften nicht in kühl-verständiger Weise, sondern zeigt durch die Handlung, was und wie die Charaktere sind. Dadurch erhalten all ihre neueren Erzählungen eine so sichere Haltung; man fühlt sofort heraus, daß die Dichterin sich später ihrer Kraft völlig bewußt war. Ich sage „später“, denn in ihren älteren Dichtungen fühlen wir wohl die Kraft des Könnens, nicht das Können selbst heraus. Das Gefühl strömt nicht selten über, der Ausdruck der Empfindungen geht über das Maß des Natürlichen hinaus.

Die erste Sammlung der Lenzenschen Novellen „Aus der Heimat“ ist zugleich eine der besten. Was unsere Dichterin vermag, hat sie in dieser ersten Reihe bewiesen.

Als Perle der ganzen Sammlung muß die überaus reizende Novelle: „Aus verschiedenen Lebenskreisen“ ausgezeichnet werden.

In der Heide, bei dem alten Besenbinder Jost, lebt ein einsames und wenig freudenreiches Leben die kleine Margarete, illegitimes Kind der schönen, jung gestorbenen Helene Lorsberg und des Grafen Steinthal. Sie hat keine Freunde — nur Leo, der Sohn des reichen Kaufmanns Berger, ist

ihr Gespiele und treuer Freund bis ins jugendliche Alter. Was beide für einander fühlen, weiß nur Leo; Margarete, das harmlose, unschuldige Kind der trostlosen Heide, ist ihres Herzchens sich noch nicht bewußt geworden. Als aber der alte Berger, in kaufmännisch-kluger Voraussicht dessen, was aus diesem beständigen Verkehr entstehen müsse, seinen Sohn auffordert, auf zwei Jahre nach England zu seiner Ausbildung zu gehen, da wird ihr klar, wie trostlos das Leben ohne ihn, wie verlassen sie sich ohne ihn fühlen müsse. Sie geben sich das Versprechen, nie von einander lassen zu wollen.

Margarete vergißt ihren Leo nicht, trotzdem ihre Lage eine durchgreifende Änderung erfährt. Das kam so. Margaretens Großmutter, Frau Lorsberg, entdeckte auf dem Sterbelager, kurz vor ihrem Ende, ihrem Gemahle das furchtbare Geheimnis, daß seine Tochter Helene nicht makellos ins Grab gesunken, sondern ein lebendiges Zeugnis ihres Fehltritts zurückgelassen habe. Der alte Mann bricht los in verzweifelter Wut gegen den Räuber ihrer Ehre. Seiner Gemahlin Bruder aber eilt zu Margarete, um sie an Kindes Statt anzunehmen. Sie wird Margarete Greven.

Den alten Lorsberg duldet's nicht lange in seinem verödeten Hause. Er eilt zum Grafen Steinthal, um sich blutig an ihm zu rächen. Dieser ist der Verzweiflung nahe, er hat Helene wahrhaft geliebt, hat sein Versprechen nur auf Drängen seines harten Vaters gebrochen — und nun soll er sich mit dem Vater seiner geliebten, nie vergessenen Helene duellieren! Aber der alte Vater giebt nicht nach, das Duell findet statt, Lorsberg wird nur leicht verwundet, stirbt aber bald infolge beständiger Erschütterungen. In Steinthals Familie schlägt der geheime Unfriede infolge dieses Vorfalles in offenen um. Die Gräfin haßt ihre älteste Tochter Luise, weil sie nach dem Zeugnisse Steinthals seiner ehemaligen Geliebten, Helene, ähnlich sieht. So vergehen einige Jahre.

Leo kehrt von seiner Reise zurück, findet seinen Vater noch in derselben Gesinnung wie ehedem. Er will von dem „hergelaufenen" Mädchen nichts wissen, Leo eilt indessen flugs in die Heide, seine kleine Freundin wieder zu sehen und seiner Treue zu versichern. Seine Bemühung ist vergebens, er findet weder sie noch eine Spur von ihr. Tief betrübt kehrt er nach Hause zurück. Hier ist zwischen seinem Vater und seinem Bruder Rudolf ein Zwiespalt eingetreten, letzterer will sein Erbteil heraus haben, da er wohl einsieht, daß es mit dem Hause Berger zu Ende geht. Der Vater will den Zeitpunkt der Abrechnung gern noch einige Tage hinausziehen und sendet seinen Sohn Leo zum Justizrat Greven in Berge, ihn um seinen Beistand in einer Rechtsangelegenheit zu ersuchen. Leo findet nicht ihn, wohl aber Margarete. Der Augenblick dieses unverhofften Wiedersehens ist für beide erschütternd. Nachdem das erste Entzücken ruhiger Überlegung gewichen, erklärt Margarete ihrem Leo, sie könne nie die seine werden, weil sein Vater dazu nie seine Einwilligung geben werde. Der bald hinzutretende Justizrat stimmt seiner Nichte völlig bei — kein Bitten und Flehen ändert ihren Entschluß. Trostlos kommt Leo nach Hause zurück.

Auch für die stolze Halbschwester Margaretens, für Louise Gräfin von Steinthal, das hochsinnige, herbe Mädchen, kommt die Zeit der Prüfung. Graf Guntersbach, ein Mann von ungeheurem Reichtum, adeliger, aber blasierter Gesinnung, läßt sich in ihr Haus einführen, mit der Absicht, um ihre Hand anzuhalten. Sein kühnes Auftreten verletzt sie aufs tiefste, mit herben Worten tritt sie seinem ungenierten Wesen entgegen. Und doch verlobte sie sich mit Guntersberg! Dem blasierten Grafen imponiert sie und sie will durch die Ehe vor ähnlichen Herren geschützt sein.

Das Haus Berger geht durch zahlreiche Fallissements befreundeter Firmen dem Ruin entgegen, nur eine reiche Heirat Leos kann helfen. Er verlobte sich mit einem guten Mädchen, Hulda Neuburg. Margarete liest es. Ihr Schmerz ist so groß, daß sie Zerstreuung in einem Bade am Taunus suchen muß. Hier findet sie ihren Vater, ohne jedoch in nähere Berührung mit ihm zu treten, sie wird aber Luisens innige Freundin.

Das Haus Berger steht vor dem Bankerott. Die reiche Heirat soll es halten; aber da wird von seiten der Braut die Verlobung aufgehoben. Der Zusammenbruch ist unausbleiblich. In dieser Not erscheint Margarete, sie wirft ihr ganzes, vom Onkel ererbtes Vermögen dem Geliebten in den Schoß, die Firma Berger ersteht in neuem Glanze, und bald regiert Margarete als schöne, liebliche Hausfrau in Bergers altem Hause.

Das ist, wie jeder zugestehen muß, eine spannende und ereignisvolle Handlung. Und sie ist zu einem schönen Ganzen zusammengefügt. Es muß jeden Leser wohlthuend berühren, wie ruhig sicher die Begebenheiten sich entwickeln, wie kunstgerecht jedes Rad in dem verwickelten Getriebe zur Bewegung des großen Ganzen mitarbeitet, zur rechten Zeit eingreift und seine Stelle als unentbehrliches Mittelglied behauptet. So ist nichts in der Handlung, das den Leser stößt, nichts, das ihn ermüdet und das Ende herbeisehnen läßt. Ja, ich wage zu behaupten: böte auch die reichgegliederte Handlung hin und wieder öde Steppen, so würde der Leser sie nicht empfinden, weil die Charaktere ihn vollauf anzuziehen geeignet sind. Da ist zunächst die Hauptperson, die liebliche Margarete. Wir sehen sie auf der poesielosen Heide, im Verkehr mit nicht liebelosen, aber hartgearteten Menschen, die für ihr sinniges Gemüt nicht das mindeste Verständnis haben. Von der Welt, ihrem Leben und Treiben weiß sie

nichts, als was ihr innig geliebter Freund Leo ihr erzählt. Tiefen Schmerz hat sie nie erfahren, so wenig wie hohe Freude; denn mit Leo kommt sie zusammen, als müsse es so sein, als könne keine Macht der Welt sie jemals trennen. Und als er doch kommt, der entsetzliche Augenblick, da findet er sie fassungslos. Leo muß nach England. Der Abschied von ihm öffnet ihr den Blick in die unermeßliche Welt menschlicher Freuden und Leiden. Jetzt erst weiß sie, was Leo ihr gewesen; jetzt erst weiß sie, was sie an ihm verloren. Und sie vertraut ihm. Nichts kann ihr kindliches Vertrauen auf seine Treue erschüttern, selbst nicht die weisen Reden der alten Anna, die in ihrer Achtung doch so hoch steht.

„Ich glaube das gern, Annchen. Doch Leo wollte auch nicht gerade ungern nach England gehen; er wollte bloß nicht gern von hier fort."

„O, ist es das? Das ist nichts, das giebt sich ganz bald. Wenn er nur erst ein paar Monate in dem fremden Lande ist, wird er alles vergessen haben, was er hinter sich gelassen hat, ausgenommen seinen Vater und seinen Bruder. Aber die werden ihm ja schreiben, und da ist alles andere einerlei."

„O meinst auch du das?" fragte Margarete, in deren Augen große Thränen perlten. „Vater Jost sagt dasselbe; aber ich — ich will's nicht glauben. Nein, ich will und ich kann nicht glauben, daß er alles hier vergessen wird, und wenn er auch hundert Jahre fortbleibt."

„So, du willst und kannst es nicht glauben?" fragte Annchen langsam. „Du wirst es nur nicht wollen; denn warum solltest du nicht glauben können, was andere, die doch so viel älter und klüger sind, als du, dir sagen?"

„Und doch ist's wahr, Annchen — ich kann es nicht. Ich habe es versucht, Vater Jost's Worten mehr Glauben zu schenken, als meinen eigenen Gedanken; aber dann regt sich jedesmal etwas in mir, das mir ein Gefühl verursacht, als müsse ich daran ersticken."

„Das ist böse, Grete; man sieht daran, wie eigensinnig du bist. Wenn du klug wärst, dächtest du an deine Putzarbeit und an dein Gebetbuch, statt an Einen, der dich jetzt schon vergessen hat."

„Nein, das hat er nicht! Und wenn er's hat, so werde ich ihn

doch niemals vergessen. Hat er mich doch beim Abschied selbst darum gebeten!"

„Wenn er das auch gethan hat — das hat nicht viel auf sich. Das ist bloß so Mode beim Abschiednehmen."

„Ach, Anna, ich kann dir immer noch nicht glauben, — jetzt noch nicht. Mit der Zeit geht's vielleicht; aber dann werde ich noch betrübter sein als jetzt."

Diesem traurigen Ereignis folgt ein freudiges: Margarete gelangt zu ihrem Oheim Greven. Sie wird unterrichtet in allem, was von einer jungen Dame von Stande verlangt werden kann — aus dem einfachen Heidemädchen wird eine vornehme junge Dame, sie „wird eine andere", nur die Liebe zu dem Gespielen ihrer Jugend bleibt dieselbe. Aber sie ist gereifter geworden in Denken und Handeln, klar überschaut sie die Lage der Verhältnisse und sieht ein: du kannst nie die Seine werden. Welchen Kampf mag es gekostet haben, ehe das jugendlich warme Herz zu diesem hochherzigen Entschlusse kam, daß er selbst den heißen Bitten ihres Geliebten gegenüber stand hielt! Sie verbarg ihre Liebe und hielt ihm die Treue. Und er? Da las sie die entsetzliche Anzeige — einen Augenblick, aber nur einen, wollte sie an ihm zweifeln — da siegte ihre Liebe: er wich dem Drängen des Vaters. Mit gebrochenem Herzen, aber unverminderter Liebe lebt sie fort — ein einsames Leben; als aber die Nachricht kommt, das Haus Berger drohe zu fallieren, da giebt sie ohne Besinnen ihr ganzes Vermögen für — für ein Nichts; denn Leo ist ja verlobt, kann nie der Ihre werden. Ihre Liebe giebt und fragt nicht nach dem Lohn. Und doch wird er ihr, sie wird die Gattin des geliebten Mannes.

Leo verdient sein Glück. Wie er an Margarete gehangen, so bewahrt er seinem Vater unverbrüchlich die Treue. Obgleich nicht seines Vaters Lieblingskind, obgleich zurückgesetzt gegen den älteren Rudolf, bleibt er der treue Sohn seines Vaters. Das zeigt sich so recht lebendig an jenem

Tage, an dem der Vater Rudolf sein Erbteil herauszahlen soll. Wie kaufmännisch hart rechnet Rudolf den Heller und Pfennig, wie schroff tritt er seinem allzeit gütigen Vater entgegen — wie ist er doch ganz Geschäftsmann ohne Gefühl, eine lebendige Rechenmaschine — und Leo, der zurückgesetzte Sohn, zeigt sich in seiner edlen Größe. Keine Spur von Abneigung gegen einen Vater, der doch seines Lebens höchsten Wunsch aufs schroffste verweigert — mit freudiger Entsagung giebt er sein Vermögen in seines Vaters Hände; ja, er erfüllt seinen Wunsch und verbindet sich einem ungeliebten Mädchen. Die Dichterin hat den Gegensatz zwischen beiden Brüdern in meisterhafter Weise veranschaulicht.

Auf der anderen Seite steht die gräfliche Gruppe mit Luise von Steinthal an der Spitze. Auch hier hat die Dichterin ein anziehendes Frauenbild geschaffen. Luise bildet gewissermaßen den Gegensatz zu Margarete. Ich sage gewissermaßen, denn in Luise schlummern all die edlen Eigenschaften, welche Margarete auszeichnen. Aber — Luisen fehlt der Leo! Es fehlt ihr ein Wesen, dem sie den reichen Schatz ihrer hingebenden Liebe schenken kann. Weil es ihr aber fehlt, deshalb ist sie stark in sich selbst geworden, verschlossen gegen die Außenwelt, eine süße Frucht in herber Schale. So trifft sie der blasierte Reichsgraf Guntersberg. Sie ist ihm eine ganz neue Erscheinung. Thut sie doch, als existiere er, der Abkömmling eines der reichsten Grafengeschlechter und persönlich ein angenehmer Mensch, gar nicht für sie. Das war ihm noch nicht passiert. Hatten ihm doch bis jetzt die sorgsamen Mütter ihre Töchter gleichsam auf dem Präsentierteller entgegengebracht, und hatten doch die jungen Damen in gar nicht mißzuverstehender Weise zu erkennen gegeben, daß sie mit Vergnügen bereit, den gnädigen Herrn von seiner Blasiertheit zu heilen. Dieses Entgegenkommen aber widert Guntersberg an, und deshalb erscheint

ihm der jungen Gräfin abwehrendes Benehmen doppelt anziehend.

Indessen wird Luise doch Guntersbergs Frau. Des Grafen Erstaunen über Luisens Charakter war durch einen unangenehmen Vorfall in offene Bewunderung übergegangen; jetzt strebte er nach ihrem Besitz. Luise ihrerseits erkannte den an sich hochsinnigen Charakter des Grafen; sie sah, daß er ein Mann von hoher Ehre war; endlich, sie wollte ähnlichen Bewerbungen entgehen — sie reichte ihm ihre Hand. Ihr Herz aber blieb verschlossen, erst ihre Schwester Margarete vermochte es zu öffnen.

Das sind die Hauptcharaktere. Die Nebenfiguren sind aber ebenfalls anziehend und mit ungemeiner Frische dargestellt: selbst Graf Steinthal und seine Gattin Therese flößen lebendiges Interesse ein.

Die übrigen Novellen dieser beiden Bände kommen der erwähnten an dichterischer Schönheit nicht gleich, sind aber an sich hervorragend genug. In „Schwarzgarten" und „Frau von Holmerdamm" schildert die Dichterin in ungemein anziehender Weise, wie zwei alte menschenfeindliche Damen durch das sinnige Wesen junger Mädchen wieder zum Vertrauen an die Menschheit bekehrt werden und die lange verborgen schlummernden guten Eigenschaften wieder zu lebendiger Geltung kommen. Am besten ist das Problem gelöst in „Schwarzgarten".

„Die Heimatlose" ist eine düster gefärbte Liebesgeschichte, die in einem grellen Mißton austönt.

Der Novelle „Aus verschiedenen Lebenskreisen" ähnlich ist „Die Getrennten", nur nimmt der Konflikt hier eine glückliche Wendung. Max von Bruchland ist der Verlobte seiner Kousine Helene von Halden, die bei seinen Eltern als Waisenkind lebt. Sein Vater löst aber das Verlöbnis in rücksichtsloser Weise, als ihm durch Erbschaft ein ungeahnter Reich-

tum zufällt. Helene reist heimlich ab, um Max nicht Gelegenheit zu geben, gegen seinen Vater ungehorsam zu werden. Nach vier Jahren findet Max sie unverhofft wieder als Gesellschafterin bei der Gräfin Rechteren. Seine Liebe loht wieder in alter Glut auf; er weiß sich bei der alten Gräfin einzuführen und verlebt manche Stunde in Gesellschaft Helenens. Das dauert nicht lange; denn eine Intrigue der Gräfin Synthern, die den reichen Max gern für ihre Tochter Konstanze haben möchte, vertreibt Helene aus dem Hause. Nicht wissend, wohin sie sich wenden soll, wird sie unversehens von Konstanze, die sich mit Graf Ostitz verlobt, aus der Not gerissen. Sie verschafft ihr ein Unterkommen bei ihrer Freundin, der Frau Dr. Brand. Konstanze vergißt Helene nicht; sie nimmt sich vor, die Liebenden zu vereinen. Sie ladet deshalb den alten Bruchland zu sich ein und weiß ihn durch eine harmlose Intrigue so zu düpieren, daß er glaubt, man zürne ihm wegen seines Widerstandes gegen Helenens Verbindung mit Max. Wütend hierüber macht er die Parforcejagd mit, gerät in Eifer und stürzt mit seinem Pferde. Lebensgefährlich verwundet schafft man ihn in Dr. Brands Haus, wo er Helene findet. Jetzt ist sein Widerstand gebrochen, sterbend nennt er Helene seine Tochter, Max kommt zu spät an, um noch aus seines Vaters Munde das Wort der Einwilligung zu vernehmen. Eine gewisse Ähnlichkeit in diesem Entwickelungsgange mit: „Aus verschiedenen Lebenskreisen“ ist nicht zu verkennen. Dort wie hier hält sich ein junges Mädchen verborgen, um den Geliebten nicht in Konflikt mit seinem Vater zu bringen; dort wie hier steht ein stolzes Mädchen einem bescheidenen gegenüber; dort wie hier werden sie intime Freundinnen bei der ersten Zusammenkunft. Dem sei aber wie ihm wolle: wer die beiden Novellen nach einander liest, wird, auch wenn ihm die Ähnlichkeit auffällt, sich kaum unangenehm gestört

fühlen. Die Zeichnung der Charaktere ist wiederum tadellos. Der alte Bruchland wird niemanden abstoßen, obgleich er seinen wackeren Sohn so schmählich behandelt.

Die erste Erzählung in „Zwischen Ems und Wupper“, betitelt das „Teufelsschmiedchen“, ist unbedeutend und ohne die harmonische Schönheit, welche in den früher besprochenen Novellen die Herzen der Leser leicht und dauernd gewinnt. Zum ersten und glücklicherweise einzigen Male in ihren neueren Werken hat die Dichterin grundschlechte Charaktere zur Verwendung gebracht: die abstoßenden Bewohner der Schmiede. Solche Charaktere fallen dem Leser bei Maria Lenzen unangenehm auf; und dazu diese widerliche Roheit gegen die arme Frau des Schmiedes; diese gewöhnlichen Ausdrücke und Redensarten; diese gänzliche Abwesenheit aller Eigenschaften, die eine Person uns angenehm machen können! Daß die Familie des Obersten zu diesem Höllenbreughel einen lieblichen Gegensatz bildet, vermag uns nicht zu entschädigen, zumal auch hier Paul Steinwerth ziemlich schief gezeichnet ist. Dagegen gewinnt die Dichterin uns wieder völlig durch die folgende Novelle: „An der Balkenfurth“. Die Waise Beatrix von Wolfshagen lebt bei ihrem Großvater Oberst von Wolfshagen, der es seinem verstorbenen Sohne nicht verzeihen kann, daß er „eine Theaterprinzessin“ geheiratet. Beatrix, der einzige Sprößling dieser Ehe, hat viel von dem Alten zu leiden; sie sehnt sich fort von der Balkenfurth. Kein Wunder, daß sie gern den schmeichelnden Worten des Assessors von Eckeberg horcht und gern einwilligt, daß er beim Großvater um ihre Hand anhält. Sie wartet am anderen Morgen aber vergebens — Eckeberg hat von dem Oberst gehört, daß Beatrix seine Erbin nicht werden würde, er zieht sich deshalb unter den Verwünschungen des ehrlichen Alten zurück. Beatrix hat zwar Eckeberg nie geliebt, immer aber bleibt ein leiser Gram zurück. In dieser Zeit stirbt

in der Nachbarschaft Graf Parr auf Parrstein kinderlos; Erbe ist Graf Bärenfelden, ein bisher armer Mann. Kaum ist er einige Wochen auf seinem Schlosse, da besucht ihn seine Schwester, Baronin von Dernau, mit ihrem Manne und einer jungen Dame, Fräulein von Allmersbach. Die Baronin hat letztere zur Gemahlin ihres Bruders ausersehen, dieser jedoch hat längst sein Auge auf die kleine Beatrix geworfen — er führt sie zum Ärger seiner Schwester und des Fräuleins von Allmersbach heim. Zuvor aber fordert er ihr das Versprechen ab, nie mit einem ihrer bürgerlichen Verwandten zu verkehren. Beatrix willigt ungern ein. Nach zwei Jahren aber fleht sie ein Verwandter um Hülfe an, sie gewährt sie ihm heimlich und gerät so in den Verdacht der Untreue, den Eckeberg und Baronin von Dernau gern bestätigen. Es klärt sich aber alles auf, und der Graf liebt sein Weibchen mehr als zuvor.

Das ist die ganze Geschichte! Wer das dürre Gerippe vorstehenden Auszuges liest, der wird selbst schon herausfühlen können, wie vortrefflich die dichterische Darstellung sein muß, daß sie das stoffliche Interesse ganz vermissen läßt. In der That hat die Dichterin hier wieder über die mannigfaltigen Charaktere den ganzen Zauber ihres sinnigen gemütvollen Talentes ausgeschüttet. Wie sehr sie es versteht, sich ganz in das seelische Leben eines einfachen Mädchens mit reichbesaitetem Gemüte zu versetzen, beweist die kleine Beatrix. Immer ist es ein Beweis hohen dichterischen Talentes, wenn ein Erzähler uns für Personen zu erwärmen vermag, die weder ihre nächste Umgebung noch den Leser durch glänzende Eigenschaften im Sturme zu gewinnen imstande sind; die, bescheidenen Blümchen gleich, es nicht wagen, an die Öffentlichkeit zu treten; die bei der ersten leisesten Berührung ihren Kelch schließen und ihre Empfindungen vor jedem profanen Einblick schüchtern verbergen, sich aber in ihrer ganzen Lieb-

lichkeit zeigen, wenn die Sonne reiner Neigung sie überstrahlt. Solcher Art ist die holde Beatrix. Es ist ein feiner, bezeichnender Zug, daß die Dichterin Beatrix auf die Bewerbung Eckebergs eingehen läßt, ohne ihr kleines unerfahrenes Herz geprüft zu haben. Das liebebedürftige Herz des jungen Mädchens sehnte sich nach Gegenliebe; wo es Zuneigung fand, da schloß es sich innig an, so an Frau Dienberg. Eine Freundin ihres Geschlechtes war aber nicht imstande, die Leere ihres Herzens so auszufüllen, wie sie verlangte. Das konnte nur ein Mann. Und deshalb lieh sie gern Gehör den liebevollen Reden eines Mannes, der ihre Zuneigung nicht besaß. Ich sage, daß dieser Zug psychologisch fein ist: er wirft das hellste Licht auf die Verlassenheit der armen Waise und auf den reichen Schatz ihrer Liebe. Das ganze unschuldsvolle, kindliche Gemüt, das sich gern an den anschmiegt, der ihm liebend entgegenkommt, offenbart sich in diesem einfachen Zuge.

Die weiteren kleinen Novellen der beiden Bände übergehe ich und wende mich zu der großen des zweiten Bandes: „Rau von Nettelhorst“, einer gut erfundenen und ebensogut durchgeführten Erzählung. Rau von Nettelhorst, der Sprößling einer von den Eltern der Frau nicht sanktionierten Ehe zwischen dem bereits verstorbenen Friedrich von Nettelhorst und Fräulein von Engerloo, lebt unter dem Namen Otto Rauh auf dem Gute Erpenbeck, als Förster des Grafen von Erpenbeck. Er will seine Abstammung nicht geltend machen, weil er kein Vermögen hat. Seine Großmutter fühlt später Gewissensbisse, sie sendet den Advokaten Tengnagel in jene Gegend, damit er sich bei dem Baron Konstantin von Nettelhorst nach seinem Neffen erkundige. Der Baron weist den Abgesandten ohne weiteres ab. Herr Tengnagel kommt jedoch dem Geheimnis Rauhs selbst auf die Spur — Otto Rauh mag indessen mit seiner Großmutter,

die seine Mutter so grausam behandelt, nicht in näheren Verkehr treten. Er legt sein Inkognito nicht ab, trotzdem es für seine Liebe zu Josephine Wetterath von großem Nutzen sein müßte. Die Mutter des Mädchens und dessen Bruder wünschen nicht, daß Josephine sich mit dem armen Förster verbindet. Otto empfindet schwer die Härte seiner Lage: sein Herr, der Graf von Hardtenbruck, behandelt ihn in roh abstoßender Weise. Nur die Nichte des Grafen, die Waise Klara von Hardtenbruck, und sein Sohn Albert begegnen ihm in edler Weise. Der alte Graf soll aber bald für seinen barschen Adelsstolz gestraft werden: Otto findet in dem Bücherschranke seines Vorgängers einen Brief und ein verschlossenes Testament des verstorbenen Grafen, in welchem Klara als Universalerbin eingesetzt wird. Der Förster hatte das Testament nicht besorgen können, weil er mit seinem Herr fast zu gleicher Zeit gestorben war. Otto bringt das Testament dem jungen Grafen, der trotz des Widerstrebens seines Vaters die Sache in rechtlicher Weise einleitet. Otto Rauh wird inzwischen von seiner Großmutter aufgesucht und zu ihrer Ansicht bekehrt. Als Freiherr von Nettelhorst gelingt es ihm leicht, die Hand Josephinens zu erhalten. Bei Hardtenbrucks ist große Erregung: das Testament ist für recht befunden, Klara ist alleinige Besitzerin der ungeheuren Güter Hardtenbrucks. Nun zögert sie keinen Augenblick, Albert ihre Hand zu reichen, die sie ihm früher seiner Eltern wegen verweigert hatte.

Wiederum brillante Zeichnung der Charaktere! In Klara haben wir fast eine zweite Beatrix, nur daß Klara ihrer feindseligen Umgebung weit mehr gewachsen ist als die schüchterne Beatrix. Albert, Josephine und Otto werden den Leser kaum minder interessieren, als das schöne Grafenkind. Ein besonderes Interesse aber beansprucht der wackere Advokat Tengnagel de Raad, ein köstlicher Vertreter des unfreiwilligen

Humors. Er, ein Sohn des „mächtigsten und ruhmreichsten Landes der Welt“, der Niederlande, weiß nicht genug zu tadeln in dem erbärmlichen Deutschland. Wie schimpft er auf die Berge, das Regenwetter:

„Ach was“, versetzte Tengnagel ärgerlich. „Sie sprechen wie der Blinde von der Farbe. Das Wasser in den Flüssen und Kanälen Hollands thut einem Spaziergänger nichts zu leide; und wenn er einen rechtschaffenen Schirm aufspannt, kann er auf den reinlichen, harten Klinkerwegen im ärgsten Regen stundenweit wandeln, ohne sich sehr belästigt zu fühlen. Aber hier! — Aus dem Mac-Adam wird ein Papp, der sich bleischwer an die Sohlen hängt; die Wege klettern wie unsinnig bergauf, bergab, und laufen in den dicksten Wald hinein, wo die nassen Zweige ganze Ladungen Wasser über den Wanderer ausgießen, wenn er sich dessen am wenigsten versieht; oder kleine Bäche poltern ihm entgegen an Stellen, wo tags zuvor ein trockener Stieg war; — nein, geht mir mit eurer schönen Gebirgslandschaft.“

Und wenn er wirklich einmal etwas Gutes in dem verhaßten Deutschland findet, so kann er nicht glauben, daß es Erbeigentum der verachteten Nachbarn sei, es muß ihnen von Holland importiert sein.

Könnte man auch von der letzten Sammlung der Lenzenschen Novellen: „Schloß und Heide“ nur Schönes sagen! Aber in dieser zeigt sich ein bedenklicher Zug zur Reflexion, der uns an der Dichterin ganz neu ist. Betrachtungen über die Welt und ihren Lauf stören sehr häufig den ruhigen Fluß der Erzählung und reißen den Leser aus der behaglichen Illusion. Nicht wenige dieser Reflexionen grenzen an Gemeinplätze.

Das ist zu bedauern, namentlich in der ersten Erzählung „Arme Kinder“, die im übrigen alle Vorzüge des Lenzenschen Talents an sich trägt. Den Inhalt bildet die Entdeckung eines alten Dokumentes, durch welches ein großes Besitztum den unrechtmäßigen Inhabern genommen und den rechten Erben zugewendet, zugleich aber auch das Glück zweier Liebenden besiegelt wird.

Die folgende Novelle „Milian“ leidet an einer psychologischen Unwahrscheinlichkeit, die in greller Weise hervortritt. Graf Milian hält seine Schwester Klarisse in strenger Gefangenschaft und sprengt Gerüchte aus, als sei sie nicht ganz bei gesundem Menschenverstande. Grund seines Verfahrens ist, sich in den Besitz ihres bedeutenden Vermögens zu setzen. Trotzdem aber kann er nicht verhindern, daß Klarisse einem von ihm gegebenen Feste beiwohnt und sich in den hübschen Fabrikherrn zur Felden verliebt. Milians Gemahlin macht nun einen neuen Plan, nämlich, Klarisse mit ihrem blödsinnigen Bruder zu verbinden. Auf diese Weise brauche man doch nur die Hälfte von Klarissens Vermögen herauszugeben. Milian ist damit einverstanden, die Verlobungskarten gehen ohne Klarissens Wissen und Willen in die Welt hinaus. Günther zur Felden erfährt es, befreit Klarisse und führt sie zu seiner Mutter. Milian ist über die Flucht seiner Schwester tödlich erschrocken; er hat sie wahrhaft geliebt und mit eifersüchtigen Augen gewacht, daß kein anderer ihr Herz gewinne. Er glaubt, sie sei zur Gräfin Gunstorf geflüchtet — die Nachricht, sie sei nicht dort, wirft ihn aufs Krankenbett, von dem er nur als geistig zerrütteter Mensch aufsteht. Klarisse wird Feldens Frau.

Wer fühlt aus dieser Skizze nicht sofort die psychologische Unwahrscheinlichkeit heraus? Milian, der nach seiner Schwester Vermögen trachtet, der seiner Gemahlin mit dürren Worten die Berechnung seines und Klarissens Vermögen macht, Milian, der im ganzen Verlaufe der Erzählung zu seiner Schwester keine Spur von Liebe zeigt, der sie nur dann in Schutz nimmt, wenn an ihr seine adelige Ehre beleidigt wird — dieser Milian tritt auf einmal auf als liebewütender Bruder, dessen Zuneigung soweit geht, seine Schwester einem andern nicht zu gönnen! Das ist unwahr! Gewiß war es ein interessantes Problem, eine solche mächtige

brüderliche Liebe zu schildern, dann aber mußte die Entwicklung eine ganz andere werden, dann durfte vor allem nicht die Habsucht ins Spiel kommen. Zudem scheint mir Milians Charakter ein wenig an Übertreibung zu leiden.

Klarisse aber ist gut, sehr gut gezeichnet. Die Verbindung adeligen Stolzes und warmer Liebe ist meisterhaft dargestellt. Ebenso brillant ist der Fabrikant Günther mit seinem soliden, tüchtigen Wesen und seinem offenen Gemüte. Als letzte reihe ich die Gesellschafterin Klarissens, das alte Fräulein von Markland an: ein Charakter, der mit so wenigen Strichen umrissen und doch so anschaulich vor uns steht.

Im zweiten Bande haben wir zunächst die große Erzählung: „Im schwarzen Veen". Die Komposition der Handlung kann nicht befriedigen. Die Zahl der Personen ist zu groß; die Sprünge von einem Orte zum andern, von einem Teile der Handlung zu einem noch nicht mit ihr verbundenen zu zahlreich. Die Charaktere besitzen nicht die nötige Anziehungskraft. Weit besser ist die letzte Novelle: „Kornelis Janssens Haus", eine Liebesgeschichte reizendster Art. Handlung und Charaktere sind gut erfunden und mit dem ganzen Reize Lenzenscher Darstellungsweise ausgestattet. Dasselbe gilt von der größeren Erzählung: „Geheime Schuld".

Indessen erstieg Maria Lenzen doch erst in der Novelle: „Landrichter Lange", welche in der Sammlung: „Vor einem halben Jahrhundert" enthalten ist, wieder die Höhe, welche sie in der Novelle: „Aus verschiedenen Lebenskreisen" erreicht. Ja, die Handlung ist so eigentümlich und spannend aufgebaut, wie ich es selten beobachtet habe. Landrichter Lange kommt in den Besitz verschiedener Papiere, welche einige, für die Familie des Freiherrn Klemens v. Bonndorf äußerst belastende Thatsachen behaupten und beweisen. Er benutzt seine Kenntnis dieser Dinge, um sich mit dem adelsstolzen Frei-

herrn eng zu verbinden. Zähneknirschend muß jener es leiden, daß der „Roturier“ ihn zum Essen und zu Jagden einladet, ja, muß schließlich zu der Verlobung seines Sohnes Rudolf mit Fräulein Lange und seiner Tochter Leonore mit Franz Lange, Kindern des Landrichters, seine Zustimmung geben. Rudolf sowohl wie Leonore willigen nur wider Willen ein; als die Paare aber kurze Zeit verlobt sind, gewinnen sie sich innig lieb. Franz, der das starre Standesbewußtsein seines adeligen Schwiegervaters kennt, wundert sich mehr und mehr, daß Herr v. Bonndorf so schnell die Verlobung seiner Kinder mit Bürgerlichen zugegeben; als er aber von seinem Vater mit Entsetzen den Zusammenhang erfährt, ist er keinen Augenblick über seine weiteren Schritte im Zweifel. Er eilt zu Leonore und erzählt ihr, was er erfahren: von den beiden Vettern Erhard und Klemens v. Bonndorf hatte derjenige Erbe der großen Besitztümer eines Onkels werden sollen, dem zuerst ein Sohn geboren würde. Erhard bekam einen Sohn, Klemens eine Tochter, die aber von seiner Schwester Isabelle beiseite geschafft und mit einem Bauernsäugling vertauscht worden war. Klemens hatte es geschehen lassen. So wurde letzterer ohne Wissen seiner Frau durch einen Betrug Herr großen Reichtums, und Erhard mußte lebenslänglich mit bitterer Armut kämpfen. Die beiden Kinder, das echte sowohl wie das unterschobene, starben bald, letzteres durch Isabellens absichtliches Verschulden. Als Leonore das gehört, ist sie mit ihrer Mutter und Rudolf einig darüber, daß so schweres Unrecht gesühnt werden müsse. Der Schluß ist nun vorauszusehen: Erhard wird in seine Güter eingesetzt; Klemens mit seiner Familie muß ein bescheidenes Dasein beginnen; Franz und Leonore, Rudolf und Elise werden glückliche Paare.

Aus diesem knappen Umriß dürfte schon zu ersehen sein, daß die Handlung mit Geschick komponiert ist — man be-

achte, wie lange die Dichterin dem Leser das furchtbare Geheimnis vorzuenthalten weiß! — und daß sie einen großen Reichtum an fesselnden, erhebenden und rührenden Scenen bietet. Da platzen die Geister aufeinander, und doch löst sich alles in schönster Harmonie. Vorgänge, wie die erste Unterredung Langes mit dem Freiherrn wegen des Geheimnisses, die Erzählung des jungen Lange an Leonore, dessen Unterhandlungen mit dem so schmählich hintergangenen Erhard, bleiben in ihrer frischen Unmittelbarkeit noch lange in uns lebendig. Das sind Scenen, dargestellt mit dem Griffel des echten Dichters, geschöpft aus dem unversieglichen Born eines reichen Gemütslebens. Die Charaktere sind vorzüglich gezeichnet, in strenger Konsequenz und plastischer Anschaulichkeit; nur hätte ich gewünscht, daß der Tante Isabelle nicht auch noch der Tod des Kindes aufgebürdet wäre.

In der zuletzt erschienenen Sammlung: „Unter Sommerlaub und Winterschnee“ zeigt sich die Dichterin in der Novelle: „Die Rütenbroeks“ noch einmal von ihrer liebenswürdigsten Seite, dagegen kann der nach ihrem Tode erschienene Roman: „Trüber Morgen, goldener Tag“ nur als verfehlt bezeichnet werden.

3.

M. Herbert.

M. Herbert, der wir bereits als Romanschriftstellerin begegneten, veröffentlichte im Jahre 1886 einen Band Novellen, welcher den Titel führt: „Kinder der Zeit und andere Novellen". Derselbe fand durch den Verfasser dieses Büchleins im „Litterarischen Handweiser" Nr. 419 folgende Beurteilung:

Das ist einmal eins der nicht häufig erscheinenden Werke, welche uns zum Tadel keinen Anlaß geben, deren man sich aber aufrichtig freuen kann — ein Werk, das unserer katholischen Litteratur zur Zierde gereicht und sich keck mit den besten Erscheinungen auf gegnerischer Seite messen darf. Von einem echten Dichtergeist empfangen, ist es ausgeführt von einer künstlerisch geschulten Hand, und eine reiche, vielseitige Bildung hat es ausgestattet mit wertvollen Gaben. In frischer Unmittelbarkeit, keck aus dem Leben gegriffen, stehen die Personen vor uns, gezeichnet mit wenigen, aber kräftigen Strichen, und sich scharf abhebend von einem gut gewählten Hintergrunde. Starke seelische Konflikte spielen sich vor uns ab, leidvolle Ereignisse greifen tief ein in das Leben uns liebgewordener Personen und beugen sie wie der Sturmwind ein schwaches Rohr; aber in der Darstellung giebt sich eine kräftige Gesinnung und eine geistige Gesundheit kund, welche alle Sentimentalität

verachtungsvoll von sich weist. Das ist ein Vorzug, welcher doppelt hoch anzuschlagen ist, da unter dem Autornamen M. Herbert bekanntlich eine Dame sich verbirgt. Wenn doch einmal nach Webers verzweiflungsvollen Worten heutzutage „die Weiber den Büchertisch versorgen“, so wollen wir zufrieden sein, so oft es eine Herbert ist. Was sie uns bis jetzt aufgetragen, waren zwar litterarische Feinschmeckereien ersten Ranges, aber eine durchaus gesunde Kost, an welcher sich keine Seele verdorben hat.

In obigem Büchlein — dessen Titel in der Form an die mancher Novellenbände von Paul Heyse erinnert — bietet die Erzählerin uns fünf Novellen, deren kürzeste nur 9 und deren längste über 140 Seiten faßt. Die beiden kleinsten: „Die taube Blüte“ und „Das böhmische Lied“ sind allerliebste Augenblicksbilder; die übrigen: „Kinder der Zeit“, „Fräulein Käthe“ und „Nur ein kleines Leben“ sind Novellen, in denen neben überaus anmutigen heiteren Scenen die ganze erschütternde Tragik des Daseins zur Darstellung gelangt. — Die Kinder der Zeit sind eben solche, welche wie Schmetterlinge sorglos von Blume zu Blume flattern, den süßen Blütenstaub naschen und der kommenden Tage nicht gedenken, bis plötzlich ein gewaltsames Ereignis sie aus ihrem gedankenlosen Genießen aufschreckt. -- Fräulein Käthe ist eine weltberühmte Geigerin, welche, obgleich tausende ihr verehrungsvoll zu Füßen liegen, die Liebe eines einfachen hochgesinnten Mannes den Huldigungen der großen Menge vorzieht und in ihr das lang gesuchte Glück des Lebens findet. — In „Nur ein kleines Leben“ sehen wir, wie ein übermütiges, doch gut gesinntes Mädchenherz unter der Last bitterster Erfahrungen zu brechen droht, indes nach langem inneren Kampfe doch Glück und Frieden sich erringt. Freilich nur für kurze Zeit; denn der Tod entreißt ihr ein geliebtes Leben.

Die **letzte** Novelle ist wohl die beste. Sie fesselt unwiderstehlich durch die packende Naturwahrheit, durch die brillant gezeichneten Charaktere und durch die spannende Handlung. Es ist zwar nicht eben viel, was geschieht: Liese, die Tochter eines Landarztes, liebt Viktor von Olgen, wird von ihm getrennt durch dessen Mutter, verlobt sich mit ihrem Jugendfreunde York von Günther, tritt aber, da sie noch immer innige Liebe zu Viktor fühlt, zurück, und wartet, bis dieser sie holt. Sie verheiratet sich mit ihm und wird schon nach wenigen Monden ehelichen Glückes Witwe. Sehr einfach, und doch so spannend! Die Heldin ist ein Meisterstück dichterischer Charakterzeichnung, von plastischer Anschaulichkeit. Wir lernen sie kennen, wie sie als neckischer Kobold, als enfant terrible, die Männer bezaubert, die Frauen wenigstens zu einem leutseligen Lächeln bringt; und wir scheiden von ihr, wie sie, gereift an Gemüt und Charakter, dem einsamen Leben entgegensieht. Wenn auch nicht in gleichem Maße anziehend, so doch ebenso gut gezeichnet sind die übrigen Charaktere, von denen jeder eine scharf ausgeprägte Individualität aufzuweisen hat. Der Schluß zeugt von feinsinniger Berechnung: der Tod des geliebten Mannes versöhnt Liese mit der Mutter desselben, und gemeinsam tragen beide ihr schweres Leid.

Ebenso tragisch endet „Kinder der Zeit". Frevelhaftes Spiel mit der Liebe tötet ein junges Menschenleben. — Friedlicher verläuft „Fräulein Käthe". Während in den beiden vorhin genannten Novellen wirbelnde Lebenslust uns häufig genug mit sich reißt, atmen wir in der letzteren die stille Luft gefestigter Lebensumstände: es geht da nicht so genialisch her wie in jenen. — In „Kinder der Zeit" erzählt ein den beteiligten Personen nahestehender junger Mann, in „Nur ein kleines Leben" die Heldin selbst. Und wie erzählen sie! Geist- und witzsprühend, mit keckem, erfrischendem Humor

und herzerfreuender Laune! Das ist ein Stil, so eigenartig und fesselnd, wie ihn kein zweiter von unsern katholischen Schriftstellern besitzt.

Eine in Bachems Novellen-Sammlung aufgenommene Novelle der Dichterin: „Ein modernes Märchen" wurde in derselben Nr. des „Handweiser" wie folgt besprochen:

M. Herbert bewährt auch in der hier von ihr gelieferten Novelle vollauf ihr schönes und eigenartiges Talent. Der Vorwurf ist originell, das Ende — märchenhaft. Eine Prinzessin findet in der höfischen Luft nicht das rechte Behagen; sie will in das Leben hinaus, will Stände kennen lernen, welche ihr sonst niemals nahe treten, will in der fremden Welt vielleicht auch das Glück und die Befriedigung suchen, welche dem verwöhnten Kinde im Glanze der Majestät nicht geboten werden. Sie geht also inkognito als einfache adelige Dame hinaus, mietet sich in einer Pension ein und — verliert ihr Herz an einen geistreichen Amerikaner. Die Leser, welche nun einen Konflikt zwischen Liebe und Standesgefühl und demgemäß größeren Aufwand von Sentimentalität erwarten, werden enttäuscht; denn die Prinzessin sinkt dem Angebeteten, nachdem ein kleines Mißverständnis aus dem Wege geräumt ist, frischweg in die Arme. Erzählt ist dieser echte Lustspielstoff mit großer Feinheit und all' dem Zauber einer geistvollen Persönlichkeit.

Der neueste Band Novellen von M. Herbert betitelt sich „Gemischte Gesellschaft", welcher durch den Litteraturhistoriker Lejeune in der „Kölnischen Volkszeitung" folgende Besprechung fand:

Der neueste Band „Gemischte Gesellschaft" enthält eine größere Anzahl hübscher Skizzen und Erzählungen, von denen zwar keine an die imponierende Hoheit der „Kinder der Zeit" heranreicht, die aber demungeachtet das große und liebenswürdige Talent der Dichterin glänzend bethätigen.

Die erste Novelle „An Isabell“ verdient die besondere Beachtung des Litterarhistorikers. Wenn unser großer Weber an einer Stelle unsanfter Laune ausruft: „Die Weiber besorgen den Büchertisch“, so schreibt Herbert, die Frau, in jenem Lebensfragmente die inhaltschweren Worte: „Es ist ein Jammer, mit was für Zeug das deutsche Volk sein Bißchen Geist aufpäppelt.“ Gewiß fällt es Herbert am letzten ein, sich wie ein Bleibtreu oder Alberti als Messias der deutschen Kunst zu proklamieren; stolze Überhebung liegt ihr fern, und sie ist keine zersetzende kritische Kraft, sondern eine naive, produzierende Dichternatur. Sie weiß, „welch' ein aufreibender, wahnsinniger Gedanke es ist, in unserer Zeit der Verbreitung des Wissens aus eigener Kraft etwas Bedeutendes leisten zu wollen“; und wenn sie dennoch, und zwar aus eigener Kraft, bis zur Stunde sogar sehr Bedeutendes geleistet hat, so ist dies eben ein Zeichen ihres Genies. Was bei der Lektüre eines Herbertschen Buches immer von vornherein fesselt und anregt, ist die glanzvolle dichterische Sprache und die geradezu musterhafte Art, wie der Autor im Rahmen der Erzählung seine allgemein gültigen Bemerkungen und Betrachtungen über Welt- und Menschenschicksal, Gott und Ewigkeit, Kunst und Litteratur, kleine und große Erscheinungen der Zeit und der Vergangenheit, anzubringen weiß, so daß dieselben weder störend noch aufdringlich erscheinen, sondern die Handlung harmonisch ergänzen und vollenden. Allerdings ließe sich da mit dem Autor auch über Vereinzeltes diskutieren, wie z. B. über den Satz: „Unser Verständnis für Freude und Glück ist nie größer, als wenn wir beides vermissen“, da nach meiner Erfahrung ein glück- und freudloser Mensch auch selten wahres Glück und wahre Freude zu würdigen versteht. Oder, wenn in der duftigen Novelle „Levins Rheinfahrt“ die junge Ella ihrem Vater die gewichtigen Worte sagt: „Es thut uns Frauen immer gut,

wenn noch an unser Herz geglaubt wird", so klingt dies meines Erachtens in dem Munde der unbefangenen Jungfrau doch beinahe zu pessimistisch. Solcher Beispiele könnte ich nicht manche citieren, und es fällt mir auch nicht ein, an großen und bedeutenden Sachen, wie diese Werke sind, kleinlich herumzumäkeln. Man hat geglaubt, die geistvolle Stilisierung Herberts als „französischen Esprit" ausposaunen zu müssen, und da freut es mich immer, den urgermanischen Ernst und die echt deutsche Kraft der Herbertschen Schreibart in ihren geringsten Produktionen wiederzufinden. Kommt auch hin und wieder in den Novellen das Bonmot eines Franzosen vor, so zeigt doch die Anziehung englischer Elemente, die Citate Shakespeares, Byrons, Tennysons und Longfellows, die meisterliche Übersetzung mancher dieser Stellen ins Deutsche klar und deutlich, nach welcher Seite sich des Autors Wesen neigt. Ich müßte über größern Raum an dieser Stelle verfügen dürfen, um Herberts ganze Eigenart und wahrhafte Bedeutung genügend zu erläutern. Die Dichterin wird sich allenthalben Geltung schaffen, und ihre bisherigen Werke habe ich schon in Händen Andersgläubiger gesehen, die sich mit Begeisterung darüber äußerten. Allerdings ist mir da eingefallen, was ich einmal mit Bezug auf Weber schrieb:

„Wie auch die Welt dich loben mag, die schlimme,
Was dich bewegte, hat sie nie gekannt.
Sei du gewiß des frohen Danks der Deinen
Im deutschen Land, der Stillen und der Reinen."

4.

M. Ludolff.

Unter dem Pseudonym M. Ludolff verbirgt sich eine Dame, die Tochter eines rheinischen Juristen, die am 6. Januar 1843 zu Koblenz geborene Louise Huyn in Koblenz. Im Jahre 1875 trat sie zuerst in die Öffentlichkeit mit der Novelle „Die unsichtbare Hand“. An dieselbe reihten sich alsbald in der ‚Deutschen Reichszeitung‘: „Das Dombaulos“, „Zwischen Neigung und Pflicht“ und andere, welche zu einem Ganzen gesammelt 1876 bei Henry in Bonn herausgegeben wurden. Es folgten im Verlage von Hauptmann in Bonn 1877 „Der Talisman“, 1878 „Die Tochter des Spielers“, 1879 „Verschiedene Wege“, 1880 „Beata“, 1882 „Das Geschlecht der Reichenau“, 1883 „Felicitas“, 1884 „Verschollen“, 1887 „Sein letzter Wille“.

Ludolff ist in jeder Beziehung eine vornehme Erzählerin. Vornehm vor allem durch den edlen Gehalt all' ihrer Novellen. Nirgend macht sich eine aufdringliche Moral breit, nirgend giebt sie dem Leser lange Betrachtungen über das Endziel des Menschen und seinen Lebenslauf, und doch bildet den Kern der Dichtungen ein tief sittlicher und sittlich wirkender Gedanke. Und nur so sollte die Dichtkunst auf den moralischen Charakter des Menschen wirken: nicht durch Lehre, sondern durch lebendige Anschauung. Wie echt katholisch ist

z. B. in „Verschiedene Wege“ der Selbstmord behandelt! Die bis ins Innerste erschütterte Hedwig streckt ihre Hand nach dem Gifttranke aus; da aber fällt ihr Blick auf den schmalen Goldreif, der sie an den heiligsten Tag ihres jungen Lebens erinnert, an jenen Tag, an dem sie laut und feierlich bekannte: „Ich glaube an ein ewiges Leben.“ Und das Fläschchen liegt zerschmettert am Boden. So ist der Religion der rechte Platz angewiesen; sie wirkt, wie es die Dichtkunst verlangt, durch das Beispiel, nicht durch die Lehre. Sie giebt die Thatsache, aus welcher die weiteren Folgerungen zu ziehen dem Leser überlassen bleibt.

Vornehm ist Ludolff ferner in der Wahl ihrer Stoffe. Zum Volke steigt sie selten herab — sie bleibt in den mit aromatischen Parfüms durchdufteten Salons der reich begüterten höheren Stände. Sie wendet zwar dem Volke nicht verächtlich den Rücken, gewährt ihm aber auch nicht, in ihren Dichtungen eine Rolle zu spielen. Der echte Dichter kann des Volkes nicht entbehren; wenn irgendwo, so zeigen sich in den unteren Klassen die Leidenschaften in ihrer elementaren d. h. dichterischen Gestalt. Da haben Erziehung und gute Sitte ihre Wirksamkeit noch nicht in konventionelle Schranken gedrängt — wie verderbliche Fluten werfen sie alle Hindernisse zermalmend aus dem Wege. Der große Dichter giebt uns stets ein Weltbild, und sei es noch so klein; er umfaßt in engem Rahmen die verschiedensten Stände und Lebenskreise, und jeder Stand findet sein getreues Bild und sein Gegenstück.

Vornehm endlich ist Ludolff in ihrer Darstellungsweise — leider nicht ganz zu ihrem Vorteil. Zwar müssen wir ihr freudig unsere Anerkennung zollen, daß sie ihren Stil so kunstvoll komponiert und so sauber glättet — aber entschieden zu tadeln ist es, daß sie ihn mit einer solchen Masse von Fremdwörtern überladet, und zwar meist mit solchen,

die nicht allgemein üblich, sondern nur in vornehmen Kreisen eingeführt sind. Wenn die Erzählerin diese Fremdwörter nur in Gesprächen zur Anwendung brächte, so hätten sie noch einen Schein von Berechtigung, weil sie sagen könnte: „meine Personen äußern sich ihrer Lebenssphäre gemäß" — aber sie selbst gebraucht sie in der fortlaufenden Erzählung, und das ist entschieden zu tadeln. Jeder Schriftsteller sollte dazu beitragen, daß der centnerschwere unnötige Ballast von Fremdwörtern endlich über Bord geworfen würde. Ein gutes schlichtes Deutsch ist nicht das letzte Mittel, um populär zu werden. In ihren letzten Schöpfungen hat die Dichterin sich allerdings eines reinen Deutsch befleißigt.

Namentlich verdient hervorgehoben zu werden, daß unsere Dichterin eine erstaunliche Erfindungsgabe besitzt: ein Geschenk, das leider nur wenigen Dichtern vollauf zu teil wird. Ihre lebhafte Phantasie ersinnt die überraschendsten, eigentümlichsten Verwicklungen, die, so sehr sie über die Alltäglichkeit der meisten Feuilleton-Erzählungen erhaben sind, doch nie den Boden der Wirklichkeit verlassen. Unwahrscheinlichkeiten, kühne Eingriffe unkünstlerischen Zufalls sucht man bei ihr vergebens. Selbst in „Beata", wo eine Handlung den Mittelpunkt bildet, die, wenn man sie mit nackten Worten erzählte, unwahrscheinlich klingen würde, finden wir eine feine Begründung. Alles entwickelt sich glatt, ungezwungen, und natürlich, der Leser fühlt unwillkürlich: so und nicht anders konnte es geschehen. Nur in einem Punkte fehlt die Dichterin häufig. Mit Recht verlangt das Gesetzbuch der Poetik, daß jedes größere dichterische Kunstwerk einen Helden, aber auch nur einen habe, um dessen Person und Geschicke sich die ganze Maschinerie bewegt. Nach diesem Mittelpunkte soll der Dichter die Bedeutung der übrigen Personen abmessen und ihnen demgemäß größere oder geringere Ausführlichkeit zuerteilen. Auf diese Weise erhält das dichterische Ganze

Ebenmaß und Gleichgewicht, kein Glied drängt sich ungebührlich vor, sondern nur insoweit, als seine Stellung zum Mittelpunkte es zuläßt.

Vergebens aber fragen wir bei den meisten Novellen unserer Dichterin: wer ist der Held? Vergebens suchen wir den Mittelpunkt, auf den sich alles, auch das Kleinste, bedeutungsvoll bezieht. Die Ludolffschen Novellen haben fast sämtlich nicht je eine, sondern mehrere Hauptpersonen. So schwankt des Lesers Interesse von einer zur anderen; bald verliert er die eine für lange Zeit aus den Augen, dann tritt die andere völlig in den Hintergrund und fremde Personen kommen in Thätigkeit. Das ist ein Mangel. Die Einheit des Kunstwerks bedingt den ungeteilten Genuß.

Leider muß dieser Ausstellung noch eine weitere zugefügt werden: es fehlt der Dichterin die rechte Innigkeit und Tiefe des Gefühls. Die Darstellung ist elegant und wohl ein wenig kalt. Sie spannt den Leser, aber sie vermag ihn nicht mit der unwiderstehlichen Gewalt des echten Dichters für Charaktere und Begebenheiten zu interessieren. Der Ausdruck der Gefühle ist sorgsam geglättet, aber es fehlt ihm jene Wärme und Frische, jene elementare Gewalt, die uns von der Wahrheit der Darstellung siegreich überzeugt; die uns unwiderstehlich in den Gefühlskreis der handelnden Personen zieht und uns so mit denken und fühlen läßt, daß wir mit lebendigster Teilnahme der weiteren Entwicklung folgen. Mit einem Wort, es fehlt ihnen die dichterische Leidenschaft. Sämtliche Novellen Ludolffs bieten eine ausgezeichnete Lektüre, man liest sie gern, sind sie doch so glatt und elegant, so von echtestem künstlerischem Geiste durchweht — aber man liest sie nicht mit allgemeiner Befriedigung. Man liest sie, ich möchte sagen, mit rein ästhetischer Freude an dem Aufbau der Handlung und der tadellosen Dekoration; mit der Freude, die man an einem Meisterwerke der Skulptur

haben kann, wo man über der Vollendung und Reinheit der Formen, über der Sauberkeit und Eleganz der Ausführung vergessen kann, daß es doch nur eine Statue ist, welcher der Meißel des Künstlers wohl die Form des Lebens, aber nicht das Leben selbst verleihen konnte. Die Ludolff besitzt zweifellos eine hervorragende künstlerische Anlage und Schulung, und diese verdeckt häufig genug den Mangel echt dichterischen Talentes. Dazu kommt, um den Leser völlig für die Schriftstellerin einzunehmen, die hohe allgemeine Bildung, die aus jeder ihrer Erzählungen hervorleuchtet: eine Bildung, die nicht allein das weite Gebiet menschlichen Wissens in ihren Bereich gezogen hat, sondern sich auch auf gründliche Kenntnis der Welt und der Natur erstreckt. Beweis davon sind die wahrhaft glänzenden Reiseschilderungen in „Verschiedene Wege".

Aber auch die Menschen kennt sie, am besten jene Gesellschaftskreise, denen sie selbst entstammt, und in denen sie zweifellos den größten Teil ihres Lebens verbracht hat. Das sind die Menschen, wie sie sind, die guten unter ihnen aber stets mit idealem Anflug; das ist die Gesellschaft, wie sie ist — oberflächlich, nur dem Genuß huldigend und dem Erfolg nachjagend, ohne tieferen Gehalt und darum für eine sinnige Natur durchaus ungenießbar.

Will man also mit aller Behaglichkeit eine angenehme Lektüre genießen, ohne fürchten zu dürfen, von Funken dichterischen Geistes elektrisch berührt zu werden, dann wähle man die Ludolffschen Novellen.

Als die beste unter denselben muß „Verschiedene Wege" bezeichnet werden. Die Erfindung ist ausgezeichnet und die Komposition bis auf die mangelnde Einheit tadellos; die Charaktere sind schöner, als in irgend einer ihrer anderen Erzählungen — kurz, was ihr reiches Talent nur Schönes und Gutes in sich vereinigte, hat sie in dieser Novelle den Lesern mit freigebiger Hand geboten.

Auf einer Bergtour wird der junge Gesandtschaftsattaché Eugen von Klein mit den beiden reizenden Töchtern des Obersten Thorens bekannt. Er widmet seine Aufmerksamkeit vorzüglich Reginen; diese aber liebt ihren Vetter, den jungen Gelehrten Hermann Thorens. Der Vater Reginens tritt ihrer Neigung zwar nicht hindernd entgegen, fördert sie aber auch in keiner Weise. Bis jetzt war die Liebe Reginens ihrer Schwester Hedwig noch Geheimnis geblieben, eines Abends endlich verrät sie es ihr. Kein Wort des Schmerzes kommt über Hedwigs Lippen; sie selbst liebt Hermann, aber sie verbirgt ihren leidenschaftlichen Schmerz und schweigt.

Regine folgt nach einiger Zeit einer Einladung der Mutter Eugens, trotzdem Hedwig ihr entschieden abrät, weil es Hermann kränken müsse. Die Weltluft gefällt Reginen gar zu wohl, während Hedwigs einziges Glück das stille häusliche Leben ist. In Frau von Kleins Innerem ist mittlerweile ein lang durchdachter Plan reif geworden. Ihr glänzendes Leben fordert große Mittel, ihrem Sohne wird die erstrebte Laufbahn verschlossen, wenn ihm nicht ein großes Vermögen zur Seite steht — sie will deshalb Eugens Verbindung mit Regine, weil diese, wie ihre Erkundigungen ergeben haben, ein bedeutendes Erbteil erhält. Eugen ist sofort bereit. Regine schwankt eine Zeitlang zwischen dem glänzenden Lion und dem einfachen Gelehrten, dann trägt jener den Sieg davon. Am Sylvesterabend, bei einem Feste des französischen Gesandten, entscheidet es sich. Hermann fragt Regine geradezu über ihr auffälliges Benehmen.

Umsonst! Noch an demselben Abend muß Hermann es erfahren, daß er dem leichten Gesandtschaftsattaché weichen muß. Bei Hedwig gießt er sein von Zorn und Schmerz erfülltes Herz aus. Und Hedwig? Sie vergißt ihre arme Schwester nicht, sie fleht den geliebten, von leidenschaftlichem Zorne durchbebten Mann, Regine nicht zu hassen. Das wird

er nicht, nur seine Verachtung wird der Doppelzüngigen zu teil werden.

Hedwig überläßt sich ganz dem wilden Entzücken, Hermann wieder frei zu sehen. Bald genug jedoch kommt die Enttäuschung. Hermann reist ab, um, wie er selbst sagt, nie wieder den Fuß über Thorens' Schwelle zu setzen. Gleichzeitig verlobt sich Regina mit Klein. Hedwig ist außer sich vor Schmerz und Verzweiflung. Die Schwester kann sie ihres schmachvollen Verfahrens wegen nicht mit früherer Liebe behandeln, der Geliebte ist ihr verloren, ihr Vater liegt auf dem Sterbebette. Finstere Gedanken quälen ihre Seele.

„Warum nicht ein Dasein wegwerfen, das nichts als Enttäuschung, Kampf, Schmerz und inneres Elend in Aussicht stellte? Es ging ja leicht. Hatten nicht ein paar Tropfen jener Arznei genügt, ihrem Vater sanften Schlummer zu verschaffen — ein paar Züge davon würden auch ihr einen Schlaf bereiten, einen ewigen Schlaf, aus dem sie nie mehr erwachen würde zu dem Bewußtsein ihres Elendes, aus dem nichts mehr sie wecken könnte zu einem Leben, das ihr zur Qual geworden. Eine furchtbare Lockung lag in dieser Vorspiegelung für den jungen verirrten ungeduldigen Geist. Kaum wissend, was sie that, streckte die kleine weiße Hand sich nach dem Gifttranke aus, schon umschlossen die feinen Finger das Verderben bergende Glas — da fiel der Bethörten Blick auf den schmalen Goldreif, der einen dieser Finger zierte. Und von jenem kleinen Zeichen leuchtete ihr, als ein Lichtstrahl n dem momentanen Wahnsinn des von Leidenschaft geblendeten Verstandes, die Mahnung entgegen an jenen Tag, wo sie öffentlich bekannt und geschworen: ich glaube an ein ewiges Leben."

Zerknirscht läßt Hedwig das Fläschchen fallen — beschämt, daß sie einem irdischen Götzen eine solche Stelle in ihrem Herzen eingeräumt.

Regina wird Eugens Frau, nachdem der Oberst ihm nochmals erklärt, daß sie Vermögen nicht besitze. Eugen glaubt es ihm aber nicht, wundert sich nur über den „alten Knauser". Die jungen Eheleute reisen nach Paris, wo Eugen eine Anstellung erhalten. Der alte Thorens fühlt

sich nach einiger Zeit dem Ende nahe; er spricht viel von Hermann Thorens, den er noch vor seinem Tode zu sprechen wünscht. Aber vergebens, ein Telegramm trifft den auf Reisen befindlichen Gelehrten nicht mehr, so kann denn der alte Oberst nur Hedwig ein Paket für ihn übergeben. Noch will er einige erläuternde Worte beifügen -- ein Schlag hindert ihn daran.

Regine und Eugen treffen schleunigst ein, letzterer mit der süßen Hoffnung, jetzt ein großes Vermögen einheimsen zu können, erstere mit wirklichem Schmerze, der noch verstärkt wird durch die Öde und Kälte, die sie an Eugens Seite, nun, nachdem der erste Rausch verflogen, empfindet. Auch Hedwig leidet unsäglich, aber ihr Blick ist vertrauensvoll nach oben gerichtet.

Klein hat nichts Eiligeres zu thun, als heimlich des Obersten Zimmer zu durchsuchen. Er findet das Testament, öffnet es ohne Bedenken und sieht zu seinem unbeschreiblichen Ärger, daß er in der That eine Frau mit sehr geringem Vermögen geheiratet. Aber er findet auch das Paket an Hermann, ersieht aus den Briefen, daß der Oberst das riesige Vermögen des Großoheims in Verwaltung hatte, das nach des Obersten Tode an Hermann ausgeliefert werden solle. Klein ist rasch entschlossen, er schreibt in des Obersten Handschrift einen Brief an sich selbst, worin ihm der Auftrag gegeben wird, das Paket nur an Hermann selbst abzuliefern. So ist er wenigstens für einige Jahre Herr des großen Vermögens. Das Testament verbrennt er. Während dieser geheimen Arbeit tritt Hedwig unvermutet in das Kabinett, Klein weiß jedoch sofort glaubliche Ausreden zu finden. Sie setzt solches Vertrauen in ihren Schwager, daß sie ihm sogar die Verwaltung ihres Vermögens überläßt.

Es folgt ein Zwischenraum von mehreren Jahren. Hedwig wird nach langen Kämpfen die Frau eines edlen

jungen Mannes, Gerhard Werning, dessen Vater ein intimer Freund des Obersten gewesen, und der selbst mit Hermann innig befreundet. Gerhard weiß von Hermanns Verhältnissen, es gelingt ihm aber nicht, von Klein auch nur das mindeste zu erfahren. Erst als dieser, im Duell tödlich verwundet, auf dem Sterbelager liegt, händigt er Hedwig das bewußte Paket aus.

Hermann kommt von seiner Reise um die Welt zurück und kehrt bei seinen Freunden Gerhard und Hedwig ein. Hedwig behandelt ihn mit schwesterlicher Zuneigung, ihre Liebe gehört ihrem Gatten. Hermann nimmt die Eröffnungen der beiden Gatten mit Ruhe hin; sein Herz hängt nicht mehr am Irdischen. Er hat die ganze Welt durchstreift, hat aller Weltteile Herrlichkeiten bewundert, aber Ruhe und Befriedigung hat er nicht gefunden. Und noch einmal tritt die schwere Versuchung an ihn heran: er rettet Reginens Kind vom sichern Tode, und sie, die Sündige, die ihn so schwer getäuscht, windet sich vor seinen Füßen in qualvoller Reue, ihn beschwörend, ihr seine Liebe wieder zuzuwenden. Er sieht in die glänzenden Augen des schönen Weibes, das er so unsäglich geliebt — dann wendet er sich ab, seine Rechnung mit der Welt ist abgeschlossen, in den Mauern des Klosters findet er die Ruhe seines Herzens.

Die Idee der reizenden Dichtung ist in meisterhafter Weise nach allen Seiten hin entwickelt. Dreifach verschiedene Wege sind es, auf denen drei durchaus verschieden geartete Menschen einem heiß ersehnten Ziele zustreben. Keiner erreicht es; wohl aber werden zwei auf ihre Weise glücklich, weil sie das ewige Ziel über dem Zeitlichen nicht vergessen haben. Hedwig, die durch schweres Leid zu ruhigem Genusse des Daseins sich durchgekämpft; Hermann, der nach harten Prüfungen endlich in den Hafen seelischer Ruhe einläuft. Regine hingegen, der die Herrlichkeit der Welt als das

Höchste gilt, der jeder ernstere Gedanke abgeht, findet ein reuevolles schmerzliches Ende. Am besten durchgeführt erscheint die Läuterung Hedwigs. Den übrigen Personen konnte ein gleiches Maß der Ausführlichkeit nicht gewidmet werden, weil die Novelle dadurch zu einem Romane hätte werden müssen. In diesem Falle wäre freilich die Umkehr Hermanns, bezw. der Läuterungsprozeß, der sich in ihm vollzieht, zu einer höchst wirkungsvollen Episode geworden. Denn gerade Hermann ist die liebenswürdigste Person unter all' den liebenswerten der Erzählung. Die Gediegenheit seines Charakters, die rührende Treue seiner Neigung macht ihn dem Leser zum Freunde. Die Verfasserin hat es verstanden, Hermanns Charakter in allen Situationen treu durchzuführen. Ich erinnere nur an seine Haltung in der folgenschweren Unterredung mit Regine. Hundert andere Erzählerinnen würden hier aus unserm Gelehrten einen liebverzweifelten Schäfer gemacht haben; ihr Hermann würde bei der grausamen Eröffnung Reginens ohnmächtig hingesunken sein und später die Ohren mitleidiger Menschen mit seinen Klagen gequält haben — dieser Hermann aber bleibt trotz allen inneren Schmerzes ruhig mit jeder Miene, ja, er vermag es über sich, der Frau von Klein zu der bevorstehenden Verlobung ihres Sohnes mit Regine zu gratulieren. Solch' ein Held konnte später allerdings der Lockung der reuigen Geliebten widerstehen und die Einsamkeit des Klosters zu seinem Aufenthaltsorte wählen. Eine ähnliche Kernnatur ist Oberst Thorens, ein Kavalier in des Wortes bester Bedeutung, ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle. Eugen von Klein ist das männliche Ebenbild seiner leichtsinnigen Gemahlin.

Gelungen wie die Charakterschilderungen sind die Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Bundeshauptstadt Bern, wie z. B. die poesievolle Schilderung des Sylvesterfestes

beim französischen Gesandten. Gelungen endlich sind die zahlreichen Naturschilderungen, zu denen namentlich die in der Schweiz spielende Handlung so manchen Anlaß bot. Wahrhaft glänzend ist der Reiseflug Hermanns.

Ebenso hoch wie „Verschiedene Wege" müssen wir „Felicitas" stellen. Der Aufbau der Handlung zeigt ein schönes Ebenmaß, ein Gleichgewicht der einzelnen Teile; es greift alles so sicher und harmonisch in einander wie in einem kunstvollen Organismus. Das Geschehende ist nicht eben verwickelter Natur; die Handlung ist einfacher, als man es bei den größeren Erzählungen und nach den früheren Werken der Verfasserin gewöhnt ist; trotzdem aber wird der Leser mit Spannung der Entwicklung des seelischen Konfliktes folgen. Die Verfasserin hat diesen so zart darzustellen gewußt, und sie läßt uns so tiefe Einblicke in die Geheimnisse des menschlichen Herzens thun, daß wir ganz vergessen, daß es doch eigentlich ein schon oft behandelter Vorwurf ist, mit dessen Darstellung sie uns bestrickt. Es ist die alte Geschichte von der Selbsttäuschung eines edlen Herzens, das aus verschiedenen mißverstandenen Anzeichen schließen zu dürfen glaubt, ein anderes, von ihm geliebtes, erwidere seine Neigung nicht, während in diesem doch die gleiche Liebe glüht.

Felicitas von Elmen, eine Waise, die bei ihrem Onkel Ronau lebt, ist heimlich mit Harry von Cronek verlobt. Später vergißt er sie, während Felicitas, an seine Treue glaubend, die Bewerbungen des jüngeren Bruders ihres Onkels, Walther Ronau, ablehnt. Nach einiger Zeit bricht Harry gänzlich mit Felicitas und heiratet deren Cousine Lydia Ronau. Felicitas, welche durch einen Glücksfall in Besitz einigen Vermögens gekommen, verläßt das Haus ihres Onkels und reist nach einigen Jahren mit einer kranken Freundin nach Italien. Hier trifft sie auf Lydia, welche todkrank ist, während Harry am Spieltische sitzt. Lydia

stirbt, Felicitas nimmt deren Kind Ada mit sich und reist in die Schweiz. Harry folgt ihr, ebenso Walther Ronau; ersterer macht ihr, zwei Monate nach Lydias Tode, einen Heiratsantrag. Sie lehnt ihn ab; Walther aber glaubt aus dem Verkehre beider und aus Felicitas' Liebe zu Ada schließen zu müssen, daß sie geneigt sei, auf Harrys Wunsch einzugehen. Er reist deshalb ab, Felicitas, welche ihn unterdessen lieben gelernt, in tiefem Schmerze zurücklassend.

Inzwischen bricht der französisch-deutsche Krieg aus. Felicitas' Freundin will in ihre Heimat, nach Metz, zurück; Felicitas begleitet sie und muß die Schrecken der Belagerung mitmachen. Als aber die Stadt sich ergeben, kommt der seligste Augenblick ihres Lebens: sie findet Walther krank im Hospitale, und beider Herzen verstehen sich.

Das ist nicht die ganze Handlung: nebenbei spielt noch Viktor Ronau, der junge Vetter der Titelheldin, eine nicht geringe Rolle. Wir begleiten ihn auf seinem Lebenswege vom Gymnasiasten bis zum Referendar, vom enthusiastischen Verehrer seiner Cousine bis zum Verlobten einer reizenden Französin. Die Episode ist nicht weniger anziehend, als die Haupthandlung.

Die Charaktere sind mit großer Feinheit herausgearbeitet, namentlich der der Titelheldin, welche einen großen Läuterungsprozeß durchzumachen hat. Überhaupt zeugt die ganze Darstellung von ängstlicher Sorgfalt und peinlicher Sauberkeit.

Nicht ganz so hoch, aber hoch genug können die ferneren Novellen Ludolffs gestellt werden, in erster Linie „Der Talisman".

Die Erfindung und die Komposition der Handlung ist eine höchst glückliche. Ich will versuchen, sie in den äußersten Umrissen zu skizzieren.

Richard Horstner lebt bei seinem Onkel, dem reichen Banquier Horstner, in den glücklichsten Verhältnissen. Sein Leichtsinn verführt ihn jedoch zur Verschwendung, so daß er, um dem Onkel seine Verlegenheit nicht bekannt werden zu lassen, zu Anleihen bei dem Kassierer des Hauses, Eckert, greift, und bei ihm tief in Schuld gerät. Die unbehagliche Lage Richards wird noch dadurch gesteigert, daß sein kinderloser und verwitweter Onkel zu einer neuen Ehe mit einer schönen englischen Kunstreiterin Georgy schreitet, die in dem Neffen ihres Gemahls einen Nebenbuhler sieht. Sie will ihn verderben. Nachts muß ihr kleiner Bruder Leo von Richards Finger den Brillantring ziehen und ihn ihr bringen. Diesen legt sie in eine Schublade, und nimmt die zweitausend Thaler, die ihr Mann hineingelegt, heraus. Tags darauf findet der alte Banquier den Ring, die Kasse ist leer. Kurz darauf kommt Eckert und läßt wie zufällig seine Brieftasche fallen: es kommen Geldscheine ans Licht, die der alte Horstner sofort als die entwendeten erkennt. Eckert behauptet, er habe sie von Richard — nun ist das Schicksal des jungen Mannes entschieden. Seine Verteidigung wird nicht angenommen, mit Schande beladen kehrt er in die Arme seiner Mutter zurück. Sie aber glaubt an ihn, und noch eine andere — seine Jugendgespielin Anna Dorner. Das wird sein Talisman. Den Bemühungen Richards gelingt es, sich in einem geachteten Hause in Bordeaux Stellung zu verschaffen. Als er einige Zeit dort ist, besucht er einen Zirkus und findet dort, zu seinem unsäglichen Erstaunen, den kleinen Leo, den seine Schwester zu den Kunstreitern gesandt. Von ihm erfährt Richard, in welcher Weise man mit ihm verfahren. Er nimmt Leo mit sich, trifft zu Hause aber das durchtriebene Weib nicht mehr am Leben, sie ist mit ihrem Pferde gestürzt. Es klärt sich nun alles auf, Richard wird wieder

in Gnaden aufgenommen, und bald wirkt der „Talisman“ in Horstners Hause als jugendliche Gattin.

Das ist für den geringen Umfang der Erzählung doch eine recht inhaltvolle Handlung. Wäre die Darstellung von intensiverer Lebendigkeit und Wärme, fänden die Äußerungen der Gefühle beredteren Ausdruck, so wäre die Erzählung vortrefflich zu nennen.

„Die Tochter des Spielers“ schließt sich insofern an die eben besprochene Novelle an, als einige Personen, deren Existenz in dem „Talisman“ angedeutet wurde, hier handelnd auftreten. Der Inhalt ist folgender:

Lord Percy Graham hält in New-York einen Knaben, Eugen Burko, vom Selbstmorde zurück und bringt ihn zu seiner alten Amme, Miß Brenner. Dort bleibt er. Im Laufe der Jahre heiratet er die Tochter Miß Brenners, und lebt mit ihr in glücklicher, mit einer Tochter, Helene, gesegneten Ehe. Lord Percy wandert inzwischen planlos in der Welt umher; er liebt seine schöne Verwandte, Elisha Melville. Diese aber berechnet klug, daß nicht Percy, sondern sein Bruder Edward Erbe der ungeheuren Familiengüter wird; sie wartet deshalb, ob nicht dieser ihr einen Antrag mache. Aber vergebens. Edward wird durch einen Unglücksfall dem Tode nahe gebracht und vertraut auf dem Sterbebette seiner Verwandten: daß er in Paris heimlich eine Gattin, mit der er rechtlich getraut, und ein Kind habe. Elisha verspricht für sie zu sorgen, schreibt aber gleichzeitig an Percy, daß sie seine Werbung annehme, und datiert ihren Brief vom Tage vor dem Unglücksfall. Nach Edwards Tode reist sie nach Paris, wo sie zu ihrem namenlosen Schrecken findet, daß das Kind Edwards ein Knabe ist. Die Mutter des Kindes stirbt plötzlich, Elisha nimmt den Knaben und die auf die Ehe Edwards bezüglichen Papiere mit sich und giebt ersteren einer alten Frau in Pflege. Zu

Hause sagt sie nichts; denn wenn sie es gethan, hätte Percy nicht als Erbe seines Bruders auftreten können, und sie wäre nicht die Gattin eines reichen Mannes geworden. So ist sie denn Percys Gemahlin. In Amerika ist Burko inzwischen der Spielwut anheim gefallen, seine Frau gestorben, sein Kind bei Verwandten in Deutschland, er selbst lange Zeit im Gefängnis. Sobald er frei geworden, holt er seine Tochter aus Deutschland und zieht mit ihr nach Paris. Sie sieht bald ein, daß er sein glänzendes Leben nur dem Spiele zu danken hat, sie bemüht sich, ihn abzuhalten, aber vergebens. So ziehen sie in der Welt umher. Auf diesen Reisen findet Helene ihren Jugendfreund, Leo Grant, der sie innig liebt. Beider Herzen finden sich. Die Studien Leos machen wieder eine Trennung nötig; nach Verlauf dieser Zeit ist Helene aber verschwunden. Leo forscht nach, und die Spur führt ihn nach London, freilich erfolglos.

Burko lebt aber doch in London mit Helene, in übeln Verhältnissen. Ein früherer Spielgenosse Burkos, Lord Elmswater, Elishas und Percys Sohn, will Helene heimlich zur Ehe, sie weist ihn aber stolz ab. Der Lord verunglückt in seinem Wagen — Leo ist gerade zur Stelle, er bringt die Leiche zu Lord Percys Palast. Elishas Schmerz ist grenzenlos — und da sieht sie Leo, das leibhaftige Ebenbild Edwards. Ihr Gewissen regt sich. Sie legt ihrem Gatten ein offenes Geständnis ab, und dieser thut schleunigst alle Schritte, um das begangene Unrecht zu sühnen. Leo wird Herr von Elmswater. Nach einiger Zeit findet er auch Helene und macht sie zu seiner Gattin.

Wie man sieht, laufen hier bis zum Schluß zwei Handlungen unvermittelt neben einander, erst am Schluß berühren sie sich, aber auch da noch ist die Verbindung eine ziemlich lose. Haupthandlung ist doch, ihrer Bedeutung nach, nicht etwa die Geschichte Burkos und Helenens, sondern die

Percys, Elishas und Leo Grants. Die Streifzüge Burkos nehmen einen großen Raum ein, und fördern doch die Handlung nicht im mindesten. Die künstlerische Haltung der Erzählung würde viel gewonnen haben, wenn die Verfasserin die Erlebnisse des Spielers bedeutend gekürzt hätte.

In „Beata“ nahm sich Ludolff eine junge Amerikanerin zum Mittelpunkt, die, von ihrem gewissenlosen Oheim angestachelt, in Deutschland großartige Betrügereien ins Werk setzt. Ausgezeichnet hat die Verfasserin nun dargestellt, wie sie sich, durch die Liebe blind gemacht, in der eigenen Schlinge fängt, und zu einem besseren Menschen wird. Diese Umkehr ist vorzüglich begründet. Ebenfalls um Betrug, oder vielmehr wesentlich um einen solchen, handelt es sich in „Das Geschlecht der Reichenau“. Beide Male hat die Dichterin es sehr gut verstanden, die gefährliche Klippe des Kriminalromans zu vermeiden und anziehende Seelengemälde zu schaffen. „Verschollen“ ist die ergreifende Geschichte der Gattin eines jungen Russen, welcher seine Ehe mit ihr, der Ausländerin, geheim zu halten gezwungen war. Er wird eines Tages genötigt, eine Reise nach Rußland zu machen, und kehrt nicht zurück; vergebens harrt seine Gattin, bis ihr endlich die Nachricht zu Ohren kommt, er sei wegen eines Verbrechens nach Sibirien verbannt. Schnell ist der Entschluß der jungen Frau, Clarita, gefaßt; sie geht nach Rußland und nimmt bei Wera, der Stiefmutter ihres Gatten Alexis, eine Stelle an. Hier gelingt es ihr, zu erfahren, daß Alexis wegen Ermordung seines Bruders Wladimir nach Sibirien verbannt wurde. Sie hört die Nachricht, aber sie glaubt nicht an das Verbrechen ihres Gatten. Ein Zufall bringt dessen Unschuld an den Tag. Bei einem Brande wird Feodor, der Sohn Weras, als er Hülfe leistet, innerlich schwer verwundet, so daß seine Überführung nach Deutschland, um dort medizinische Autoritäten zu konsultieren, nötig wird.

Hier macht ihm Wera, von Angst gequält, die Eröffnung, daß Wladimir sich selbst getötet, und daß sie Alexis als Mörder hingestellt habe, damit Feodor der alleinige Erbe werde. Feodor entdeckt das Geheimnis Clarita, welche nach Ems eilt und von der dort weilenden russischen Kaiserin die Befreiung ihres Gatten erwirkt. Schon hofft sie auf Wiedersehen, da trifft die Nachricht ein, daß sein Name in der Totenliste stehe. Aber er lebt dennoch, denn er ist geflohen; und in Italien, wo sie die ersten glücklichen Jahre ihrer Ehe verlebt, finden sich die Gatten wieder.

Außer diesen Erzählungen hat Ludolff noch einen Band kleinerer herausgegeben, die im wesentlichen dieselbe Physiognomie zeigen. Überall gute Erfindung, mit nicht immer guter Komposition, und geschmackvolle Darstellungsweise. Bedeutend, den schon charakterisierten gleichstehend, ragt unter diesen die Erstlingserzählung „Die unsichtbare Hand" hervor. Der seltsame sensationelle Titel wird durch den Verlauf der Novelle durchaus nicht gerechtfertigt, er würde besser in einen andern umgewandelt. Die unsichtbare Hand spielt nur in dem Traume eines jungen Mädchens eine höchst unschuldige Rolle, greift aber nirgend einflußreich in die Handlung ein. Oder soll die unsichtbare Hand das Walten Gottes bedeuten? In diesem Falle ist die Handlung nicht danach angelegt, es mit Evidenz erkennen zu lassen.

Hildegard Bolten lebt als Waise bei ihrem Onkel, dem Buchhalter Bolten. Freude hat sie nicht im Hause; denn von der Frau ihres Onkels wird sie gar nicht geachtet. Vor einigen Jahren ist ihr Vater gestorben, ein berühmter Professor, aber ein armer Mann; ihr Verlobter Hermann Fels ist in ferne Länder gegangen, um sich in seinem Fache, der Medizin, weiter auszubilden und das noch mangelnde Vermögen zu erwerben. Schon zwei Jahre wartet Hilde auf seine Rückkehr, stets aber denkt sie mit Vertrauen seiner letzten

Worte und wahrt in Treue den schmalen Goldreif, den er ihr zurückgelassen.

In Hildas trostloses Dasein fällt endlich ein heller Glücksstrahl. Ihre Tante von mütterlicher Seite, die Freiin von Gerolding, ladet sie ein, zu ihr kommen und bei ihr zu bleiben. Hilda schwankt keinen Augenblick, die Einladung anzunehmen, wenngleich sie nicht mit leichtem Herzen die Reise antritt. Der Empfang bei der Tante ist indessen herzlicher, als Hilda erwartet hatte. Sie befindet sich zum ersten Male seit langer Zeit wieder recht heimisch und behaglich. Nach wenigen Tagen aber schon kommt ein tiefes Leid über sie: sie liest in einer englischen Zeitung, daß ein Schiff untergegangen sei, und sich unter den Verunglückten auch Dr. Fels befinde. Eine schwere Krankheit ist die Folge dieser entsetzlichen Entdeckung. Nach einigen Monaten erst genest sie. Nach dieser Zeit kommt der Neffe der Freiin, Leo von Gerolding, auf das Schloß zu Besuch. Er ist ein nicht böser, aber leichtsinniger junger Mann, der zum Zeitvertreib der schönen Cousine den Hof macht. Die Tante hat jedoch höhergehende Pläne. In einem intimen Gespräche mit ihrem Neffen eröffnet sie demselben, daß sie ihr Testament, worin sie ihn zum Universalerben eingesetzt, nicht bestehen lassen könne, daß sie vielmehr ihr Vermögen zwischen Hilda und ihm teilen müsse. Wenn er jedoch geneigt sei, Hilda zu heiraten, so wolle sie alles beim Alten lassen. Leo bedenkt sich nicht lange. Hilda ist ja ein schönes und gutes Mädchen, er selbst ist ein ungemein liebenswürdiger Mann, sie wird also mit Vergnügen ja sagen. Indessen ist die arglose Hilda nicht so schnell dazu bereit, nur einer Quasi-Überrumpelung von seiten der Tante giebt sie nach, und wird Leos Braut. Der junge Lebemann macht an der Seite seiner schönen, edlen Verlobten innerlich die besten Vorsätze — sobald er aber in die Residenz gekommen, ver-

fliegen sie vor den glühenden Augen seiner früheren Geliebten, Blanca von Trelo. Das schöne intriguante Weib weiß ihn wieder ganz an ihren Siegeswagen zu fesseln und ihm den Gedanken einer Aufhebung seiner Verlobung nahe zu legen. Nur der Gedanke an seine Tante hält ihn zurück. Indessen schwindet auch diese Rücksicht: seine Tante stirbt am Schlage. Leo ist nun Alleinerbe. Uneingedenk des Wortes seiner Tante, daß Hilda die Hälfte des Vermögens erben solle, wenn Leo sie heirate, löst dieser die Verlobung, und hält sich streng an die Bestimmungen des Testamentes. Hildas Schmerz, zum zweiten Male in ihrem Vertrauen getäuscht zu sein, ist unsäglich. Sie nimmt das Legat in Empfang, und zieht mit der Gesellschafterin ihrer verstorbenen Tante, Fräulein Berger, in tiefe Zurückgezogenheit zurück. Aber das Auge der Liebe findet sie doch, Hermann Fels erscheint plötzlich in ihrem Hause. Er war bei jenem Schiffbruch glücklich gerettet.

Nach fünfzehn Jahren finden wir Hilda als glückliche Gattin an der Seite ihres Hermann, und muntere Kinder umspielen sie. Leo und Blanca sind dem Abgrunde rasch zugegangen: Beide sind Schauspieler geworden, und Leo stirbt elend in den Armen Hermanns und Hildas.

5.

Antonie von Harthausen.

Gegen Ende des Jahres 1877 erließ die Verlagsbuchhandlung von Ferdinand Schöningh in Paderborn ein Preisausschreiben für Novellen. Wider alles Erwarten liefen nicht weniger als drei und dreißig Arbeiten ein, und von diesen verdiente, nach dem einstimmigen Urteile der Preisrichter, die Novelle „Mädchenleben" von Freifräulein von Harthausen den zweiten Preis von fünfzehnhundert Mark. Die Dame hat sich nicht wieder dichterisch versucht; sie ging bald darauf in ein Kloster.

Das Urteil der Leser wird gewiß nicht anders lauten, als das Gutachten der drei Preisrichter. In der That ist das Erstlings- und einzige Werk der Nichte Annettens von Droste ein Beweis ganz hervorragenden Talentes. Eine echte Dichterin tritt uns entgegen, aber auch eine echte Künstlerin. Wir haben es in ihrer Novelle nicht mit einem schüchternen Versuche, sondern mit einem ausgezeichneten dichterischen, wenn auch nicht ganz makellosen Kunstwerke zu thun. Nicht tastend und suchend, sondern mit ruhiger Sicherheit tritt die Dichterin auf. Und schon diese Sicherheit, dies ruhige Bewußtsein der eigenen Kraft nimmt den Leser gefangen. Er erkennt: dieser Geist weiß, was er kann, und er wird sein Können niemals überschätzen und demgemäß durch unnatürliche Übertreibung den Leser nicht beleidigen.

Eine kernige Natur, echt westfälische seelische Gesundheit spricht aus jeder Zeile. Annette von Drostes Geist lebt wieder auf und schwebt sichtbar über der ganzen reizenden Novelle. Da ist trotz aller Zartheit der Empfindung, trotz all' der gewaltigen seelischen Erschütterungen, trotz aller ergreifenden Scenen keine Spur von krankhafter Sentimentalität — da ist das echteste natürlichste Fühlen, der treueste Ausdruck des Lebens, wie es ist. Keine dämmernde Gefühlsseligkeit, kein nebelhaftes Wiegen in „unendlichen" Liebesschmerzen, kein wollüstiges Behagen an Herzensweh und Entsagungsqual — überall die unverfälschte Wirklichkeit. Und doch ist alles anmutend, so reizend, so übergossen von dem Schimmer dichterischen Sonnenglanzes, daß der Leser sich nicht trennen kann von dem herrlichen Gebilde.

Die Handlung allein kann solche Wirkungen nicht hervorbringen. Es sind nicht ungewöhnliche Ereignisse, nicht neue, nie dagewesene Vorkommnisse, nicht überraschende Verwicklungen — es ist das alte, schon oft gesungene und nie ausgesungene Lied von den Herzen, die sich suchten, lange suchten und viele Qual erdulden mußten, weil Verkennung und Mißtrauen eine unübersteiglich scheinende Schranke bildeten. Es ist das alte Lied von den Liebenden, die sterben mußten, ohne ihres Herzens Sehnsucht gestillt zu haben. Es ist das alte Lied — nicht einmal in einer neuen Tonart, aber es ist ein Lied, das ewig jung bleibt und nie zu oft gesungen werden kann, wie unsere Landsleute von heute noch singen gleich unsern Vorfahren vor tausend Jahren:

Et wasen twei Kunnigskinner, de hadden enander so leef,
Se kunden bisammen nich komen, dat Water was vel to deef.

Das Wasser ist es nun freilich nicht, was die beiden Königskinder trennt, sondern das eigene Herz und böse Zungen. Man höre nur.

Baron von Elmeringsen lebt mit seinem Sohn Raban und seinen Töchtern Mechtild, Erika und Hildegard frohe Tage auf Schloß Elmeringhausen, bei ihnen zu Besuch Graf Hartfels, der bald Mechtilds Herz gewonnen. Tante Friederike, die gerade auf dem Schlosse weilt, sieht mit mißgünstigen Augen das Glück der jungen Leute und reizt ihren Neffen, den Baron, gegen Hartfels auf. Dessen bedurfte es kaum, denn für den Baron ist es genug, daß Hartfels ohne Vermögen und Protestant ist, er fährt den Arglosen in barschester Weise an und weist ihm unverblümt die Thür. Solcher Aufforderung vermag Hartfels' Ehre nicht zu widerstehen, er reist sofort ab. Mechtild ist unglücklich, eine Gehirnentzündung wirft sie auf ein langwieriges Krankenlager. Die Tante sieht ohne Reue das Elend des jungen Mädchens, sie wirft sogar auf Erika, die ihr in heftigen Worten ihre Bosheit vorhält, ingrimmigen Haß.

Ein neues Unglück folgt bald. Raban bekommt einen Blutsturz und stirbt. Der alte Baron ist trostlos, ein Kind hat er gänzlich verloren, das andere ist in seinem innersten Wesen geknickt und beidemale muß er sich selbst die Schuld zuschreiben.

Nach langer Trauer gilt der erste Ausflug der Frau von Warkotten in Gerten, deren Söhne und Töchter Jugendgespielen der Kinder von Elmeringhausen sind. Hier lernt Erika einen jungen Mann kennen, von dem sie sich wechselweis mächtig angezogen und abgestoßen fühlt. Es ist Wilderich von Dorneck. Ihm dagegen kommt Erika anfangs ungemein unbedeutend vor, nach und nach muß er ihre geistige Kraft und die seelische Schönheit ihres Angesichtes bewundern. Dies Zusammentreffen bleibt vorläufig ohne Folgen. Wie aber staunt Erika, als sie nach einigen Wochen eben diesen Dorneck als den künftigen Herrn von Elmeringhausen, als den Sproß einer entfernteren Linie, an welche

Elmeringhausen bei dem Mangel männlicher Erben übergeht, sich vorstellen sieht! Es entwickelt sich zwischen Wilderich und den drei Mädchen ein höchst glückliches Verhältnis. Der alte Baron sieht es mit Vergnügen und wünscht nichts sehnlicher, als daß Wilderich eine seiner Töchter zur Gemahlin nehme. In seiner offenen Weise sagt er ihm das gerade heraus und findet schon bereiteten Boden für seine Worte. Wilderich erbittet acht Tage Bedenkzeit, diese aber genügen für Tante Friederike, um alles zu zerstören. Sie hat längst Wilderichs und Erikas Herz durchschaut; ihr Haß gegen Wilderich, von dessen Vater sie sich betrogen glaubt, treibt sie, die Liebenden zu trennen. Es gelingt ihr nur allzu gut: Wilderich lügt sie vor, Erika wolle Erich Warkotten heiraten, und Erika, Wilderich habe längst eine Braut zu Hause. Von Stund' an tritt zwischen beiden statt der bisherigen Herzlichkeit trennende Kälte ein. Es hält Wilderich nicht länger in Elmeringhausen, er verreist auf einige Tage, und als er zurückkehrt, erbittet er sich von dem alten Baron die Hand seiner Tochter Hildegard. Etwas verwundert, doch freudig, giebt der Baron sein Jawort und auch Hildegard, die noch halb kindische Hildegard, zögert nicht. Erika ist außer sich vor Schmerz. Erst bei den guten Nonnen in Marienthal findet sie die Ruhe ihres Herzens wieder. Sie lebt dort zufrieden und ruhig, bis eine plötzliche Krankheit ihres Vaters sie nach Hause ruft.

Auch Wilderich weilte fern von Elmeringhausen bei seiner Mutter. Hier trifft ihn ein liebevoller Brief Hildegards, worin sie ihn bittet, ihr ihr Wort zurückzugeben, weil sie ihn nicht genug liebe. Wilderich liest die Zeilen ohne Bedauern, er hatte ja Hildegard nicht geliebt. Gleichzeitig aber erhält er ein Telegramm, daß der alte Baron am Schlage gestorben. Er eilt sofort hin.

Auch Graf Hartfels eilt nach Elmeringhausen und denkt nun Mechtild heimführen zu können. Zu seinem Schmerze

macht aber Mechtild, die ihn mit hoher Freude empfängt, jetzt gegen ihre Verbindung denselben Einwand geltend wie ehemals ihr Vater: die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses. Hartfels will seinen Glauben nicht zum Opfer bringen, er reist wieder ab. Mechtild siecht noch einige Zeit hin, dann stirbt sie am Herzschlag. Die vereinsamten Schwestern Erika und Hildegard ziehen nach Münster.

Wilderich lebt sehr zurückgezogen auf Elmeringhausen. Eines Tages entdeckt er ein geheimes Fach in seinem Schreibtisch, er läßt es öffnen und findet zu seinem Erstaunen in demselben Blumen und Bleifederskizze von Erikas Porträt. Beides hatte Wilderich auf seinem Zimmer liegen lassen. Daß Erika diese kleinen Andenken so sorgfältig bewahrt, ist ihm ein Beweis der Liebe; er schreibt ihr sofort einen langen Brief, den er postfertig auf den Tisch legt. In diesem Augenblicke tritt Tante Friederike bei ihm ein. Nach einem kurzen Gespräche erspäht sie den Brief an Erika, schnell erbietet sie sich, ihn an Erika zu besorgen. Der Brief kam nie an seine Adresse; sie unterschlug ihn.

Vergebens wartet Wilderich auf Antwort. Nach einigen Tagen geht er selbst nach Gerten herüber, um Erika zu sehen. Sein Staunen und sein Unmut wird groß, als sie ihm begegnet wie immer. Gekränkt wirft er sich in seinen Wagen, Erika sieht es mit heimlichem Schmerz. Wilderichs Pferde gehen durch, er ist in höchster Gefahr, da wirft sich Erika den Pferden entgegen, hängt sich an die Zügel und läßt sich schleifen. Bald stehen die Pferde. Wilderich trägt die ohnmächtige Erika nach Gerten, und hier finden sich endlich die so lange sich suchenden Herzen. Gleichzeitig sendet Wilderichs Haushälterin das Couvert von Wilderichs Brief an Erika, das sie in Tante Friederikes Zimmer gefunden. So löst sich auch dieses Rätsel.

Das ist die ganze Handlung! Was sofort an ihr auffällt, ist der deus ex machina, der durchgehende Wagen. Es bedurfte wahrlich eines solchen unkünstlerischen Mittels nicht, die Verwicklung einer befriedigenden Lösung entgegen zu führen. Lag doch die Aufklärung so nahe, als die alte Wirtschafterin Wilderichs das Couvert des Briefes an Erika fand.

Weiter dürfte es auffallend erscheinen, daß Erika bei ihrem ersten Zusammentreffen mit Dorneck nicht weiß, daß er ein Verwandter ihres Hauses ist. Wissen doch gerade die Adeligen am besten, wie weit ihre familiären Beziehungen gehen und wer zu ihnen gerechnet werden kann. Man könnte einwerfen, die Damen hätten doch sicher einmal einen Blick in den Gothaer Almanach gethan, um sich von dem Umfange ihrer Verwandtschaft zu überzeugen, aber Erika behauptet Wilderich gegenüber, sie bekümmere sich um den „langweiligen Gothaer“ gar nicht. Dann bleibt aber immer noch die Unwahrscheinlichkeit bestehen, daß niemand aus dem Warkottenschen Kreise und Wilderich selbst sie nicht auf die nahe Verwandtschaft aufmerksam gemacht haben sollte. Doch ist das nur eine Kleinigkeit, die dem Ganzen ebenso wenig Abbruch thut wie der Umstand, daß Erika bei Dornecks Verlobung mit Hildegard gar nicht mehr daran denkt, daß er ja nach Tante Friederikes Aussage schon zu Hause eine Braut haben soll.

Bedenklicher erscheint die Stellung der Tante Friederike als böser Dämon in der Novelle. Es macht niemals einen guten Eindruck, wenn ein schlechter Charakter in einem dichterischen Werke die Quelle der Verwicklung sein muß; echt dichterisch ist nur der Konflikt, der sich aus den Verirrungen der handelnden Personen selbst ergiebt.

Und schließlich muß noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß die eigentliche Handlung doch erst mit Seite 66

mit dem siebenten Kapitel, d. h. nach Rabans Tode beginnt. Unbestreitbar sind Wilderich und Erika die Hauptpersonen der Novelle, ihr Schicksal interessiert am meisten, sie stehen immer im Vordergrund. Gut, dann nimmt aber die Episode Mechtild und Hartfels einen unberechtigten Raum ein, sie stört die Symmetrie des Ganzen. Mag eine Episode noch so schön sein — sie muß sich bescheiden neben der Haupthandlung halten und sich nicht in den Vordergrund drängen.

Schwerlich werden diese wenigen Mängel irgend einem Leser den Genuß verkümmern, sie fallen nur dem auf, der mit aufmerksamem Auge dem Gange der Handlung folgt. Und auch der wird leicht der kleinen Mängel vergessen, er wird mit freudiger Bewunderung anerkennen, wie meisterhaft die Dichterin darzustellen versteht, wie sehr sie die Kunst der Schilderung sich zu eigen gemacht, wie fein sie die Wirkung dieser oder jener plastischen Andeutung zu berechnen versteht. Wo andere Erzähler lange gefühllose Schilderungen geben würden, begnügt sie sich mit wenigen, aber kräftig bezeichnenden Worten.

Prunklos, mit holder Einfachheit erzählt sie die Bewegungen der Seele, und wie lebendig steht doch alles vor den Augen des Lesers! Man fühlt mit, man dichtet gleichsam mit, und das zu erreichen soll ja eine der Aufgaben des erzählenden Dichters sein. Er soll der Phantasie des Lesers einen weiten Spielraum lassen, soll dessen Seele beim Lesen in dieselben Schwingungen versetzen, in denen die seinige beim Dichten erzitterte.

Gleiches Lob muß allen anderen Schilderungen gespendet werden; den wenigen Naturschilderungen und der Darstellung der Lokalitäten. Den Schauplatz der Handlung, Schloß Elmeringhausen, zeichnet sie mit wenigen Strichen; den geliebten westfälischen Wäldern, dem lieblichen Weserthal widmet sie warme, tiefempfundene Worte: aber es sind eben nur

kurze Worte, nicht langatmige und ermüdende Schilderungen. Überall zeigt sich das Streben nach weiser Beschränkung, das nicht dem grübelnden berechnenden Verstande, sondern angeborener Künstlernatur entspringt.

Dieselbe Beobachtung machen wir bei den Charakteren. Unstreitig ist die Zeichnung der Charaktere die Stärke unserer Dichterin. Jede Person ist ausgerundet; sie wendet uns nicht eine Seite ihres Wesens zu, sondern das Vollbild. Selbst jene Personen, die nur vorübergehend auftreten, stehen mit plastischer Anschaulichkeit vor unserm Geistesauge. Ich erinnere nur an Lisbeth und die treffliche Frau Kniep, die, obgleich wir nur wenige Minuten bei ihnen verweilen, doch wie greifbar vor uns stehen. Aus tausend kleinen Zügen, die die Dichterin freigebig, aber behutsam über das ganze Werk ausstreut, setzt sich unsere Phantasie das Vollbild unwillkürlich zusammen.

Eine der lieblichsten Figuren, wenn nicht die lieblichste, ist die kleine, mit unverkennbarer Liebe gezeichnete Hildegard.

Hildegard ist ganz Kind, aber ein Kind, das häufig ganz reife Gedanken zu äußern vermag, immer aber harmlos fröhlich ist. Zuerst führt sie uns die Dichterin vor, wie sie zu Tante Friederikens Füßen sitzt und ihre Lachlust nicht zu bezähmen vermag beim Anblick der wackelnden Locken der Tante. Dann neckt sie sich mit Hartfels herum, springt hierhin und dorthin, vermag nicht eine halbe Stunde ruhig auf einem Platze zu bleiben. Bewegung, Heiterkeit, das ist ihr Leben.

Wie harmlos sie ist, geht besonders hervor aus den Äußerungen, die sie über den künftigen Stammhalter von Elmeringhausen macht, ehe sie ihn gesehen hat. „Ich bin überzeugt, er ist ein abscheulicher alter grauer Brummbär, der uns alle erschrecken und grob behandeln wird.“ Und als die Schwester nach dem Grunde dieser ihrer Meinung

fragt, sagt sie einfach: „O es ist ganz sicher, er wird sein wie alle Erbschleicher in Büchern, oder wie der böse Mann im Märchen.“ Als der Erbe aber selbst kommt und sie einen alten Bekannten in ihm erkennt, klatscht sie in die Hände vor Freude. Sie träumt von neuen großartigen Vergnügungen, bei denen Wilderich und sie natürlich eine große Rolle spielen würden. Aber man denke, welch' ein Elend, da setzt sich der Wilderich hin und liest stundenlang aus Goethes Torquato Tasso vor! „Die Geschichte ist ja ganz schön“, aber eigentlich hält sie Coopers Lederstrumpf für viel interessanter, und sie muß sich alle Mühe geben, ein leichtes Gähnen zu unterdrücken, das sich immer und immer wieder einstellt.

Selbst ihre Verlobung mit Wilderich vermag nicht, sie aus ihrem unbefangenen Frohsinn zu ernsterer Auffassung des Lebens aufzuschrecken. Sie meint: „Ich habe Sie recht gern, und wenn Sie es nun einmal so wollen, und wenn Papa nichts dagegen hat, so“ — genug, Hildegard wird Wilderichs Braut, aber sie weiß sich gar nicht in die neue Rolle zu schicken, mag den Ernst des Lebens nicht begreifen und auf sich nehmen. Mit Wilderich, meint sie, habe sie sich in acht Tagen längst ausgesprochen, und vernünftige Gespräche zu führen, habe sie überhaupt keine Anlage. Ganz unglücklich aber wird sie, als sie bemerkt, daß Wilderich beim Walzer zu große Schritte macht und sie zu klein für ihn ist. „Es ist zum Weinen!“ sagt sie. Sie ist unglücklich, daß die andern Herren der Meinung zu sein scheinen, sie müsse immer mit Wilderich tanzen. Trotzdem bemerkt sie mit scharfem Auge, daß Wilderich sie nicht mit rechter Liebe liebt, und offenherzig wie sie ist, legt sie ihrem Verlobten die Lage dar. Sie bittet ihn, ihr nicht zu zürnen und die „Geschichte“ mit dem Vater „in Ordnung“ zu bringen. Höchst komisch schließt sie den Brief:

„P. S. Denke Dir, eins der Ponies ist gestern gestürzt und lahmt sehr; ich fürchte, es wird nie wieder gut.“

Sie bleibt Wilderichs gute Freundin, hat sogar nicht das mindeste dagegen, daß er nach ihres Vaters Bestimmung ihr Vormund wird. Darin findet sie nichts Bedenkliches. Nach einiger Zeit lernt aber auch sie der Liebe Freud' und Leid und wird Alfred Warkottens lustige kleine Frau.

Man findet in Besprechungen dichterischer Erzeugnisse so häufig das Adjektiv „duftig“ und es wird mit dieser ausdrucksvollen Bezeichnung großer Mißbrauch getrieben. Und doch kann man sich nicht enthalten, sie auf Hildegard anzuwenden. Es ist in der That ein duftiger Mädchencharakter, voll Poesie und Liebreiz. Gegen ihn treten in wirkungsvollen Gegensatz Erika und Mechtild, deren Liebe nur durch Pein und Gram belohnt wird. Erika ist eine Figur voll stiller Größe. Sie blendet nicht, aber sie fesselt dauernd. Mit warmem Interesse folgen wir dem meisterhaft dargestellten Entwicklungsgange ihrer Liebe zu Wilderich. Gleich bei ihrem ersten Zusammentreffen mit Wilderich fühlt sie sich von dem stolzen und energievollen Ausdruck seines Gesichtes, das so gleichgültig auf sie herabblickte, merkwürdig abgestoßen und zugleich interessiert.

Am Tisch kümmert sich Erika dem Anschein nach wenig um ihren Nachbar; als jedoch das Gespräch auf kirchenpolitische Gegenstände gelenkt wird, und Wilderich Ansichten äußert, die den ihrigen entgegen stehen, mischt auch sie sich in die Rede und verficht mit warmem Eifer ihre abweichende Meinung. Wilderich betrachtet sie mit einem moquanten Lächeln und meint, es sei schade, daß sie sich nicht ins Centrum wählen lassen könne. Der Spott trifft Erika tief, sie ärgert sich, daß sie sich überhaupt mit ihm in ein Gespräch eingelassen. Und als Dorneck sie später aufsucht, um sie wegen seines Benehmens um Verzeihung zu bitten, ant-

wortet sie ihm kalt und abwehrend, sie ist ihm tief böse und kann ihre Gedanken doch nicht abwenden von ihm. Als sie am andern Tage heimlich sieht, wie er ein vor seinem Hund erschrecktes Kind in seine Arme nimmt und zart liebkost, wird sie von den widerstreitendsten Gefühlen bewegt. Da erblickt er sie, mit einem Sprunge ist er an ihrer Seite, es folgt ein lustiges Wortgefecht zwischen beiden. Abends möchte sie gern nicht in seiner Gesellschaft nach Hause fahren — aber, o Schrecken, Vetter Erich bleibt zurück und überläßt es Wilderich, den Kutscher zu spielen. Da sitzt sie denn an seiner Seite. Aber wie sie ihn nun heimlich von der Seite betrachtet, muß sie sich doch sagen, daß er gut aussieht. Bald entwickelt sich zwischen beiden ein Gespräch, in welchem er sie offen fragt, ob er sie beleidigt:

„Ja", sagt sie leidenschaftlich, „Sie thun es fortwährend und nun haben Sie auch Ihr Ziel erreicht. Sie haben mich gezwungen zu sagen, was ich verschweigen wollte; und das nur zu dem Zwecke, um über mich zu triumphieren, mich zu verhöhnen."

Und so fährt sie fort. Anstatt aber durch diesen Erguß sich beruhigt zu fühlen, kommt sie sich im Gegenteil, seiner Ruhe und Gelassenheit gegenüber, unendlich klein und niedrig vor, und sie fühlt sich innerlich beschämt. Noch mehr wird sie es, als sie die Kraft und Entschlossenheit sieht, mit welcher er der wild gewordenen Pferde Herr wird. Sie gewinnt „die Überzeugung, daß dieser Mann alles, was im Bereiche menschlichen Wollens, menschlicher Energie liege, zu erreichen vermöge." Jetzt bewundert sie ihn und fürchtet ihn.

Wochen vergehen, da tritt ihr Wilderich als künftiger Erbe von Elmeringhausen entgegen. Jetzt aber naht sie ihm weit sympathischer, sie findet vielfache Berührungspunkte mit seinen Ansichten, allmählich keimt die Liebe in ihrem Herzen auf. Da kommt der böse Nachtfrost, die üblen Nachreden der Tante, und stören die Triebkraft der jungen Pflanze.

Wie von Sinnen, aber hoch aufgerichtet und stolz, geht sie ihrem Zimmer zu und dort bricht sie lautlos zusammen.

„Im ersten Augenblicke ist das kühne leidenschaftliche Mädchen wie vernichtet. Wie ein Wurm, der sich im Staube krümmt, liegt sie auf den Knieen in ihrem Gemach, ohne Seufzer, ohne Thränen, ohne Klage. Stumm und lautlos ringt sie die Hände."

Und vor ihren Augen schwebt die ganze Schmach! Er hatte eine Braut und naht sich ihr mit liebevollem Werben!

„Zornig springt sie auf und ballt die Hände! Alles Lug und Trug! . . . . O wie sie ihn haßt! Wie richtig ist ihr erstes Urteil gewesen: er ist ein harter, kalter, treuloser Mensch!"

Bald aber gewinnt ihr Stolz die Oberhand, sie will ihm zeigen, daß sie sich von ihm nicht niederwerfen läßt. Anderen Tages geht sie gegen seine Bitten nach Gerten herüber. Als sie zurückkommt, ist Wilderich abgereist. Mechanisch geht sie auf sein Zimmer hinauf, dort findet sie ihre Blumen und ihr Porträt zerrissen am Boden. „Als sie das sieht, ist es vorbei mit ihrer Selbstbeherrschung." Sie fühlt sich schuldig, sie hat ihn beleidigt, unsäglich beleidigt, und er ist geschieden in gerechtem Zorn! Mit Sehnsucht wartet sie auf seine Rückkehr, und als er endlich wieder da ist, hört sie aus ihrem zufällig gewählten Verstecke, daß er um Hildegards Hand anhält. Eine prächtige Scene folgt, aber ich muß darauf verzichten, die weitere Entwicklung nachzumalen. Das muß man selbst lesen mit den eigensten Worten, in der lebenswarmen Darstellung der Dichterin. Möge obiges genügen zu zeigen, wie sehr die Dichterin der psychologischen Entwicklung Meister ist.

Nicht ganz gelungen erscheint der alte Baron von Elmeringhausen. Der Charakter ist ja gut angelegt, ohne Zweifel, aber an zwei Stellen scheint er mir doch die Grenzen des Natürlichen zu überschreiten. Als Hartfels um die Hand Mechtilds anhält, sagt ihm der Vater die unentschuldbare Grobheit ins Gesicht: „Sie spekulieren wohl auf eine reiche

Mitgift?“ Das sagt der Baron einem Manne ins Gesicht, den er nur als Ehrenmann kennt, den er in dem wochenlangen Aufenthalte auf Elmeringhausen nur achten gelernt hat? Da sind einige Zweifel doch wohl erlaubt. Jedenfalls war es nicht nötig, daß die Dichterin der Abweisung des Vaters einen so verletzenden Ausdruck gab. Weiter ist es etwas stark, wenn der Baron seinen tanzmüden Sohn Raban mit den Worten anfährt: „Tröste mich Gott, daß ich keinen anderen Sohn habe!“ Die Veranlassung ist doch gar zu geringfügig für eine solche empörende Äußerung.

Gar nicht gefallen will mir endlich die Tante. Sie kommt mir zu übertrieben boshaft vor. Für ihr schändliches Handeln gegen Erika und Wilderich glaubt die Dichterin die Motive gebührend geliefert zu haben — wie aber steht es mit ihrem Verfahren gegen Mechtild? Welche Motive kann sie haben, auch dieser Glück zerstören zu wollen? Wir suchen vergebens, denn daß Hartfels protestantisch, würde *dieser* Tante keine Bedenken verursacht haben. Bleibt nur übrig die reine Bosheit. Hätte die Dichterin Friederike nur einmal glückstörend eingreifen lassen — Mechtild und Hartfels wären ja auch ohne ihr Zuthun getrennt worden — so würde der Charakter viel von seiner Häßlichkeit verloren haben und er uns menschlich näher gerückt sein. So verbindet sich der Zweifel an der Existenz solcher Bosheit mit der Überzeugung, daß die Dichtkunst solche absolut schlechte Charaktere nicht darstellen soll.

6.

Georg Freiherr von Dyherrn. J. B. Diel. Amara George-Kaufmann. Jutha Berthen. L. von Erlburg. E. Leonhart. A. Joachim. Wilhelm Koch. Karl Theodor Zingeler. Alphons Maria Steinle. Ida Gräfin von Holnstein. Theodor Berthold. Franz Alfred Muth. Antonie Jüngst. Therese Messerer.

Georg Freiherr von Dyherrn, der ausgezeichnete lyrische Dichter, den das unerforschliche Geschick unserer Litteratur so früh entriß, den man mit Fug und Recht den katholischen Wilhelm Hauff nennen könnte, hat auch als Erzähler uns Erzeugnisse hinterlassen, welche sich hoch über das Durchschnittsmaß erheben und überall den echten Dichter erkennen lassen. Dyherrn starb im Alter von erst 30 Jahren. Geboren am 1. Januar 1848 zu Glogau von protestantischen Eltern, widmete er sich nach Absolvierung des Gymnasiums dem Studium der Theologie, dann der Rechte und endlich, da seine schwache Gesundheit weiteres Studium verbot, der Landwirtschaft. Im Jahre 1875 trat er im Oberammergau zur katholischen Kirche über. Drei Jahre später fiel er der Schwindsucht zum Opfer.

Ein langer Aufenthalt in den bayerischen Alpen zeitigte die schönsten seiner Erzählungen, die „Hochlands-Novellen“, in welchen sein Talent auf das glänzendste hervor-

tritt. Ein wenig umfangreicher Band ist es, aber es steckt in ihm mehr Poesie, als in manchem dickleibigen Romane. Alles: Schauplatz, Begebenheiten und Personen sind umweht vom Dufte reiner Poesie. Um uns her die großartigste Naturscenerie: die Alpen mit ihren abgrundtiefen, grünschimmernden Seeen, mit ihren blitzenden Gletschern, ihren unwegsamen Höhen, welche die ganze Energie des Menschen herausfordern, mit ihren grandiosen Naturerscheinungen, so recht der Ort für romantische Begebenheiten. In glühender Farbenpracht schildert der Dichter das Ringen und Weben der Alpennatur, und er schildert, wie der echte Künstler schildern muß: nicht so, als sei die landschaftliche Malerei Hauptaufgabe der Novelle, sondern mit weiser Mäßigung und in plastischer Kürze, fast lapidarisch. Poetisch, wie die Natur, sind die Menschen. Stark und mächtig wie die heimatlichen Berge ist ihr Körper, und gewaltig und gewaltsam wie die Natur äußern sich ihre Leidenschaften. Was ihnen im Wege steht, räumen sie hinweg, rücksichtslos, wie der geschwollene Bergstrom die aufgebauten Dämme. Aber im Grunde sind sie einfache, goldtreue Seelen, die schier ein Kind mit sanften Worten lenken könnte. Naturmenschen sind es, die nicht verstehen, gleich gesellschaftlich Gebildeten ihre Empfindungen zu verheimlichen oder ihnen einen andern als den wahren Ausdruck zu leihen. Sie zu schildern in ihrem Leben und Arbeiten, Lieben und Hassen, in den ernstesten Seelenkonflikten, ist Dyherrns Stärke. Er hat hier Charaktere geschaffen, anziehend durch ihre innere Wahrheit, plastisch in der Darstellung. Der Nazi, der Toni, die Stasi, die Mirka, Kathi, Cenzi — sind Gestalten, die so leicht nicht wieder unserm Gedächtnisse entschwinden. Die reichste Galerie in dieser Beziehung hat „Auf der Schwaige“ aufzuweisen. Da ist der Nazi, der am schwindelnden Abgrund mit süßen Worten und wilden Drohungen um die schöne Crescenz freit;

der kühne Toni, das bessere Ebenbild seines Vaters, aber ihm gleich an leidenschaftlicher Wildheit; da ist Cenzi, die Leben und Licht verbreitet, wo immer sie ihre stille Thätigkeit entfaltet; da sind der Förster und die Försterin von Planegg, die uns ins Herz hineinwachsen. — Ein dämonischer Zauber webt um die Gestalten in „Am Alpsee“. Auf der einen Seite die wildkühnen zigeunerhaften Fischer, die braune Mirka, der racheglühende, gespenstische Lasso mit seinem giftigen Gewürm, die alte wahnsinnige Cilli — auf der andern das liebliche Alpenkind Kathi, der heißblütige Sohn der Pußta Swantowit, und die reizende Lenka — alles ist hier ungewöhnlich und hinreißend. Dazu Begebenheiten, das eine Mal einfach, als könnten sie auch bei uns geschehen, und doch so packender Natur; das andre Mal so eigentümlich, als wären sie im Flachlande unmöglich. Aber alles hat für sich die innere Wahrheit; der Leser fühlt heraus: es ist so und kann nimmer anders sein. Ebenso steht es mit der Darstellung des Seelenlebens: auch da packt uns der hinreißende Zauber, und gern lassen wir uns von ihm gefangen nehmen.

Den „Hochlands-Novellen“ ließ Dyherrn unter dem Titel: „Höhen und Tiefen“ eine zweibändige Sammlung von Salon-Novellen folgen. Aber sollte man es glauben? Der Dichter strauchelte auf dem glatten Parquett, auf welchem er doch von frühester Jugend an zu wandeln gewöhnt war. Er liebt Menschen, die in voller Natürlichkeit ihren Gefühlen folgen, unbekümmert um etwa entstehende üble Folgen. Die Salonfiguren sind ihm zu kalt, sie verstehen es zu sehr, ihre Gefühle zu verbergen, zeigen zu oft übertünchte Seelenruhe. Doch sind einige der Novellen prächtig erzählt und von großem Reiz. In „Die Schloßfrau vom Ulmenhof“ handelt es sich um Unterschiebung eines falschen Kindes; dies oft gebrauchte Motiv ist insofern in neuer Weise verwendet,

als sich an den Umtausch weitere civilrechtliche Folgen nicht knüpfen, wohl aber starke seelische Erschütterungen. Die Personen erscheinen in ausgezeichneter Gruppierung; hier die stolze, den Glanz liebende, gefühllose junge Schloßfrau Heliane, dort die gemütstiefe, einfache, imponierende alte Fürstin; hier der schwankende Valerian, dort Swantowit, der gefestigte Mann. „Das Donauweibchen“ ist das beste Stück der Sammlung in Schilderung der Begebenheiten und Darstellung der Charaktere. Ede von Domanin und Errha Doliwa lieben sich; sie will ihm aber nicht eher die Hand reichen, bis er sich durch ein großes Werk – er ist Bildhauer — berühmt gemacht. Er arbeitet deshalb heimlich mit glühendem Eifer an einer symbolischen Darstellung der Donau, dem Donauweibchen, und nimmt seine Braut, ohne daß sie es weiß, als Modell. Sein Werk wird mit einem Preise gekrönt; Errha aber erglüht vor Scham und Entrüstung, als sie in der herrlichen Statue sich selbst erkennt. Nur schwer versöhnt sie sich mit ihrem Geliebten. Der Vorwurf ist ein wenig gewagt, aber vorsichtig behandelt. Weniger bedeutend sind die Novellen „Die Grille“ und „Iris“, und „Dohlenau“ kann man geradezu als verfehlt bezeichnen.

Fast ebenso jung und vielversprechend mußte der am 16. Nov. 1843 zu Bonn geborene Jesuitenpater J. B. Diel enden, dessen Gedichte und Novellen nach seinem Tode von P. W. Kreiten herausgegeben wurden. Diel wurde nur 33 Jahre alt und starb am 1. August 1876 in Toulouse. Im 19. Lebensjahre trat er in den Jesuitenorden ein. Als Deutschland den Orden verbannte, ging er zunächst nach England, dann nach Aix in der Provence, trotz zunehmender Kränklichkeit eifrig den Studien und der dichterischen Produktion obliegend. Der Tod ereilte ihn plötzlich, als er sich auf der Rückreise von Lourdes in einem Gasthofe aufhielt.

Diels Novellen zeigen dieselbe kindlich fromme Gesinnung, dieselbe innige Liebe zur Natur, dasselbe Einleben in die Stimmungen des menschlichen Herzens wie die ebenfalls von Kreiten herausgegebenen Gedichte. Zwar ist der Kreis, in welchem sich die Handlung bewegt, ein eng umschriebener, der Inhalt meist von hoher Einfachheit, die Darstellung absichtlich schmucklos; und doch wecken sie unsere lebhafte Teilnahme. Der echte Dichter zeigt sich ja gerade darin, daß er nicht durch den Stoff allein wirkt; der echte Dichter vermag den einfachsten Vorwurf reizend zu gestalten; er umkleidet ihn mit jenem bestrickenden Zauber, den niemand zu erklären, dessen Einfluß sich der fühlende Leser nicht zu entziehen vermag. Was würde einer der zeitgenössischen Romanfabrikanten aus Stoffen gemacht haben, wie sie den Novellen „Musikantenleben“ und „Regentropfen“ zu Grunde liegen? Entweder hätte er sie als ungeeignet verworfen, oder sie mit aufregenden Ereignissen durchmischt. Diel aber schafft aus ihnen echt dichterische Bilder menschlichen Irrens und Fühlens, von denen das erste, „Musikantenleben“, fast an Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts“ erinnert. Florian, ein armer, geigenspielender Dorfknabe, gerät in eine Schauspielergesellschaft, die der Dichter humorvoll schildert. Jede Person ist streng individuell gehalten, Licht und Schatten sind wirkungsvoll verteilt, auch die Nachtseiten des Schauspielerlebens sind in Mina zart angedeutet. Später kommt Florian zu einem Musikmeister nach Prag, der ihn tüchtig ausbildet. In der Hauptstadt Böhmens hat Florian manche Versuchung auszustehen; er überwindet sie, überwindet auch seine Liebe zu der Tochter des Musikmeisters und stirbt in Rom. Höchst einfach, nicht wahr? Nun, es ist eben eine jener Erzählungen, deren Reiz man trotz des innigsten Einlebens nicht zu zerlegen vermag. Noch besser ist die Erzählung „Regentropfen“, für welche der Dichter

die eine vollständige Entfaltung des Seelenlebens ermöglichende, aber schwierige Form des Tagebuches gewählt hat. Sie behandelt das Wiedersehen und die Versöhnung zweier lang getrennter Geschwister und verschafft uns rührende Einblicke in das menschliche Herz. Die Begebenheiten sind in dieser Novelle verschlungener als in den anderen und greifen glücklich in einander. Weniger gefallen haben mir die drei weiteren Novellen aus dem Leben: „Der Zigeunerknabe", „Köhlers Töchterlein" und „Johannes Jodocus". Mir scheint, daß der Dichter den Zigeunerknaben zu ideal gestaltet hat; es mußte etwas mehr Zigeunerhaftes an ihm hangen bleiben. In „Johannes Jodocus" ist der Humor etwas gezwungen, die Tagebuchblätter des Titelhelden und seine vielen Selbstgespräche erscheinen nicht ganz am Platze. „Köhlers Töchterlein" wirkt anziehend durch die Schilderungen des Waldlebens, nicht durch die Darstellung der Handlung. Außerdem enthält der Band noch zwei historische Novellen: „Aus den westfälischen Forsten" und „Der Steinmetz von Köln". Letztere, die auch in den bei Habbel in Amberg erschienenen „Hausfreunderzählungen" sich findet, ist zwar gut erzählt, leidet aber an Unwahrscheinlichkeiten.

Eine unserer besten Novellistinnen hätte Amara George-Kaufmann, die hochbegabte Gattin des Geschichtsforschers und Dichters Alexander Kaufmann, werden können, wenn sie diesem Gebiete größere Aufmerksamkeit hätte zuwenden wollen. Amara George wurde am 5. Dezember 1835 als Tochter des Bürgermeisters Binder in Nürnberg geboren. Durch die Bekanntschaft mit dem talentvollen aber phantastischen Dichter Daumer faßte sie schon früh Neigung zur Poesie sowie zur dichterischen Thätigkeit und dichtete in ihrem siebzehnten Lebensjahre den größten Teil der schwermütigen Lieder: „Blüten der Nacht", welche später erschienen. Im

Jahre 1857 vermählte sie sich mit Alexander Kaufmann und trat im folgenden Jahre zur katholischen Kirche über. Sie veröffentlichte im Jahre 1879 eine höchst fesselnde Erzählung, die leider bis heute ihre einzige größere Arbeit auf diesem Gebiete geblieben ist. Vielleicht hat der geringe äußere Erfolg die Verfasserin abgeschreckt, denn ihre Novelle: „Dissonanzen und Accorde" ist nur auf den Geschmack eines sehr fein gebildeten und empfindenden Publikums berechnet. Über der ganzen Dichtung ruht eine seltene Zartheit der Schilderung, eine tiefe Innigkeit des Gefühls und ein echter Seelenadel, Eigenschaften, die bei der großen Masse der Leser nicht das ausschlaggebende Moment bilden. Wenn, wie es hier der Fall ist, die ersten zwei Drittel des Inhalts eine sehr unbedeutende und sich obendrein langsam hinziehende Handlung aufweisen, so wird auch ohne das letzte Drittel bei den meisten Lesern das Schicksal der Novelle besiegelt sein.

Fürst Waldemar wird mit einem Herrn Gordon und dessen Tochter Melena bekannt, deren Schönheit und Bildung ihn anzieht. Sein Bruder Gregor schwärmt für beider Cousine Asta; aber noch steht die früher von ihm geliebte Baronin Wangenor ihm im Wege. Eine Gelegenheit, sich mit Asta auszusprechen, hat den unglücklichen Erfolg, daß beide sich mißverstehen. Jedes glaubt, von einem bezw. einer andern verdrängt zu sein. Das hält Asta nicht aus, sie reist zu ihrer Tante. Waldemar ist glücklicher; er verlobt sich mit Melena. Inzwischen macht die Baronin Wangenor Anstrengungen, Gregor wieder an sich zu fesseln; und in der Meinung, Melena sei ihre Rivalin, bereitet sie derselben in Gegenwart des Vaters derselben und Waldemars eine Scene. Dabei stellt sich heraus, daß *sie* die wegen Treulosigkeit verstoßene Gattin Gordons und Mutter Melenas ist. Gordons wahrer Stand und Name ist nämlich Baron Moreatty. Melena kann die Schmach ihrer Mutter, Gordon

den Anblick seiner Gemahlin nicht ertragen; beide fliehen an den Genfer See, Gordon mit den Spuren beginnenden Wahnsinns. Waldemar eilt ihnen nach und kommt zeitig genug, seine Braut, die ihr Vater in einem Anfalle von Wahnsinn mit in den See gezogen, zu retten. Gordon ertrinkt, und einige Tage später kommt die Nachricht, daß seine Gattin sich vergiftet. Selbstverständlich werden auch Gregor und Asta ein Paar. Zwischendurch spielt die Geschichte eines weiblichen Findlings, Wanda, deren Schicksal mit dem der Gordons zusammenhängt.

Für einen Umfang von dreihundert Seiten geschieht in der Erzählung offenbar sehr wenig, und Gespräche allein, und seien sie noch so geistreich, können uns den Mangel nicht ganz vergessen machen. Indessen hilft der mächtige Reiz, welchen die wahrhaft meisterliche Charakterzeichnung auszuüben imstande ist, uns über minder anziehende Teile der Novelle leicht hinweg. Asta ist eine so anmutige Mädchenfigur, wie sie von Romanschriftstellern nicht häufig geschaffen werden. Übermütig, voll sprudelnder Laune, natürlich in Rede und Handlung — dabei aber edelherzig und fromm mit jeder Faser ihres seltenen Wesens. In all' ihrer Lieblichkeit zeigt sie sich in jener reizenden Scene, welche sich in der alten Ruine abspielt, wo sie und Gregor ein Herzensexamen mit einander anstellen und doch nicht ins Klare kommen. Melena, die vielgeprüfte, ist ein Wesen anderer Art. Nicht wie Asta durch ihr bloßes Erscheinen die Herzen aller im Flug erobernd, fesselt sie durch ihre hohe Bildung und geistige Kraft die Bekannten desto tiefer. Eine ansprechende Figur ist auch die Prinzessin Euphrosyne, Astas Tante, welche mit rührender Sorgfalt darüber wacht, daß die kecke Sylphide Asta überall das Decorum wahrt und in ihrer Laune nicht über die Grenzen des Ceremoniells hinwegsetzt. Die weiteren Frauengestalten, die treffliche Ober-

försterin, die intriguante Wangenor, die wilde Wanda und deren Mutter, können wir wohl übergehen. Überall finden wir die Charaktere streng individualisiert und abgerundet. Ebenso ist es bei den Männern der Novelle, ein Lob, das man Schriftstellerinnen bekanntlich nicht immer spenden kann. Der hochgesinnte Waldemar ist eine Idealgestalt, die uns für diese Welt fast zu gut erscheinen will; sein Bruder Gregor besticht durch flottes, feuriges Wesen; Gordon, der menschenfeindliche Einsiedler, erweckt so sehr unsere Teilnahme, daß wir gern mehr von ihm erfahren möchten; endlich, last not least, kommt der einfache Schulkaplan Walter, der mit seiner durchdringenden Menschenkenntnis alle durchschaut und zu leiten weiß. Bei Walter zeigt sich namentlich die Darstellungskunst der Erzählerin. Leicht war es, und nach katholischer Weltanschauung sehr erklärlich, bei der Schilderung eines echten, für seinen Beruf begeisterten Priesters nach der guten Seite hin zu übertreiben; diese Klippe hat Frau Kaufmann glücklich vermieden, indem sie dem Geistlichen einzelne kleine und doch wichtige Züge andichtete, die ihn uns nahe bringen.

Unter dem Pseudonym Juta Berthen und auch unter eigenem Namen schreibt Augusta Johanna Freiin Groß von Trockau, welche am 2. Juni 1845 in Würzburg geboren wurde und noch dort lebt. Ihre Novellen treten in höchster Anspruchslosigkeit auf und haben zumeist eine nur sehr unbedeutende Handlung, sind aber erzählt mit einer Feinheit und Innigkeit des Gefühls, mit einer Frische und Anschaulichkeit, mit einer so vortrefflichen Charakterzeichnung, wie sie selten zu finden sind. In der Novelle: „Liebe und Leidenschaft“ werden im Leser die verschiedenartigsten Empfindungen angeregt: Freude und Zorn, Schmerz und Mitleid. Wir sehen ein Drama sich entwickeln, wie es oft genug hinter den Coulissen spielt: die Welt erfährt lange Zeit nichts davon, weiß nicht, daß da junge, heiß fühlende

Menschenherzen mit dem grimmigsten Leide ringen, bis plötzlich eine Explosion Zeugnis giebt von den inneren Kämpfen. Michael Detlev löst seine Verlobung mit Lene Brombach, um sich mit einer blendenden Schönheit, Gräfin Meta, zu verheiraten. Nach wenigen Jahren ist er unglücklich, seine Frau liebelt offen mit einem andern. Er denkt an Scheidung, als der plötzliche Tod seiner Gattin das unselige Verhältnis löst. Er kehrt nun zu Lena zurück, die ihn nicht vergessen, und vermählt sich mit ihr. Der Leser wird kaum darauf achten, daß die Begebenheiten so wenig verwickelt sind: die Charaktere fesseln ihn in vollem Maße. Lena ist die am besten gezeichnete Figur. Sie blendet nicht, aber sie fesselt dauernd und stark. Ihre Seelenkämpfe erfüllen uns mit innigstem Mitgefühl. Michael und Meta können nicht so sehr anziehen, weil ihre Handlungsweise unsern Beifall nicht gewinnt. Trotzdem aber sind wir der Dichterin alle Anerkennung schuldig; denn sie hat mit Meisterhand die Entwicklung vorbereitet und zu Ende geführt.

Ebenso einfach in der Handlung und auf einen eng umschriebenen Schauplatz verwiesen ist „Tante Lisbeth", aber innerhalb dieser Grenzen finden wir einen Schatz von Poesie.

In „Des Sohnes Sühne" hat die Verfasserin sich einen sehr heiklen und schwierigen Vorwurf zur dichterischen Behandlung ausersehen. Ein junger Mann, der Verbindung seiner Mutter mit einem entarteten Priester entsprossen, widmet sich, nachdem jene ihm das entsetzliche Geheimniß enthüllt, zur Sühne des Verbrechens dem geistlichen Stande und — kommt später in die Lage, seinem Vater die Beichte abzuhören! So hoch die Novelle der Freiin von Trockau in künstlerischer Beziehung auch steht, so zart sie den gewagten Gegenstand behandelt hat, so kann man doch des Inhalts wegen nur bedauern, daß sie geschrieben ist. Der priesterliche Stand steht uns denn doch zu hoch, um in

solcher Weise dichterisch verwendet zu werden. Ist einmal solch' ein Gottesraub geschehen, wie die Verfasserin erzählt — sie sagt ja: „Aus dem Leben" — so ist es unsere Pflicht, ihn mit einem ewigen Schleier zu verdecken, selbst wenn man zugesteht, daß gerade solche Konflikte sehr geeignet sind, einen begabten Dichter zu reizen.

Unter dem Namen L. von Erlburg schrieb Marie von Schwarzenau, die Tochter eines protestantischen Offiziers. Sie wurde 1815 geboren und trat 1852 zu Mannheim zur katholischen Kirche über. Von 1871 an lebte sie in Speyer, wo sie 1880 starb.

Die Verfasserin besaß eine ausgezeichnete Kenntnis des äußeren Lebens in den höheren Kreisen der Gesellschaft. Wohnung, Kostüm und Gebaren der oberen Zehntausend wußte sie anschaulich und immer anziehend darzustellen. Der echt religiöse Geist, welcher alle ihre Schöpfungen durchweht, macht sie zu einer sehr empfehlenswerten Lektüre für die weibliche Jugend. Dagegen wußte die Erzählerin in die Tiefen des menschlichen Herzens nur selten hinab zu steigen und verstand es nicht immer, dem Entwicklungsgang der Leidenschaften nachzugehen. In manchen Novellen machte sie offenbar Mißgriffe. Als die besten unter ihren zahlreichen Erzählungen dürften zu bezeichnen sein: „Verschlungene Pfade", „Die Stieftochter" — eine ergreifende Geschichte mit gut gezeichneten Charakteren — und „Ein Duell", in welcher die Handlung indessen mangelhaft aufgebaut ist.

E. Leonhart, ebenfalls eine Dame, schrieb nur einen Band Novellen, „Von Rhein und Mosel" betitelt; dieser eine Band sichert ihr indessen einen Ehrenplatz in der neueren novellistischen Litteratur. Sie ist eine hochbegabte Erzählerin. Vor allem ist an ihr zu rühmen eine ungemeine Zartheit des Gefühls, die aber nie in sentimentale Weichheit übergeht. Der Leser fühlt sich mit wahrer Wonne in einer Umgebung,

wie nur die sanfte Hand einer Frau sie zu schaffen vermag: unter Menschen, die Verständnis haben für die leiseste Regung eines edlen Herzens. Es sind zwar nicht große Ereignisse, die wir erleben; neue Verwicklungen und Konflikte werden uns durchaus nicht vorgeführt; ja, die Entwicklung in den vier Erzählungen des hübschen Bandes ist sogar fast immer die nämliche und läßt auf eine sehr geringe Erfindungsgabe schließen; — aber, wie uns an geliebten Personen auch das kleinste Ereignis zu weittragender Bedeutung heranwächst, so folgen wir auch hier mit stetem Interesse der einfachen Handlung. Denn die Personen allein sind es, die uns gefangen nehmen. Wir zittern für ihr Wohlergehen und ihren Seelenfrieden, und wir möchten am liebsten die Erzählung recht bald beendet sehen, um sicher zu sein, daß ihnen nichts Übles mehr widerfährt. Es sind liebe, edle Gestalten, anmutige Mädchen und würdige Matronen, gediegene Männer und wohlwollende Greise. Erstere sind es meist, um deren Schicksal die Handlung sich dreht. Viermal werden wir mit einem jungen Mädchen bekannt gemacht, das einem gereiften, älteren Manne Herz und Hand schenkt. Leise keimt die Liebe in dem jungen Herzen auf, und auf der andern Seite regen sich dieselben Gefühle; aber keins von beiden ahnt, was in der andern vorgeht. Nicht Ereignisse und Verhältnisse sind es, die das Geständnis zurückhalten, sondern Mißdeutung des andern. Endlich aber wird der Schleier gelüftet, und die Sonne überstrahlt zwei glückliche Herzen. So ist es in „Gertrud“, in „Onkel Richard“, in „Die beiden Brüder“, in „Ein Myrtenzweig“; stets derselbe Vorgang, nur an anderen Personen illustriert. Welcher von den vier Novellen der Preis zuzuerkennen sei, ist schwer zu entscheiden. Glaubte ich ihn schon der dritten, „Die beiden Brüder“, zuerteilen zu müssen, und las ich dann noch einmal die zweite, „Onkel Richard“,

so wurde ich wieder schwankend gemacht. Und so wird es vielen Lesern und namentlich Leserinnen gehen. Leider hat die Verfasserin nicht wieder zur Feder gegriffen; ihr Schaffensdrang scheint erloschen zu sein, sehr zum Nachteil unserer erzählenden Litteratur.

Ein gleiches Bedauern haben wir auszusprechen, wenn wir einer anderen Dame, A. Joachim (Pseudonym für Emilie Knackfuß, Tochter des verstorbenen General-Majors Knackfuß), gedenken, welche, nachdem sie die Erzählungen: „Die Pflegetochter“, „Vater und Tochter“ und „Gestürzte Götzen“ der Öffentlichkeit übergeben hatte, den Musen Lebewohl sagte. Wir können sie freilich mit E. Leonhart nicht auf eine Stufe stellen, indessen erzählt sie frisch und anschaulich und zeigt sich tadellos in der Charakterzeichnung. Von besonderem Reize sind ihre Naturschilderungen. Die ganze Darstellung giebt Zeugnis von einer feinen und ausgebreiteten Bildung.

Wilhelm Koch, dessen Bedeutung nicht minder in seiner umfangreichen journalistischen Thätigkeit liegt, wurde am 30. Juli 1845 zu Köln am Rhein geboren und widmete sich, nachdem er seine Studien am Gymnasium beendet, dem Postdienst. Nach neun Jahren ging er indessen zum Journalismus über und machte sich, nachdem er kurze Zeit in Speyer und Trier als Redacteur gewirkt, selbständig. Jetzt lebt er in einer Villa an der Kölner Flora.

Die in der Sammlung: „Novellenkranz“ enthaltenen Erzählungen verdienen, obgleich sie nicht alle von gleichem Wert sind, bis auf eine alle Anerkennung. Sie geben Zeugnis von einer fruchtbaren Erfindungsgabe und einem achtbaren Kombinationstalent. So ist z. B. die vierte Erzählung: „Wer?“ das Muster einer Kriminalnovelle besseren Schlages. Die Handlung ist so geschickt ersonnen und durch gewandt eingefügte Nebenumstände so kunstreich

verschlungen, daß ein erfahrener Untersuchungsrichter wohl nur selten von einem gleichen Falle erzählen könnte. Im Inhalt herrscht eine große Mannigfaltigkeit. Zwei Erzählungen: „Schwere Zeiten“ und „Eine Braut“ sind geschichtlich; mehrere andere spielen ins Kriminalistische über; zwei weitere sind dem politischen und socialen Leben der Gegenwart entnommen. Die Darstellung ist überall zwar einfach, aber kräftig und eindringlich. Auf den moralischen Eindruck wird überall hingearbeitet, doch so, daß die Absicht nicht zudringlich in den Vordergrund tritt. Die besten Erzählungen des Bandes sind unstreitig die historischen, und aus ihnen ragt: „Eine Braut“, in Speyer zur Zeit Ludwigs XIV. spielend, am meisten hervor. Sehr wenig ansprechend ist dagegen die entsetzensvolle Novelle: „Cölestine“.

Der neuesten Geschichte entnommen ist die einige Jahre nach dem „Novellenkranz“ erschienene Erzählung „Valescra“ (1880), welche in Rußland spielt. Die Begebenheiten halten uns in beständiger Spannung, die Charaktere befriedigen jedoch wenig. In neuester Zeit hat sich Koch einen besonderen Ruf erworben durch seine in Kölner Mundart erzählten „Kölnischen Scheldereien“, die von Kritikern wie Franz Hülskamp ausgezeichnete Besprechungen erfahren haben.

Karl Theodor Zingeler wurde am 7. Juni 1845 zu Bonn geboren. Erst mit neunzehn Jahren konnte er die Gymnasialstudien beginnen. Später studierte er Mathematik, Naturwissenschaften und neuere Sprachen. Von 1871—75 leitete er die Erziehung der Prinzen von Hohenzollern und wurde dann Assessor an dem fürstlich hohenzollernschen Archiv in Sigmaringen. Einige Jahre später wurde ihm der Titel eines Hofrats verliehen.

Zingeler erfreute die Leserwelt, nachdem er einen „Aus altem Geschlecht“ betitelten Roman mit manchen Mängeln in der Charakterzeichnung veröffentlicht hatte, mit einigen

kleinen Novellen, welche ihm unsere Sympathie zu erwecken geeignet sind. Die Novellette: „Im Sarazenenturm" behandelt in anziehender Schilderung ein Reiseabenteuer an der Riviera di Ponente, an welches sich eine interessante Episode aus den Garibaldischen Feldzügen schließt. „Zigeuner-Rosel" ist sehr geschickt aufgebaut, und der Schluß ist ganz geeignet, den Leser in freudiger Weise zu überraschen. Der Inhalt ist romantisch genug. Wilde Leidenschaften streiten um den Vorrang, und die Nachtseite der menschlichen Natur kehrt sich uns entgegen, es wird gekämpft auf Leben und Tod. Vielleicht sind hin und wieder die Farben etwas zu grell aufgetragen. Vorzüglich ist die Novelle: „Zwischen Pflicht und Neigung", welche aus einem vom „Augustinus-Verein für die katholische Presse" erlassenen Preisausschreiben gekrönt hervorging. Die Handlung zeigt gute Erfindung und festen Aufbau, während die Charaktere durchweg fesseln und anschaulich dargestellt sind.

Alphons Maria Steinle, wenn wir nicht irren, ein Sohn des großen Malers Steinle, schrieb, bezw. veröffentlichte nur eine kleine anspruchslose Novelle: „Er hat die Linie passiert"; diese eine aber sichert ihm einen Ehrenplatz unter unseren besten Erzählern. Mancher Romanschriftsteller könnte — wenn es überhaupt möglich wäre — aus dem bescheidenen Büchlein lernen, wie man aus Feldsteinen Diamanten macht. Was der Verfasser erzählt, würde vielen Novellisten kaum der Beachtung wert erscheinen. In Hildesheim wohnt ein Sonderling, dessen Gebaren jedermann unverständlich erscheint, und der deshalb nach bekannter löblicher Gewohnheit für verrückt erklärt wird; d. h. von dem gesagt wird, er habe „die Linie passiert", wo ihm die Sonne zu grell auf den Scheitel geschienen. Wie der Mann nun dazu gekommen, ein Sonderling zu werden, ist wiederum sehr einfach: sein Vater verstand den wilden Knaben nicht

und behandelte ihn sehr strenge. Der Knabe entfloh, wie man meinte, nach Amerika; allerdings machte er große Reisen, wurde Jüngling und Mann, studierte und strebte. Aber das alles legte nicht den Grund zu seinem seltsamen Wesen; die Liebe that es. Er liebte und wurde durch eigene Schuld, einer Lüge wegen, verschmäht. So kam er nach seines Vaters Tode nach Hildesheim zurück, ein einsamer menschenfeindlicher Mann, und trat sein Erbe an. Er lebte lange und starb endlich. Das ist alles! Aber wie hat der Verfasser es dargestellt! Mit einem anheimelnden Humor, mit echter Gefühlstiefe und liebevollem Blick für das Kleine und Genrehafte, welches er packend wiederzugeben versteht. Die Charaktere treten klar hervor, gewinnen und bewahren unsere ganze Teilnahme. Die Liebesgeschichte, welche den zweiten Teil der Erzählung ausmacht, ist so originell, wie diese selbst. Sie endet für sentimentale Seelen vielleicht nicht befriedigend, weil die beiden sich nicht „kriegen"; aber der Verfasser konnte, nachdem er den Charakter der Waldlouise einmal so angelegt, nicht anders handeln. Er hat wohl daran gethan, denn die beiden Hauptpersonen sind eben nicht wie alle anderen.

Eine gut erzählte Künstler-Novelle mit anschaulicher Charakterzeichnung lieferte Ida Gräfin von Holnstein (geb. 9. August 1838 auf Schloß Rheder bei Brakel, Westf.) in „Am See". (Bachems Novellen-Sammlung, Band 7.) Die Handlung spielt am Ammersee. Franzi und Berger lieben sich, ihrer Verbindung stellt sich jedoch beider Armut hindernd entgegen. Berger, der vielen Sticheleien seitens seiner besser situierten Altersgenossen müde, verläßt das Dorf und schwört, nur als reicher Mann wiederzukehren und Franzi dann heimzuführen. Das Glück ist ihm hold, nach wenig Jahren ist er durch sein kunstvolles Cellospiel ein weitberühmter Mann, und Reichtümer strömen ihm zu. Aber an seine Franzi denkt er kaum noch. Als ihm endlich ihr Andenken

ins Gedächtnis zurückgerufen wird und sein Gewissen erwacht, reist er hin und heiratet sie, die jetzt an Bildung weit unter ihm steht und Schönheit wie Geistesfrische verloren hat. Sie macht ihm das Leben sauer durch falsche Empfindsamkeit und unbegründete Eifersucht, und ihre Mutter hilft ihr in derberer Weise. Als wieder einmal solch' ein Ausbruch erfolgt, wirft sich Berger in einen Kahn und fährt auf den stürmisch bewegten See hinaus. Am andern Morgen findet man seine Leiche; Franzi wird wahnsinnig. — Ein düsteres Bild mit wenig Lichtblicken! Mich will bedünken, daß Berger seine Pflicht zu rigoros nahm; weder Religion noch Sitte verlangen, daß man sich, um ein solch' übereiltes Gelöbnis zu erfüllen, in sicheres Elend stürzt.

Theodor Berthold, geboren 4. Dezember 1841 zu Münster in Westfalen und jetzt in Bocholt in Westfalen lebend, ist eigentlich mehr Schilderer als Erzähler. Er bietet uns sehr hübsche Bilder aus dem Leben, welche von einer scharfen Beobachtungsgabe und einem trefflichen Darstellungstalent zeugen. „Soldatenleben im Felde" enthält fünfundzwanzig allerliebste Skizzen aus dem Kriegs- und Lagerleben 1866. Berthold ist nicht allein als Soldat in den Krieg gegangen, sondern auch als scharfsichtiger Beobachter von Land und Leuten, Vorfällen und Situationen; und was er dort gesehen und erfahren, das berichtet er uns mit gutem Humor und in lebendiger Darstellung. Kriegs- und Lagerleben erscheinen bei ihm in so freundlicher Beleuchtung, daß man es fast als einen gemütlichen Ferienausflug betrachten möchte, solch' einen Feldzug mitzumachen. Schier noch besser als diese Schilderungen ist die kleine Humoreske „Musketier Fröhlich", welche jedoch eines ernsten Hintergrundes nicht entbehrt.

In „Bewegte Tage" giebt er uns nach den Jugend-Erinnerungen einer alten Frau frische Schilderungen aus

den letzten Jahren der Napoleonischen Unterdrückung. Einfach und schlicht, aber in packender Unmittelbarkeit weiß die Erzählerin — welcher Berthold das Wort erteilt — uns ihre Erlebnisse aus jener Zeit mitzuteilen, so daß sich das Ganze liest wie eine flott geschriebene Novelle.

Sehr unterhaltend sind die Mitteilungen: „aus den Erinnerungen eines Hauslehrers“, in welchen er mit der ihm eigenen humorvollen Gemütlichkeit das Pech schildert, welches einen etwas linkischen Hauslehrer lange Zeit begleitet.

Franz Alfred Muth — geboren 13. Juli 1839 zu Hadamar in Nassau, jetzt Pfarrer in Dombach bei Camberg in derselben Provinz — dem sangesfrohen Lyriker, begegnen wir in „Wintergarten“ auch auf dem Gebiete der Novelle. In seinen kleinen Erzählungen lebt und webt ein Stück Romantik. Aber nicht jener Romantik, die sich sonnt an dem ritterlichen Glanze vergangener Zeiten und alte Recken erstehen läßt in der Fülle des Lebens — sondern jener duftigen Waldromantik, deren jubelndes Lied ertönt in schattigen Hainen, an murmelnden Bächen, in sonnigen Thälern. Echte Naturpoesie weht uns mit erfrischendem Hauche aus diesem „Wintergarten“ entgegen. Seltsam, daß der Dichter sein liebliches Stück Eden gerade „Wintergarten“ nennt, während doch der holdeste Frühling aus jedem Winkel lacht und ein heiterer Himmel das Ganze bläulich umspannt! Aber vielleicht hat er gemeint, in den „Wintergarten“ müsse man sich flüchten, wenn draußen böse Stürme das Leben verbittern und eisige Lüfte das Blut erstarren machen — und dann hat er recht. Aus der großen Welt flüchten wir uns in die kleine Welt. Zwar ist auch sie bewegt von leidenschaftlichen Gefühlen aller Art, und der Schmerz feiert auch hier seine Triumphe — aber es ist doch alles friedlicher und anmutiger, als es sonst in der Welt sich begiebt. Wie die Liebe jungen Herzen Freude und Leid bereitet, wird in

mannigfaltiger Abwechselung erzählt. Da werden alle Töne angeschlagen, deren ein freudig empfindendes Herz mächtig ist: der Jubellaut einer liebenden, der Schmerzensschrei einer verzweifelnden Seele; da werden uns Bilder entrollt voll lachender Lust, voll schweigenden Schmerzes. So klein auch jedes Bildchen ist, es ist ausgeführt von der Hand eines Meisters, ergreifend, lebenswahr und farbenfrisch.

Gern reihen wir hier auch Antonie Jüngst — geboren 13. Juni 1843 zu Werne an der Lippe, in Münster in Westfalen lebend — die Verfasserin poesievoller episch-lyrischer Dichtungen an, obgleich ihre Novellen, welche ihre Aufnahme an dieser Stelle begründen würden, in Buchform noch nicht erschienen sind. Sie veröffentlichte einen „Bilderkreis“: „Der Glocken Romfahrt“, welchem sie die schöne Legende, daß in der Karwoche die Kirchenglocken eine Wanderung nach Rom antreten, zu Grunde legt. Indessen sendet sie nicht die Glocken nach Rom, sondern, was sehr sinnig gedacht ist, die Engel, welche den Glocken inne wohnen und die „bald freudig, bald traurig, bald warnend und mahnend zum Menschenherzen“ sprechen. Die Glockengeister versammeln sich in der Hauptstadt der katholischen Christenheit im Colosseum und tauschen dort Erinnerungen und Erlebnisse aus. Da hören wir unter andern die Glocken erhabener Dome und bescheidener Kapellen in Genua, Jerusalem, auf dem Karmel, in den Tiroler Bergen, in der Bretagne, im Harz, in Münster (Paulusglocke), Czenstochau und Notre Dame, in der Alhambra, in Venedig und Palermo, im Urwalde Amerikas, in Kairo, in der Provence, in Paris (Sainte-Chapelle), in London, in Köln (Kaiserglocke) und Rom (Peterskirche) — und sie erzählen uns in novellistischer Form Ereignisse und Begebenheiten, die unser ganzes Interesse in Anspruch nehmen. Die große Sicherheit in den kulturhistorischen Schilderungen, die elegische Färbung, in

welcher die meisten Stücke erscheinen, vor allem aber der echt poetische Duft, welcher über dem ganzen Bilderkreise liegt, machen ihn zu einer vortrefflichen Lektüre.

Therese Messerer — Witwe des Billardfabrikanten Winkler in München, geboren am 13. März 1824 ebendaselbst — ist Verfasserin ausgezeichneter Hochlandsgeschichten. In der Charakterzeichnung ist Therese Messerer Meister. Ihre Personen stehen voll ausgerundet vor uns, wie aus Marmor gemeißelt; auch die unbedeutendste ist fein herausgearbeitet. Ihre Novellen weisen eine ganze Galerie anziehender Persönlichkeiten auf, unter denen nicht eine einzige zu finden sein dürfte, die uns nicht packte. Ob sie alle nach der Natur gezeichnet sind? Wer weiß es? Wer weiß, ob alle die Alpenbewohner so liebwerte, herzige Menschen sind, wie die Verfasserin sie uns meist vorzaubert; aber das wissen wir, das fühlen wir, daß alle die von der Dichterin geschaffenen Charakterbilder innerlich wahr sind, daß sie gleichsam aus ihrem Rahmen herabsteigen und unter uns wandeln könnten. In allen Novellen der Verfasserin kreist ein volles, warmes Empfinden. Sie erfindet zwar in der Regel eine nur einfache Handlung, diese aber ist so reich an seelischen Kämpfen, daß sie die Tiefen des menschlichen Herzens aufdeckt und uns in einen Abgrund elementarer Leidenschaft blicken läßt. Und mit diesen Vorzügen verbindet sie den nicht minder großen einer lebensvollen Darstellung und naturwahrer Schilderung. Wundervoll sind ihre Gemälde der großartigen Gebirgsnatur, die so farbensatt und doch wohlthuend harmonisch vor uns stehen.

In „Die Waisen" schildert Frau Messerer das Schicksal zweier Waisenkinder, von denen das eine, Lieschen, wegen ihrer Liebe zu dem Sohne des reichen Bergwirts Fichtner Schmerzliches zu erdulden hat, während das andere, Hans, in die Gesellschaft ruchloser Schmuggler und Wilderer gerät.

Das Ende bringt befriedigende Lösung: Lieschen heiratet ihren Franz, Hans kommt zu seiner Schwester zurück. Zwischen Anfang und Ende liegen aber schwere Konflikte, welche die Verfasserin vortrefflich einleitet und schildert. Ebenso erquickend endet die ausgezeichnete Novelle: „An einem Alpensee“, in welcher es sich um zwei Liebespaare handelt. Ebenfalls eine Liebesgeschichte entwickelt sich in „In Treue fest“. Einen tieferen Gehalt haben die Novellen: „Die beiden Vettern“ und „Des Achmüllers Recht“, da sie uns die knorrige und, wenn es sein Recht gilt, rücksichtslose Natur des Bauern enthüllen. In der ersten erzählt uns die Dichterin die Geschicke des leidenschaftlich angelegten Grundmüllers Joachim Distl, der plötzlich in seine geliebte Waldeinsamkeit modernes Wesen einziehen sieht, vor dessen Augen sich bald ein mächtiger Schornstein gen Himmel erhebt, und dessen Ohr nun täglich das verhaßte Zischen der vom Dampf getriebenen Kreissäge vernehmen muß. Heftiger Groll gegen den Besitzer des Dampfwerks ergreift ihn und treibt ihn zur Mitwissenschaft an einem Verbrechen. Er steht an der Schwelle des Zuchthauses, da wird die Liebe zwischen seiner Tochter und dem Sohn des Fabrikbesitzers seine Rettung. Der Grundmüller ist die bestgelungene Persönlichkeit; der Seelenprozeß, welcher sich in ihm vollzieht und ihn fast zum Verbrecher macht, ist streng psychologisch entwickelt. Dann ist Vetter Gabriel zu nennen, der überall den Vermittler spielt und stets einen Ausweg zu finden weiß; und endlich die Tochter des Grundmüllers, die frische Margareth.

In der zweiten Novelle führt uns Frau Messerer Hochlandsbauern vor, welche in dem trotzigen Bewußtsein, ihr gutes Recht zu verfechten, wie Todfeinde gegeneinander stehen. Es handelt sich um die Gerechtsame an einem Mühlbach, welche ein jeder für sich in Anspruch nimmt.

Selbstredend kümmern sich die Kinder der beiden Bauern durchaus nicht um diesen seit Jahren mit Erbitterung geführten Rechtsstreit, sondern lieben sich, wie dies seit den Zeiten der Montecchi und Capuletti auch in der novellistischen Litteratur Mode geworden. Der Vater des Mädchens, der Achmüller, will dasselbe gern an den Tirolerwastl verschachern, der ihm das Geld zur Weiterführung seines Prozesses geben will; aber letzterer wird beim Schmuggeln schwer verwundet und zufällig in die Hütte geschafft, in welcher das Mädchen, die Rosel, haust. Rosel meint nicht anders, als des Verwundeten Ende nahe, und will aus einer alten Postille das Gebet für Sterbende aufschlagen. Da fällt ihr ein Stück Pergament in die Hände, sie blickt hinein und sieht, daß es der Beweis für das gute Recht ihres Vaters ist. Die Familien versöhnen sich nunmehr, und die jungen Leute werden ein Paar.

IV.

Die Volkserzählung.

F. W. Grimme. Adolf Kolping. Heinrich Oberhage. Albert Tenckhoff. Bernard Wörner. Franz von Seeburg. Max Steigenberger. Joseph Anton Pflanz. Heinrich Hansjacob.

Wenn wir an die Spitze der Volkserzähler Friedrich Wilhelm Grimme setzen, der auch als einer der hervorragendsten lyrischen Dichter der Neuzeit bekannt ist, so dürften wir kaum Widerspruch begegnen. Grimme wurde geboren am 25. Dezember 1827 zu Assinghausen im Sauerlande als Sohn eines Dorfschullehrers. Unter harten Entbehrungen gelangte er zum Studium. Nachdem er Gymnasium und Universität besucht, wurde er Gymnasiallehrer in Brilon, Münster und Paderborn. Im Jahre 1862 wurde er zum Oberlehrer ernannt und 1872 zum Direktor des Gymnasiums zu Heiligenstadt. Dreizehn Jahre später trat er in den Ruhestand und starb am 3. April 1887.

Grimme gehört im eigentlichen Sinne des Wortes der Provinz Westfalen, oder, wenn man den Kreis noch enger ziehen will, dem Sauerlande. Er besaß im Lande der roten Erde eine Popularität, um die ihn mancher Schriftsteller beneiden könnte; er war bekannt und verehrt überall, sei es im städtischen Hause, sei es in der ländlichen Hütte, wenn auch nicht mit seinem Namen, so doch als Verfasser der in sieben starken Auflagen verbreiteten Sammlung von Schwänken und Gedichten in sauerländischer Mundart, „Sprickeln un

Spöne, Spargitzen", sowie als Verfasser gern gelesener Kalendergeschichten. Und er verdiente diese Popularität in hohem Grade. Denn er ist es gewesen, der zuerst westfälisches Volksleben treu und lebendig und dem Fassungsvermögen des Volkes entsprechend, dichterisch zur Darstellung brachte. Er verschmähte es, seine Stoffe anderen Kreisen zu entnehmen als den unteren Volksklassen, die Handlung auf anderen Boden zu verlegen als auf den westfälischen. Er that wohl daran, denn im vaterländischen Boden gründet die Wurzel seiner Kraft. Er kennt seine Heimat und deren Bewohner durch und durch; er hat sie belauscht in ihrem Fühlen und Handeln, hat sich eingelebt in ihre eigentümliche, starre und doch tiefe Empfindungsweise, in ihre kindliche Frömmigkeit und ihr unwandelbares Gottvertrauen; er hat ihren Liedern und Sprüchen, ihren „todschlaglaunigen" Schwänken und Geschichten unermüdlich sein Ohr geliehen; er hat nichts in dem für den Fernstehenden so einförmig scheinenden Leben der Dorfbewohner für unwert gehalten, beobachtet zu werden. Und so finden wir denn in seinen Schwänken und Erzählungen Land und Leute unseres katholischen Westfalen, wie sie sind; er hat die Bauern geschildert, wie sie heute noch leben und handeln; er hat es verschmäht, mehr aus ihnen zu machen, als aus ihnen gemacht werden kann; ihnen Gefühle anzudichten, die stark nach Salonduft riechen. Seine Bauern reden, wie es ihnen ums Herz ist; sie offenbaren keine sublimen Gefühle, sondern Empfindungen, wie jeder andere Mensch auch; sie bewegen sich nicht in wohlgesetzten Redensarten, sondern drücken ihre Meinung manchmal ziemlich unverblümt aus; sie streben nicht nach hohen Zielen, sondern verfolgen recht greifbare Ziele. Und was sie ersinnen und planen, was sie fühlen und ausführen, ist himmelweit verschieden von den Kämpfen und Ereignissen, die unseren zeitgenössischen Novellen und Romanen den Stoff

liefern und Reiz geben. Die Handlung in Grimmes Erzählungen ist in der That von manchmal überraschender Einfachheit.

Was folgt daraus? Daß Grimme eine so ausgezeichnete Darstellungsgabe besitzen muß, daß sie imstande ist, den einfachsten Stoff fesselnd zu machen. Wenn wir die „Memoiren eines Dorfjungen“ lesen, wem lacht da nicht das Herz ob des naturfrischen, übermütigen Humors? ob der prächtigen Schilderungen ländlichen Lebens mit seinen biderben schalkigen Landleuten? ob der originellen Dorf-Eulenspiegel und neckischen alten Weiber? Wie reizend ist Fastnacht geschildert, mit seinen mannigfaltigen Scherzen, und Ostern, mit dem mächtigen Freudenfeuer! Urkomisch sind alle jene Vorgänge, in denen Grimme das derbe Bauerntum mit dem feinen geschniegelten Modewesen in Gegensatz bringt. Natürlich hat der Bauer stets die Lacher auf seiner Seite, seine Erbweisheit schlägt stets die erlernte Klugheit des Vornehmthuenden. Höchst ergötzlich ist es, wie die alte M'riefranz den gelehrt sein wollenden Küster, der nie die alten schönen Muttergottes-Lieder, sondern nur „lateinische“ spielen will, nolens volens zu ihrer Ansicht bekehrt.

Den eigentlichen Ruhm Grimmes begründeten seine „Schwänke und Gedichte“ in sauerländischer Mundart. All' die kleinen Anekdoten, die seit Jahren von Mund zu Mund sich fortpflanzten, hat Grimme gesammelt und sie in dichterischer Form seinen Landsleuten von neuem geboten. Sie waren nicht mehr die flüchtigen Schwänke, sondern Meisterstücke schönsten Humors. Der Ausdruck war gefeilt und pointiert, jede Wendung berechnet, und vor allem: jede Person war scharf gezeichnet. So entstanden, ich möchte sagen, plattdeutsche Novelletten voll heiterster Laune. Manche der erzählten Stücke sind von wahrhaft zwerchfellerschütternder Wirkung. Die besten sind jedenfalls die, in denen die

Prachtgestalten der Klosterleute und behaglicher Landpastöre auftreten, wie sie sich gegenseitig nasführen, den Wein austrinken und sonstigen Schabernack anthun. Das sind Geschichten, die sich den besten Schwänken in Fritz Reuters „Läuschen un Riemels“ an die Seite stellen.

Als hochdeutschen Erzähler fand man Grimme in den Sechziger Jahren vielfach in seinem Volkskalender. Später sammelte er die meisten der dort veröffentlichten Stücke und gab sie unter dem gemeinschaftlichen Titel: „Schlichte Leute“ in zwei Bänden neu heraus. Die kleinen Erzählungen verdienten in der That, der Vergessenheit entrissen zu werden. Sie sind echte Volksdichtungen, im edelsten Sinne des Wortes populär: voll Kraft und Saft, derber Charakteristik und lebendigen Humors.

Ein Prachtstück echtesten Humors haben wir in der schon erwähnten ersten Folge der „Memoiren eines Dorfjungen“. Mit reizender Naivetät und liebenswürdiger Selbstironie erzählt Grimme hier die kleinen Leiden und Freuden eines kleinen Weltbürgers vom Lande, und zwischendurch knattert und prasselt das Feuerwerk blendenden Witzes. Er berichtet mit nicht geringer Selbstbefriedigung, daß er während des Hochamtes, gerade als der Pfarrer das Gloria in excelsis gesungen habe, geboren sei, und daß sein Vater, der Organist, auf die ihm in die Kirche gebrachte Nachricht einen „Lustigen“ gespielt habe. Natürlich ist er ein höchst aufgeweckter Bursche, trotzdem aber stets geduldig und ruhig in den Windeln. Als Wickelkind macht er auch, man höre und staune, seine erste „Bekanntschaft“ und zwar mit dem Töchterlein der Hebamme. Natürlich meinte er später, als siebenzehnjähriger Jüngling, „steif und fest“, er müsse das Mägdlein heiraten — freilich wurde nichts daraus; dazumalen war denn eine Zeitlang die Sonne finster und die Blumen des Feldes schwarz für ihn — „das machte sich

aber mit der Zeit wieder." Vorläufig ist er noch ein Knäblein, aber was für eines!

Dann kommen noch ganz ergötzliche Einzelheiten über den Pastor, welchen der Autor vergessen hat, weil er nie von ihm etwas geschenkt erhalten, über den Postjohannes und die neue Post, und dann schließt der Autor das dritte Kapitel mit den Worten:

„Ihr seht, dürftig und lückenhaft sind die ersten Nachrichten aus dem Beginne meines historischen Zeitalters. Wer die Griechengeschichte kennt, hat dort die gleiche Erscheinung wahrgenommen."

Der Verfasser macht allmählich in der Bildung sehr schnelle Fortschritte. Die Geheimnisse der deutschen Grammatik gehen ihm, der bald über „Papa und Mama" hinaus ist, mit Leichtigkeit auf; nebenbei legt er sich mit vielem Fleiß auf die Musik, und pfeift bald auf der Mundflöte, mit jugendlicher Leidenschaft: „Ich bin liederlich!" Größere Triumphe als diese künstlerischen feiert er, als er gleichzeitig mit seinem doch um zwei Jahre älteren Bruder ein Höschen erhält.

Der Erzähler wird größer, er ist schon sieben Jahr alt; demgemäß gewinnen auch seine Erlebnisse an Wichtigkeit. Er wird Messediener! Die Schilderung dieses Dienstverhältnisses ist ganz ausgezeichnet; freilich wird trotz des prächtigen Humors nur der Leser Verständnis dafür haben, welcher Katholik ist oder doch katholischen Geist und Brauch durch und durch kennt. Für jeden andern verliert sie bedeutend an Reiz. Der Eintritt in die Schule ist das weitere große Ereignis, und mit diesem schließt der Dichter ab. Die zweite Folge dieser Memoiren findet sich im zweiten Bande der Novellensammlung: „Schlichte Leute". Der ersten steht sie an Echtheit des Humors nach, überbietet sie aber an prächtigen Schilderungen aus dem westfälischen Volksleben. Fastnacht mit seinen unbeschreiblichen Freuden, Ostern und

Osterfeuer, die Dreifaltigkeits-Prozession u. s. w. bilden den Inhalt der höchst anziehenden Schilderungen.

Von bedeutender komischer Wirkung ist die Erzählung: „Blümlein der Andacht“. Mehr ernster Richtung, echte Volkserzählungen mit tief sittlichem Kern sind: „Man soll keinen Jungen ersäufen; denn man weiß nicht, was d'raus werden kann“, „Zwei Häuser und zwei Inschriften“, „Herr Sebaldus“, „Der Stationenberg“ u. a.

Die reizende Humoreske „Der Churfürst in duplo“ ist nicht in die gesammelten Novellen übergegangen. Vielleicht ist schließlich dem Dichter der Ton wohl ein wenig keck vorgekommen — und daran hat er so ganz unrecht nicht. Grimmes Humor ist in diesem Stück etwas übermütig geworden; er rennt ventre à terre und fühlt den hemmenden Zügel nicht mehr.

Anderer Art, aber nicht minder wertvoll sind die Erzählungen von Adolf Kolping, der sich durch Gründung der katholischen Gesellen-Vereine einen unsterblichen Namen gemacht. Wie Grimme und manche andere Volkserzähler wurde Kolping als der Sohn armer Eltern aus dem Mittelstande geboren, und zwar am 8. Dezember 1813 zu Kerpen bei Köln. Er erlernte das Schuhmacherhandwerk und war acht Jahre lang Geselle in verschiedenen Städten, bis er, von einem hochsinnigen Geistlichen unterstützt, im Jahre 1836 zu studieren begann. Ostern 1845 wurde er zum Priester geweiht und 1849 zum Domvikar in Köln ernannt. Als solcher starb er am 4. Dezember 1865.

Kolpings Name wird unvergeßlich bleiben in der Geschichte der socialen Bewegung. Die segensreiche Einrichtung der nun über ganz Deutschland und Österreich verbreiteten Gesellenvereine, für die er unablässig arbeitete, für die er immer weitere Kreise zu interessieren wußte, steht ohnegleichen da. Darin sind alle Parteien sich einig, daß Kolping

den Ehrentitel „Gesellenvater“ mit vollem Rechte verdient, und daß sein Gesellenverein eine der großartigsten Schöpfungen auf socialem Gebiete ist.

Dabei blieb der rastlos thätige, hochbegabte Mann nicht stehen, auch das geistige Wohl seiner Schützlinge bildete einen Hauptpunkt seines unablässigen Strebens. Wohl wissend, daß durch Unterhaltungslektüre am besten und eindringlichsten auf das Volk zu wirken sei, wandte er auch diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit zu und schuf den bald so beliebt gewordenen und weit verbreiteten „Katholischen Volkskalender“, von dem wohl ein jeder Jahrgang eine oder zwei Erzählungen von ihm enthielt.

Und da zeigte es sich, daß der große Volksmann neben seinem hervorragend praktischen Sinn und seinem organisatorischen Talent auch eine fruchtbare Phantasie und eine außerordentliche Darstellungsgabe besaß. Daß seine Menschenkenntnis eine reiche und tiefe, war ja selbstverständlich; bewegte er sich doch in allen Lebenskreisen, und that er doch Einblicke in die verschiedenartigsten menschlichen Verhältnisse. Kurzum: Kolping bewies, daß er ein ebenso großer Volksschriftsteller als Förderer des Volksrechts war.

Selbstverständlich schrieb Kolping seine Erzählungen nicht um der Unterhaltung seiner Leser willen — er suchte vielmehr in unterhaltender Weise sittlichend auf sein Publikum zu wirken. Jeder seiner Erzählungen und Skizzen liegt deshalb ein moralischer Gedanke zu Grunde. Aber, das muß sofort bemerkt werden: diese Absicht macht sich nirgend in aufdringlicher Weise bemerkbar; echt künstlerisch geht sie vielmehr entweder aus dem Ganzen hervor oder aus den bei guter Gelegenheit angebrachten Bemerkungen einzelner Personen. Es kann nicht genug betont werden, daß der tiefe Gedanke, welcher einer jeden Dichtung zu Grunde liegen muß, sich nie in anderer Weise äußern sollte.

Bei Kolping nehmen wir die zwanglos angebrachten Sprüche und Betrachtungen seiner Personen doppelt gern entgegen, weil sie uns in vollendet schöner Form gegeben werden. Man lese nur folgende Sprüche, wahre Perlen, wert, in jedem Album so viele inhaltlose Gemeinplätze zu ersetzen.

„Der Künstler muß haben ein tiefes schauendes Gemüt, innere Augen, die nur Gott öffnet, und muß stillhalten können in sich selbst, damit das Erschaute erfaßt werde und das Gefaßte sich gestalte und wie lebendig werde in ihm selbst.“

„Je mächtiger die Leute in die Flügel geschlagen, um so schlaffer lassen sie gewöhnlich die Flügel hängen, wenn der Ungesehene von jenseits klopft am Herzenspförtchen.“

„Jeder Mensch hat im Grunde einen ihm eigentümlichen Boden, ich meine, eine Stellung im Leben, in die er von Natur aus hineinpaßt; die sagt ihm zu, die ist wie für ihn geschaffen und er ist wie für sie geschaffen, und nur in diesem ihm eigenen Boden, in seinem, ich möchte sagen, natürlichen Amte, kann er rechtschaffen wirken und gedeihen.“

„Wer immer weit vor sich voraussieht, kann nicht auf das gehörig achthaben, was vor ihm liegt.“

„Ein kleines Licht erhellt wohl ein kleines Stübchen und ein kleiner Ofen kann es warm machen, aber in einem großen Zimmer richten beide nichts Rechtes aus.“

„Ohne Hemmnis auf dieser buckligen Welt nichts Großes im Menschenleben.“

Das ist die höhere Bedeutung der Kolpingschen Erzählungen, daß sie einen hoch sittlichen Gehalt in schöner Form in sich bergen. Ohne daß der Leser es bemerkt, nimmt er den kostbaren Kern des Gelesenen in sich auf und verarbeitet ihn unwillkürlich weiter. Das moralische Gefühl wird geweckt durch die Kraft der Darstellung – der Dichter selbst hat nicht nötig, noch ein ermunterndes Wort hinzuzufügen, die Thatsachen treten an seine Stelle und predigen die ewigen Gesetze der göttlichen Gerechtigkeit.

Und was sind das für Thatsachen?

Wenn Du etwa glaubst, lieber Leser, in den Kolpingschen Erzählungen leidenschaftliche Gefühle, kunstvolle Verwicklungen und glänzende Charaktere zu finden, so bist Du in gewaltigem Irrtum. Nichts von all' den mehr oder weniger gut duftenden Bestandteilen einer modernen Novelle! Nichts aber auch von der kläglichen Breite des Lebens, nichts von Spießbürgerlichkeit und kleinlicher Auffassung des Lebens! Kolping schildert Ereignisse, die täglich vorkommen, die aber tief eingreifen in den Gemütszustand des Betroffenen, z. B. Leiden guter Ehefrauen mit leichtsinnigen Ehemännern — Gefahren, die alleinstehenden jungen Mädchen drohen — Not und Elend, das aus den Leidenschaften der Menschen entsteht u. s. w.

Namentlich aber ist es ihm um den Nachweis zu thun, daß jegliche Überhebung dem Menschen verderblich wird, daß standhaftes Beharren in seinem Stande und eifriges Streben in den Grenzen seines Standes von Segen begleitet sein wird. Er führt den Beweis in glänzender Weise, durch Beispiele aus allen Schichten der Gesellschaft. Da wird der eine reich durch unermüdliche Anstrengung und weise Einschränkung, der andere, der Reiche, arm durch allerlei unverständige Versuche, durch Überschätzung seines Vermögens, durch Mitmachen der Moden und dergleichen.

Endlich wendet Kolping auch seine Aufmerksamkeit der wichtigsten Einrichtung der menschlichen Gesellschaft, der Ehe, zu. In zahlreichen Beispielen zeigt er, wie verderblich leichtsinnig geschlossene Ehen auf den Charakter und die Lebenslage der Beteiligten zurückwirken müssen, wie lediglich dort wahre Liebe und wahres Familienglück zu finden ist, wo selbstlose Hingebung den Herzensbund schloß, nachdem tiefe Prüfung der beiderseitigen Charaktere vorangegangen.

Was uns Kolping zur Bestätigung dieser Grundsätze erzählt, zeichnet sich nicht aus durch Neuheit und Eigentüm-

lichkeit der Erfindung, wohl aber durch vortreffliche Ausführung. So wie Kolping erzählt, so muß der wahre Volkserzähler erzählen. Schlicht, ohne einfältig zu sein; volkstümlich, ohne ins Platte zu verfallen; tief, ohne das Verständnis des Volkes zu übersteigen; gemütvoll, ohne weinerlich zu werden. Wie wenige verstehen das, und wie viele pochen trotzdem auf ihr angebliches Talent als Volksschriftsteller! Und Kolping, der die Gabe populären Erzählens in hohem Grade besitzt, sagt so bescheiden, in der Vorrede zum ersten Bändchen seiner Erzählungen: „Die Erzählungen machen keinerlei künstlerische Prätensionen .... Der Verfasser hat nicht für die Kritik geschrieben, sondern für Leser, denen es mehr um die Sache, als um die Form zu thun ist."

Diese Bescheidenheit ist eine Ungerechtigkeit des Verfassers gegen sich selbst. Wer solche Schilderungen der von allen Menschen verlassenen Armut, solche Bilder häuslichen Glückes und stiller Zufriedenheit, solche Schilderung vortrefflicher Charaktere entwerfen kann, der ist ein Dichter nicht gewöhnlicher Art. Man lese nur Geschichten wie: „Was eine gute Frau vermag", „Handel und Wandel", „Toms", oder endlich „Bleib' daheim" und man wird sein hervorragendes Darstellungstalent anerkennen müssen. Ja, man wird sich sagen müssen, daß diese Anschaulichkeit in den Schilderungen, verbunden mit mäßiger Anwendung gelungener Bilder, selten ist in der schönen Litteratur, Schilderungen, die wohlthuend abstechen von den geistlosen langatmigen Beschreibungen, die in der neueren Erzählungslitteratur leider so häufig sind. Auch im Stil ist Kolping nur zu loben: klar, schlicht und natürlich fließt sein Vortrag dahin.

Dem Lande der roten Erde haben wir einen weiteren Volkserzähler zu verdanken, Heinrich Overhage, der, wie

Kolping, dem geistlichen Stande angehörte. Overhage wurde am 1. Dezember 1806 zu Ahlen geboren und widmete sich dem Studium der Theologie und Philosophie. Im Jahre 1831 wurde er zum Priester geweiht und 1848 zum Pfarrdechant in Werne ernannt. Er starb am 23. November 1873 als Landdechant des Kreises Lüdinghausen und Ehrendomherr. Seine dichterische Begabung ist es jedenfalls nicht, die Heinrich Overhage in diesem Büchlein eine Stelle anweist; denn niemand wird ihm nachsagen können, daß er eine fruchtbare Phantasie und hervorragende Darstellungsgabe besessen. Aber er ist ein Volksschriftsteller im guten Sinne des Wortes; er weiß, was dem katholischen Volke am Herzen liegt, was am meisten seine Teilnahme erregt, weiß, wie es denkt und fühlt: er kennt seine guten und bösen Eigenschaften, wie der Arzt die Stärke und Schwächen seines Patienten. Die guten Eigenschaften dem Volke zu erhalten, die bösen durch eindringliche Lehre und anmutig eingekleidetes Beispiel unschädlich zu machen, ist die unverkennbare Triebfeder seines schriftstellerischen Wirkens. Die Belehrung ist ihm das Höchste, erst in zweiter Linie folgt die Unterhaltung. Wie er seine Belehrung anbringt, das ist ihm gleichgültig, wenn sie nur ins Volk dringt und auf fruchtbaren Boden fällt. So kann man denn eigentlich nicht sagen, daß Overhage Novellist im strengen Sinne des Wortes ist: also Erfinder und Erzähler anziehender Begebenheiten. Nirgend in den zehn Bändchen seiner katholischen Erzählungen finden wir, daß er ein spannendes Ereignis aus dem Leben, eine verwickelte Begebenheit, geschweige denn ein interessantes Problem aus der Psychologie behandelt — überall ist der denkbar einfachste Stoff Gegenstand seiner Darstellung. Vergehen und Strafe, Tugend und Lohn, das ist der Hauptinhalt seiner Skizzen. Die Moral ist eben die Hauptsache. Nicht wenige seiner Stücke können überhaupt, nach den üblichen Arten der erzählenden

Dichtkunst, gar nicht bezeichnet werden — wie soll man es nennen, wenn der Autor uns in ein Kloster oder zu einem Landpfarrer führt, uns das Leben und Treiben in ersterem und bei letzterem, verbunden mit seitenlangen moralischen Ermahnungen und Betrachtungen eingehend schildert?

Doch davon muß abgesehen werden, man darf es Overhage nicht zum Vorwurf machen, daß er eine streng künstlerische Form verschmähte, hat er doch auch ohne diese seinen schönen Zweck erreicht, dem Volke ein unterhaltender Lehrer zu sein. Gerade in unsern Tagen, in welchen das Autoritäts-Princip mit Füßen getreten wird, sollten Overhages Schriften wieder Beachtung finden. Denn er ist ein überzeugungsfester Monarchist, ein Feind jeder revolutionären Bewegung. Er benutzt häufig in seinen Skizzen die Gelegenheit, gegen die Helden des Jahres 1848 und die doktrinären Republikaner eine Lanze einzulegen. Am unterhaltendsten thut er es durch den Mund des trefflichen Klosterkochs, Frater Bernardus. Dazu rechne man, daß in einigen Skizzen die Dorfinsurgenten sehr üble Erfahrungen machen, und man kann über die ernste Gesinnung des Verfassers nicht mehr im Zweifel sein.

Daß im übrigen auch alle echten Bürgertugenden in glänzenden, das Abweichen von den rechten Wegen in grellen Farben geschildert wird, ist klar. Indessen muß man dem Autor lassen, er bleibt stets bei seiner einfachen, schlichten Weise, die sorgfältig bemüht ist, jede Übertreibung zu vermeiden. Hin und wieder belebt ein liebenswürdiger Humor die kleinen Skizzen auf angenehme Weise.

Overhages Darstellungsweise ist ruhig und schlicht; nie erhebt sich sein Stil über das Maß des Gewöhnlichen. Er schreibt ganz, wie das Volk es gern mag. Daß er dies vermochte, hat er nicht zum geringsten seiner Stellung als

Pfarrer zu verdanken, die ihn in täglichen intimen Verkehr mit dem Volke brachte.

Das Münsterland schenkte uns noch einen Erzähler, den im Jahre 1830 in Münster geborenen, in Paderborn am Gymnasium wirkenden Oberlehrer Albert Tenckhoff. Tenckhoff veröffentlichte zwei Bändchen „Westfälische Geschichten“, welche uns lebhaft bedauern lassen, daß er sich nicht weiter auf novellistischem Gebiete versuchte, denn man durfte nach diesen noch Treffliches von ihm erwarten. Es offenbart sich in den vier Erzählungen ein frisches dichterisches Talent, verbunden mit einer schätzenswerten Gabe zur Darstellung und Charakteristik. Die Handlung der bescheidenerweise so genannten „Geschichten“ spielt, wie schon der Titel andeutet, in Westfalen, namentlich im Münsterlande; die Darstellung hat eine ausgeprägt provinzielle Färbung. Die ungezwungen als Glied der Entwicklung in die fortschreitende Handlung eingelegten Auftritte aus dem westfälischen Volksleben, wie Hochzeitsfeste, Kirmeß u. s. w. verbinden sich mit anschaulichen Schilderungen der ländlichen Natur, wie mit volkstümlichen Ausdrücken und Wendungen zu einem schönen Bilde westfälischen Lebens. Wie in Grimmes Erzählungen, so entwickelt sich die Handlung auch bei Tenckhoff auf dem Dorfe; beide Schriftsteller unterscheiden sich aber scharf. Grimmes Dorfgeschichte mutet uns an wie ein von Bergen umgebenes Thal, dem noch keine Eisenbahn und kein Fuß eines reiselustigen Touristen genaht; in patriarchalischer Einfachheit, wenig bewegt von Leidenschaften und Seelenkämpfen, lebt der Landmann für sich hin, seinen Acker bestellend, sein Pfeifchen rauchend und mit seinen Nachbarn harmlose Scherze machend. Tenckhoffs Bauern dagegen haben ein rasch fließendes Blut in den Adern, sie haben ein lebhaft empfindendes Herz, und vermögen den Regungen ihrer Seele kräftigen Ausdruck zu geben. Und trotzdem bleiben sie stets innerhalb

der Grenzen, welche ihnen Leben und Bildungsgang zuweist. Es sind keine Auerbacher, sondern derbe westfälische Jungen; keine Barfüßele, sondern natürliche lebhafte Landmädchen.

Die beste der Tenckhoffschen Erzählungen ist unstreitig „Lisbeth" (Band II), eine Geschichte, wie sie häufig vorkommen mag, die der Leser aber nicht oft so ergreifend zu lesen bekommen wird. Lisbeth, die Tochter des Kötters Steffen, liebt den armen Schulzensohn Franz. Ihre Eltern, namentlich ihre Stiefmutter begünstigen jedoch den reichen Erlenbauer Christoph auf jede Weise. Lisbeth hat einen schweren Stand. Ihren Franz darf sie nicht sehen, während der Erlenbauer ihr jeden Tag seine plumpen Schmeicheleien zu Füßen legt. Schließlich kommt es so weit, daß Christoph von Lisbeths Eltern die Erlaubnis erhält, sie als seine Braut betrachten zu dürfen. Franz vermag das nicht mehr anzusehen, er geht in die Fremde. Der alte Natzmeier besorgt den dürftigen Verkehr der Liebenden. Christoph erreicht natürlich bei Lisbeth nichts, schließlich versucht er Gewalt und Drohungen. Nun aber tritt Lisbeths Vater, den sie während seiner Krankheit so aufopfernd gepflegt, auf ihre Seite und weist dem frechen Erlenbauer die Thür. Die Stiefmutter verfällt vor Ärger in ein hitziges Fieber, das sie allmählich dem Tode nahe bringt. Weiteres Elend bleibt nicht aus. Der Erlenbauer bringt eine bedeutende Hypothek des Steffenschen Hauses an sich und kündigt sie, glaubend, er könne die verhaßte Familie nun zu Grunde richten. Jetzt erinnert sich aber Lisbeth eines Wortes des alten Natzmeier, sie geht zu ihm, und er verspricht zu helfen. Richtig, er bringt kurz darauf nicht allein die nötige Summe, sondern auch den Franz. Nun wendet sich alles zum Guten.

An trefflich und eindrucksvoll dargestellten Scenen hat die einfache Erzählung keinen Mangel. Mit Vergnügen wird man lesen, wie die vereinigten Burschen und Mädchen den

übermütigen Erlenbauer beim Flachsraufen hinauswirbeln; wie Lisbeth von demselben rohen Freier angefallen wird, und wie ihr getreuer Fidel sie befreit; wie endlich der erzürnte Steffen dem allgemein Verhaßten die Thür weist. Die Charaktere sind vorzüglich dargestellt, obenan die einnehmende Lisbeth und der alte ehrliche Natzmeier. Eine durchaus einfache, aber ausdrucksvolle Sprache vervollständigt wirksam den dichterischen Effekt der Erzählung.

Nach dieser dürfte „Die Haideschenke" zu nennen sein. Die Erzählung versetzt uns in die traurigen Zeiten Napoleonischer Gewaltherrschaft zurück. Der mächtige Corse, gereizt durch Englands hartnäckigen Widerstand gegen seine Eroberungsgelüste, verhängt die Kontinentalsperre. An sich schon reizte diese Maßregel zur Schmuggelei, obgleich sie mit schweren Strafen verboten war; dazu kam aber noch, daß es galt, den Todfeind zu schädigen, und sich einen nicht geringen Vorteil zu verschaffen. So machten sich denn Leute wie der Poggenkämper, Manns und schließlich auch der lange mit seinem Gewissen kämpfende Kröger nichts daraus, allnächtlich den Douanen mächtige wertvolle Ballen vor der Nase vorüber zu führen. Endlich aber kommt es an den Tag, durch den Verrat des alten Haidefritz. Die Beteiligten trifft harte Strafe; Kröger wird gefangen nach Frankreich abgeführt und sieht seine Heimat nie wieder.

Diese einfache Geschichte ist ungemein flott erzählt, die Charaktere sind durchweg anziehend dargestellt. Sehr gelungen ist der lange Manns, eine Prachtgestalt. Selbst der Haidefritz erweckt unser Interesse, trotzdem wir sein schmähliches Handeln streng verurteilen müssen. Aber der Erzähler hat seine Schurkenstreiche sehr gut motiviert; blinde Rache treibt ihn unwiderstehlich. Sein Handeln resultiert nicht aus angeborener Bosheit, sondern aus maßloser Rachgier, und das ist ein dichterisch sehr gut verwendbares Motiv.

In „Verschiedene Wege“ hat er es nicht so gemacht; hier treibt Naturanlage den Helden, Anton Schüren, zu schändlichen Thaten, wir wenden uns deshalb mit Abscheu von einem solchen Menschen ab. Im übrigen ist auch diese Erzählung recht interessant. Der alte Sporkmeyer wird jedem gefallen, ebenso Mutter Schüren und die beiden Töchter. Wenn die moralische Tendenz nicht so sehr unter dem Tuche hervorblickte, würde man die Erzählung höher stellen können.

Die letzte Erzählung des zweiten Bandes, „Durch Nacht zum Licht“ behandelt ein altes Thema, die Rückkehr eines Irreligiösen zum Glauben, in entsprechender Weise. Die kleine Dorfrevolution von 1848 giebt dem Ganzen einen angenehmen historischen Beigeschmack.

Süddeutschland lieferte mehrere Volkserzähler ersten Ranges, wie Bernard Wörner, Franz von Seeburg, Max Steigenberger, J. A. Pflanz und Heinrich Hansjacob.

Bernard Wörner wurde am 28. Dezember 1828 zu Hessenthal im Spessart als Sohn eines Dorfschullehrers geboren. Seinen Vater verlor er sehr früh, die Mutter wandte jedoch alles daran, den talentvollen Sohn studieren zu lassen. Er kam zunächst an die Studienanstalt zu Aschaffenburg, von dieser aber, weil sein jugendlustiger Sinn ihm manche Differenz mit den strengen Lehrern verschaffte, an das Gymnasium zu Bamberg. Hier und später an der Universität Würzburg arbeitete er mit eisernem Fleiße, und machte sich namentlich die neueren Sprachen zu eigen. Im Jahre 1850 trat er in den Thurn und Taxisschen Postdienst, 1852 wurde er Assistent am Oberpost- und Bahnamte zu Bamberg. Fünf Jahre blieb er in dieser Stellung, um dann zum Offizial, 1866 zum Verwalter der Güterexpedition befördert zu werden,

bis er 1871 zu jener Stellung erhoben wurde, in welcher ihn der Tod früh und jäh am 26. Juli 1873 überraschte.

„Wörner“, sagt einer seiner Freunde in einem Lebensbilde (Hausschatz 1874 S. 123), „war an erster Stelle Beamter, an zweiter erst Litterat. Wenn einer, so war er es, der, von der Wahrheit: des Mannes Kraft gehört seinem Berufe — völlig durchdrungen, diese aufs beste und eifrigste zu bethätigen suchte; obgleich sich mit ziemlicher Gewißheit annehmen läßt, daß er unter anderen, besonders finanziell besseren Verhältnissen eine ganz andere, seinen geistigen Anlagen wie seiner besonderen Vorliebe zur Wissenschaft ungleich mehr zusagende Lebenslaufbahn angetreten hätte. Allein nur vom Dichter gilt: poëta nascitur, non fit. Sonstige Berufsarten lehren den Beruf gar nicht selten erst im Berufe, wie wir dies an Wörner trefflich bestätigt finden. Keiner seiner Kollegen mag das meist Mechanische seines Dienstes schmerzlicher empfunden haben, als er, dessen Geist vom Triebe des Schaffens erfaßt war. Gleichwohl machte Pflicht und Gewissen ihn alles andere auf so lange vergessen, als Amt und Dienst seine Kraft beanspruchten . . . . . Kaum war das Abendessen eingenommen, da harrte schon der gut beleuchtete Arbeitstisch seines Eigentümers und Herrn, um in der Regel bis zwölf Uhr nachts, sehr oft auch bis ein und zwei Uhr morgens Zeuge zu sein von der Rührigkeit seiner Feder. Da wurde nun meditiert und skizziert, revidiert und korrigiert und obendrein die weitverzweigteste Korrespondenz erledigt.“

Kein Wunder, daß eine solche rastlose, weder Tag noch Nacht kennende Thätigkeit den selbst kräftigen Körper Wörners aufrieb.

Zu einer größeren dichterischen Schöpfung hat es der früh Verstorbene nicht gebracht, obschon sein schönes Talent ihn wohl zu bedeutenden Leistungen befähigte. So hat er

denn nur eine Reihe von Novellen hinterlassen, die er in drei Sammlungen, deren Titel den Hauptinhalt ungefähr andeuten, vereinigt hat in: „Amt und Welt", „Lust und Leid", „Lebende Bilder". Wörner hätte aber getrosten Mutes seine sämtlichen Novellen in eine einzige Sammlung zusammenfassen und sie unter dem Gesamttitel: „Das menschliche Leben" vereinigen können. Denn in der That sind die Novellen Wörners ein wahres Kaleidoskop. Alle Stände und Lebenslagen gelangen zur Darstellung. Der Reichtum an gut erfundener Handlung, an anziehenden Charakteren, an packenden Auftritten scheint unerschöpflich zu sein. Namentlich wird „Lust und Leid" oder vielmehr nur das Leid, die Elendigkeit des Beamtentums in der verschiedensten Abwechselung zur Darstellung gebracht. Und dabei zeigt der Dichter eine Kenntnis der Welt und des menschlichen Herzens, der Wissenschaften und Künste, die in Erstaunen setzen muß. In einer jeden Novelle zeigt er uns die „menschliche Komödie" von einer anderen Seite und den Menschen in einer neuen Situation. Hier sehen wir den kärglich besoldeten Beamten im Kampfe mit bitterer Not und herzlosen Vorgesetzten, dort den talentvollen jungen Beamten, kämpfend gegen kleinherzige Büreaukratie und Nepotismus; hier den edelsinnigen Jüngling, sich wehrend gegen den Despotismus des Militärs, dort den Ausgestoßenen der Menschheit mit seiner großen Seele, und hier wieder den Polizeimann, dem sein Amt die Handhabe bieten muß, um seinen Gelüsten frönen zu können — und so geht es weiter in buntester Reihe. Die verschiedensten Stände des Lebens treten auf, und zeigen uns ihren Beruf von seiner heiteren und düsteren Seite.

Es sind farbenreiche Gemälde mit den seltsamsten Lichtwirkungen. Manches hat einen ganz romantischen Anstrich. In die Alltäglichkeit des Lebens hinein schleichen plötzlich unheimliche Gestalten; in die Nacht tieffsten Elends fällt

unvermutet der belebende Sonnenstrahl des Glücks; er, der bis jetzt glaubte, von niemanden beachtet zu werden, sieht sich auf einmal inmitten einer Intrigue, ja sich selbst als Mittelpunkt derselben. Und überall ist Wörner Herr seines Stoffes. Meister aber ist er da, wo er den Kampf des Talentes schildert, des Talentes, das durch sich selbst zur Geltung gelangen will, und zu stolz ist, etwa durch die abgestandene Tochter eines alten Geheimrats zu Amt und Würden zu gelangen; Meister auch da, wo er die traurige Lage des kleinen Beamten zum Vorwurf nimmt. Welch' ergreifende Schilderung entwirft er nicht von dem Leben des armen Schreibers Rohn! Mit blutendem Herzen arbeitet er sich mühsam durchs Leben. Zu Hause eine halbblinde mürrische Gattin, im Amte einen hochmütigen Vorgesetzten, schluckt er Tag für Tag den zehrenden Büreaustaub, von dem Wörner folgende treffliche Schilderung entwirft:

„Das ist nicht der grobkörnige Chausseestaub, der dem Wanderer in das Gesicht fliegt, nicht der trockene Staub des Feldes, welchen ein leichter Regen tilgt, nicht der flockige Staub des behaglichen Wohnzimmers, welchem die Magd allmorgentlich mit Wasser und Wischer steuert, nicht der heiße Staub der Wüste, den der Samum packt und in die Luft wirbelt. Nein! Dieser Staub ist ein feiner, flüchtiger, ein präparierter und unbesiegbarer, es ist — ein Kulturstaub. Dieser Staub ist das unscheinbare und doch das stärkste Bindemittel im Amte. Er schlingt um alles, was dem Dienste geweiht ist, das unzerreißbare Band des stillen Einverständnisses und Sichgenügens. Er kommt nicht zur Thüre und nicht zum Fenster herein — das Bureau selbst ist seine Geburtsstätte. Er wird im Amte, gewissermaßen aus sich selbst erzeugt. Die Akten sind seine Wiege, die Akten sind seine Heimat und sein Horst. Hier entpuppt und vermehrt er sich, ruht behaglich auf ihren Deckeln und schiebt seine Pioniere in sie hinein. Die vergilbten Blätter, welche der Bureaumann und der Gelehrte mühsam durchforschen, — sie sind sein Werk. Und wer es wagen sollte, ihn aus seinem Heimgarten zu vertreiben, wird an dem Brennen seiner Augen, dem Spannen und Husten seiner trockenen Brust bald genug fühlen, daß er es mit einem starken, grausamen, unüberwindlichen Feinde zu thun hat."

Da wird eine Stelle erledigt, die für Rohn eine gute Verbesserung bieten dürfte. Er meldet sich. Und nun schwebt er in Hangen und Bangen. Aber er hofft umsonst, er bekommt nicht allein die erbetene Stelle nicht, sondern wird sogar aus dem Amte entlassen. Nun tritt der Versucher an ihn heran. Rollen Gold, wie er sie nie zusammen gesehen, geschweige denn besessen, sollen sein eigen sein, wenn er ein schurkisches Unternehmen mit seiner Unterschrift unterstützt. Hier Glück und Geld — dort seine alte Armut, aber auch ein reiner Name. Er kämpft nicht — er flieht vor der Versuchung. Endlich leuchtet ihm wieder die Sonne des Glückes, seine Not hat ein Ende.

Und in einer zweiten Novelle führt uns der Dichter ein weibliches Seitenstück zu diesem armen Schreiber vor: „Die Witwe des Accessisten“. Als Mädchen ist sie dem Manne ihrer Liebe gefolgt. Not und Elend hat sie mit dem kärglich besoldeten Beamten geteilt — da stirbt er; sie muß mit ihrem Kinde ins elterliche Haus zurück. Was sie hier von einem mürrischen Vater, einer hochmütigen, grausamen Schwester zu erdulden hat, ist tief rührend geschildert. Sie wird endlich von einem Freunde ihres verstorbenen Mannes, Herrn von Wels, aus ihrem Elend gerettet; er übergiebt ihr die Verwaltung eines seiner Güter.

In diese treffliche Novelle hat Wörner glänzende Schilderungen des geräuschvollen, jugendübermütigen Studentenlebens verwebt. Schade ist es, daß Wörner die prächtige Gestalt des adelsstarren Präsidenten von Wels nur im Hintergrunde gehalten hat, denn sie ist so schon sehr wirkungsvoll. Sie gemahnt, in ihrem unabänderlichen Festhalten an den Grundsätzen des Adels, an einen Felsen am Meere, den Jahrhunderte hindurch die tosenden Wellen bestürmt, der immer ihrer Wut widerstanden, endlich aber weichen muß und nun dem Schiffer eine reizende Aussicht eröffnet. Er

ist Adeliger durch und durch, Feind aller Neuerungen und der Herrschaft des Volkes.

Von solcher Gesinnung ist Wörner ein entschiedener Feind. Er ist Volksmann durch und durch, ein wahrhafter Freund des soliden, ehrenwerten, in sich tüchtigen Bürgerstandes. Überall verurteilt er den bloß äußerlichen Prunk ohne innere Tüchtigkeit. Das zeigt am besten die Erzählung: „Am Ziele“, eine der besten von allen. Der Sektionschef Maurer wird zu seinem Fürsten gerufen; hier erfährt er, daß es sich um die Bildung eines neuen Ministeriums handle, und aus den Worten des Monarchen fühlt er heraus, daß er berufen ist, an die Spitze desselben zu treten. Und nun legt er seine Grundsätze dar, zeigt sich als echten Freund des Volkes. Maurers Ansichten aber sind offenbar Wörners Ansichten, das geht deutlich aus dem ganzen Verlaufe der Erzählung hervor. Der Arbeiteraufstand ist mit großer Anschaulichkeit und höchst lebendig geschildert.

In den düstersten Farben, schwarz in schwarz gemalt, erscheint die Novelle „Geheime Gewalten“. Selten ist das Elend junger Talente in ohnmächtigem Kampfe gegen steifleinene Büreaukratie, mit ihrem elenden Anhängsel und selbstsüchtigen Interessen, ergreifender dargestellt. An packenden Scenen bietet gerade diese Novelle genug.

Als letzte bedeutende Leistung darf „Mein Princip“ erwähnt werden. Doktor Stein will reich und einflußreich werden, und dieses Zweckes wegen verschmäht er es, in die Hütten der Armen hinabzusteigen. Einmal giebt er selbst dem dringenden Flehen eines armen Arbeiters Frank, zu seiner Frau zu kommen, nicht nach, denn sein Princip erlaubt es nicht. Die Frau stirbt; ihr Sohn aber wird der Schützling eines angesehenen Barons, und erringt sich durch sein Talent und seinen Fleiß eine glänzende Stellung. Stein hat mittlerweile sein Ziel erreicht, er ist sogar Herr von Stein geworden.

Frank bewirbt sich um seine Tochter Bertha. Er erhält sie. Am Verlobungsabend führt Frank, der Sohn, seinen Vater ein, Arzt und Arbeiter erkennen sich und letzterer reißt seinen Sohn hinweg aus dem Hause des Mannes, der den Tod der Mutter verschuldet. Das sind die Folgen des „Princips“. Die Gäste stehen verwirrt; die Kunde verbreitet sich; der herzlose Emporkömmling bekommt seinen Lohn.

Unter den Novellen in „Lust und Leid“ und in „Lebende Bilder“ ist keine, die irgend eine hervorragende Stelle einnimmt, es sind so zu sagen nur Ferienarbeiten. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß dieselben ohne allen Wert sind, sondern nur, daß ihr Inhalt nicht so bedeutend ist, wie in den übrigen.

Wörner ist der Volksschriftsteller in seiner schönsten Form. Seine Darstellungsweise ist, wie schon die angeführten Proben beweisen, kraftvoll und packend überall. An edlen Gedanken hat er einen großen Reichtum aufzuweisen, und diese Gedanken bietet er in schöner, faßlicher Form.

Franz von Seeburg, dessen wir in der Abteilung: Historischer Roman bereits gedachten, veröffentlicht seine ausgezeichneten kleinen Volkserzählungen meist in dem „Regensburger Marienkalender“.

Neuerdings verspricht Max Steigenberger, der am 21. Oktober 1847 zu Landsberg geborene Domprediger in Augsburg, in unserer Volkslitteratur eine hervorragende Stellung einzunehmen. Er hat indessen bis jetzt nur einige kleine Novellen veröffentlicht.

Schon älter ist Joseph Anton Pflanz, der seit Dezennien als Jugend- und Volksschriftsteller eines guten Rufes genießt. Er wurde geboren am 25. Februar 1819 zu Ellwangen in Württemberg und sollte sich nach dem Vorgange seines Vaters dem Zimmermannshandwerk widmen. Indessen gelangte er, seiner Neigung gemäß, zum Studium

und wurde zu Ostern 1844 Reallehrer zu Rottenburg am Neckar. In den Jahren 1848—53 widmete er sich, da er wegen eines Halsübels Urlaub nehmen mußte, der Schriftstellerei und redigierte auch zwei Jahre lang das „Deutsche Volksblatt" in Stuttgart. Im Jahre 1853 trat er wieder in den Staatsdienst und wurde 1857 Hauptlehrer an der Realschule zu Rottweil. Von seinen zahlreichen Schriften kommen hier hauptsächlich seine „Lebensbilder aus Dorf und Stadt" in Betracht. Pflanz hat in den verschiedensten Lebens- und Berufskreisen sich bewegt und allerorten reiche Erfahrungen gesammelt. Er kennt arm und reich, hoch und niedrig, am besten jedoch das Landvolk. Seine Erzählungen haben nie eine kunstgerecht aufgebaute und verwickelte Handlung. Er erzählt eben, wie es diesem oder jenem unter diesen oder veränderten Umständen ergangen, wie er Leid und Freud ertragen, wie er sich seinen Mitmenschen gegenüber benommen und wie es eigentlich hätte sein müssen. Immer erzielt sich aus seinen Geschichten eine nützliche Lehre, die er eindringlich genug zu predigen weiß. Unter den Charakteren, welche er uns aus den Dörfern vorführt, befinden sich vorzüglich gezeichnete; er weiß den Bauern in seiner Eigenart sehr gut zu treffen und uns sein manchmal seltsames Handeln verständlich zu machen. Weniger gelungen sind die Gestalten aus städtischen Kreisen, welche nicht selten übertrieben — namentlich nach der schlechten Seite — dargestellt sind.

Heinrich Hansjakob gehört dem badischen Schwarzwald an, er ist geboren am 19. August 1837 zu Haslach, jetzt Stadtpfarrer zu Freiburg im Breisgau. Er ist noch weniger ein eigentlicher Erzähler als Pflanz; was er uns bietet, sind Skizzen, Augenblicksaufnahmen, aber er besitzt ein weit größeres Talent als jener und ist einer unserer eigenartigsten Schriftsteller. Ich will nicht sagen, daß er Humorist

genannt werden könne, denn es fehlt ihm vieles, was den Humoristen ausmacht; aber die Lektüre seiner Skizzen versetzt uns doch in jene behagliche Stimmung, die humoristische Erzeugnisse in uns hervorzurufen pflegen. In seiner Heimat leben der Originale genug in den unteren Ständen, unter den Müllern, Schuhmachern, Schneidern u. s. w., und diese Originale weiß er mit dem Pinsel des geschicktesten Malers uns vorzuzaubern. So sind sie gewesen, diese eigentümlichen Männer mit ihrer manchmal verschrobenen aber kraftvollen Denkweise, mit ihren seltsamen Ausdrücken, ihrem von allem Herkommen abweichenden Gebaren, aber gesundem Kern. Hansjakob will Bilder aus seiner Heimat geben, treue, farbenfrische Bilder; einen anderen Zweck verfolgt er nicht bei seiner schriftstellerischen Thätigkeit, gewiß nicht den, in seine Novelletten eine Moral zu legen. Trotzdem bieten sie eine gesunde und herzerquickende Lektüre.

V.

Das Ausland.

1.

Fernan Caballero.

Fernan Caballero ist eine so eigen geartete Erscheinung unserer neueren katholischen Litteratur, daß eine kurze Darstellung seiner Weltanschauung der ästhetischen Würdigung seiner herrlichen Dichtungen vorausgehen muß. Wir finden dann zunächst, daß Fernan Caballero es liebt, die konfessionelle Seite stark heraus zu kehren. Er ist nach seiner eigenen Aussage gern geneigt, den verschiedenen Ansichten der Menschen Rechnung zu tragen, nur in einem Punkte macht er keine Zugeständnisse: Das sind die religiösen Angelegenheiten, denn die ewige Wahrheit lautet: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich, eine gleich allen, die von jenen göttlichen Lippen geflossen sind, herrliche, kurzgefaßte Regel, deren Sinn die Toleranz in göttlichen Dingen, deren Kürze alle Redensarten in Staub verwandelt."[1]) Dieser Entschiedenheit entspringen zahlreiche angrifflustige Bemerkungen von seiten des Dichters, die nach dem Gesetze der Objektivität in einem Werke der Dichtkunst nicht zu finden sein sollten. Indessen das Gesetz der Objektivität, welches dem Dichter jedes persönliche Hervortreten verbietet, scheint Caballero gänzlich unbekannt zu sein. Es finden sich überall in seinen Werken zahllose polemische und apologetische Bemerkungen, welche zwar durch die Situation angeregt werden, aber nicht mit Notwendigkeit

[1]) Lagrimas I. 132. (Übers. von Lemcke, Wolf und Clarus.)

aus ihr hervorwachsen. Caballero ist aber der Meinung: „Der Schriftsteller hat ein vollkommenes Recht, so viele Abschweifungen zu machen, als er will, wie der Leser das Recht hat, sie nicht zu lesen."[1]) Hier müssen wir ihm entschieden widersprechen. Ein erzählender Dichter hat nicht das Recht, mit seinen Ansichten persönlich hervorzutreten; er soll im Gegenteil, nach Goethes trefflichem Ausdruck, „als ein höheres Wesen im Gedichte nicht selbst erscheinen", sondern gleichsam „hinter einem Vorhange lesen, daß man nur die Stimme der Musen zu hören glaubt."

Eine beständige Polemik ist die Folge von Caballeros ästhetischen Grundsätzen. Streng und entschieden eifert er gegen die Halbreligiösität, den Indifferentismus und den Unglauben der höheren Stände, gegen den Liberalismus der Regierung. Eine solche Polemik liebt die Gegensätze, darum steigt Caballero gern zum Volke herab, welches sich den Schatz des Glaubens unbekümmert bewahrt hat. Diesen in all' seiner Lieblichkeit, all' seiner reizenden Naivetät zu charakterisieren, teilt Caballero selbst und durch die Personen seiner Dichtungen zahlreiche sinnige Märchen und Lieder, Sprüche und Legenden mit, welche er aus dem Munde des Volkes geschöpft und welche beweisen, wie sehr in Spanien Religion und Poesie verwachsen sind, oder vielmehr war, wenn man die Gebildeten in Betracht zieht.

In zweiter Linie ist Fernan Caballero vom strengsten Konservatismus; den Ansichten und Bestrebungen der Neuzeit gegenüber verhält er sich durchaus abwehrend und feindlich. Er wird nicht müde, das neunzehnte Jahrhundert, „das Jahrhundert der Engherzigkeit und Erbärmlichkeit", als in all' seinen Früchten durchaus verfehlt zu bezeichnen und seine Errungenschaften mit wegwerfender Miene zu beurteilen.

---

[1]) Im Glück und Unglück. S. 174.

So sagt er: „Wundervolle Civilisation! Du erhabenes Streben nach Vollkommenheit, du, die du im vergangenen Jahrhundert so Großes hervorgebracht, warum bringst du jetzt nur Mißgeburten zur Welt?" Und an einer andern Stelle: „Aufgeklärte Neuerer! Ihr habt diesen abscheulichen Firnis langweiliger Aufklärung fabriziert, der sich wie ein künstlicher Glanz, wie eine Lüge über alles erstreckt."

Infolge dieses Widerwillens gegen Neues und Neuerungen finden sich denn zahlreiche Ausrufe, entrüstete Reden, bittere Sarkasmen gegen die neuere Bildung und Wehrufe über das Schwinden der einfachen Denkweise. Bezeichnend sind die erbitterten Ausbrüche gegen das Geld, den Erfolg, gegen die Weltmänner, gegen den Spleen, die Hochzeitsreisen, gegen Kahlköpfe u. s. w. Das muß man aber Caballero lassen, er spitzt die Gegensätze nie persönlich zu. Seine Gestaltungskraft, sein Drang nach künstlerischem Schaffen sind zu groß, als daß sie, einmal in Fluß, durch die Gesinnungen gehemmt werden könnten. So sind denn auch die ihm verhaßten Vertreter anderer Richtungen mit dichterischer Unparteilichkeit ohne jede Gehässigkeit dargestellt. Das sündige Weltkind Alegria ist mit demselben Reize umgeben wie die fromme Lagrimas. Und wenn Caballero auch tausendmal versichert, daß ihm Alegria durchaus nicht gefalle, so kann er doch nicht verhindern, daß der entzückte Leser mit Liebe dem schönen Mädchen nachblickt. Das ist der beste Beweis für Caballeros dichterische Größe. Wo es auf das ankommt, was den Dichter ausmacht: auf die Gestaltung fesselnder Charaktere, da ist er mit ganzer Seele Dichter und nichts als Dichter, Schöpfer lebensfrischer Gestalten. Was schadet es dann, daß er Stadt und Land, Städter und Bauern in scharfen Gegensatz bringt und letzteres und letztern offen vor den erstern begünstigt? Mag er es, so lange er uns unterhält und fesselt.

Endlich ist Caballero Spanier und zwar ein Spanier vom reinsten Wasser. Seine Dichtungen zeigen einen nationalen Gehalt, wie ihn nicht viele Dichter der Weltlitteratur aufzuweisen haben. Er ist der spanische Dichter par excellence. Mit glühender Neigung liebt er das schöne Land, an welches er mit so vielen Banden gefesselt ist; er schwärmt für dessen glorreiche Vergangenheit, für die großartigen Eigenschaften seines Volkes, für seine lieblichen Sitten und Gebräuche. Aber das neue Spanien ist nicht mehr das alte. Vieles hat die Zeit geändert, vieles ist durch den Verkehr mit andern Nationen, durch fremdländische Einflüsse verloren gegangen. Die revolutionären Ideeen der Neuzeit, die französischen und englischen Sitten, welche man in den großen Städten so eifrig an Stelle der altspanischen zu setzen sucht, haben den echten spanischen Geist angefressen, ja, drohen ihn mit der Zeit ganz zu verzehren. Diese Veränderung innerhalb seines geliebten Volkes erfüllt Caballero mit tiefem Schmerz. Er eifert gegen die Ausländerei, gegen das verflachende Gesellschaftsleben der großen Städte, in welchem die edle spanische Individualität vom allgemeinen weltmännischen Firnis übertüncht wird. Und auf der andern Seite sieht er, wie das eigentliche Volk allein sich noch die altspanische Denk- und Fühlweise bewahrt hat. Er kennt das Volk und seine Lebensweise durch und durch. Er hat es belauscht bei den Äußerungen seiner Gedanken und Gefühle; er hat es studiert in seinen Sprüchen, Liedern, Märchen und Legenden; er ist entzückt, noch so reiche Überreste der herrlichen Vergangenheit zu finden. Aber die Bewohner der Städte im allgemeinen und die vornehmen Stände im besonderen sind dem Volksleben ganz entfremdet; sie sehen mit Verachtung auf den Arbeiter und den Bauer hinab und schämen sich vor Fremden, daß ein Spanier soviel Kindlichkeit nd Einfachheit zeigen könne, wie der gemeine Mann zeigt.

Dem will Caballero entgegenarbeiten, er will den modernen Geist mit all' seinen Untugenden aus Spanien verjagen, dagegen den altspanischen Geist überall wieder eingeführt wissen. Wie gern zöge er eine chinesische Mauer um sein geliebtes Land! wie gern gäbe er jedem Fremden, der die spanische Individualität verachtet, einen Ausweisungsbefehl! Aber ihm fehlt die Macht. Dafür kann er auf andere Weise wirken, und er will es. Er will seinem Volke einen Spiegel vorhalten, in dem es sich selbst erkennen soll, er will „Maler der Zeitsitten“ sein, „keine Romane“ schreiben, „sondern Gemälde des menschlichen Lebens, wie es ist“ liefern.

„Wie es ist!“ Caballero legt einen ganz besondern Ton darauf, daß er wahre Gemälde gebe, und wiederholt dem Leser an vielen Stellen in seinen Romanen: „Selbst in Bezug auf das Unglaublichste möge meine Versicherung, daß es wahr ist, dir als Bürgschaft dienen.“ Ja, er geht so weit, in Anmerkungen zu mancher Scene sich als einen ganz Fremden hinzustellen, welcher diesen Auftritt irgendwo beobachtet hat, ihn wiedererzählt und nun Beobachtungen über denselben anstellt. An andern Stellen sagt er: „Solche Scenen lassen sich nicht erfinden, weil die Dichtung nie die Wahrheit erreichen kann.“

Inwieweit Caballeros Schilderungen wahr sind, das zu beurteilen steht einem Deutschen und des spanischen Lebens Unkundigen nicht zu, ist auch für unsern Zweck unwesentlich. Es genüge deshalb die Bemerkung, daß die spanischen Kritiker in dieser Hinsicht nur eine Stimme haben, und daß sie Caballero nie den Vorwurf der Unwahrheit gemacht haben.

Fernan Caballeros Bedeutung als Spaniens nationalster Dichter wird noch erhöht durch die jetzt offenkundige Thatsache, daß er dem weiblichen Geschlechte angehört und seiner

Abkunft nach ein Deutscher ist. Caballero ist ein Schriftstellername, welchen die Dichterin gleich dem großen Schotten jahrelang mit aller Hartnäckigkeit bewahrt hat. Alle Welt bemühte sich, den Schleier zu lüften, keinem gelang es; Caballero machte sich in gutmütig humoristischer Weise über die Neugier der Leser lustig. Daß sich hinter dem Pseudonym eine Dame verberge, das fand man bald heraus, denn das weibliche Element beherrschte in den unter Caballeros Flagge segelnden Romanen fast vollständig das männliche, und die Gefühle des weiblichen Herzens waren mit einer Kenntnis und Zartheit geschildert, welche nur eine Frau besitzen konnte; endlich deutete auch die Redseligkeit und die Bereitwilligkeit, überall und über alles zu moralisieren, auf eine Angehörige des schönen Geschlechtes hin. Wenn man nun aber in Deutschland dagegen geltend machte, es seien in Caballeros Dichtungen manche Dinge mit einer Offenheit behandelt, welche in Deutschland und England gesellschaftlich verboten sei, so antworteten die Spanier, daß dies eben spanisch sei, und daß man in Spanien bei solchen Offenheiten weniger Arges denke, als in den genannten Ländern bei verblümten Anspielungen. Die Spanier behielten recht: Fernan Caballero war eine Dame[1]). Ihr Vater war der aus Campes Robinson unter dem Namen Johannes allbekannt gewordene Johann Nikolaus Böhl, der von seinem Vater nach Cadiz zur Führung der dortigen Filiale seines Geschäftes gesandt wurde. Hier lernte er die schöne Spanierin Frasquita de Larea kennen, mit der er sich Frühjahr 1796 vermählte. Bald nachher reisten die beiden Gatten in die Schweiz nach Morges, wo 1797 unsere Cäcilia geboren und nach der Religion ihrer Mutter katholisch getauft wurde. Nach einigen Monaten kehrte die kleine Familie nach Spanien zurück, wo

1) Vergl. zu der Lebensskizze den betreff. Aufsatz von P. W. Kreiten in „Stimmen aus Maria Laach“. 1877. VIII.

Böhl eifrig wissenschaftlichen Studien, namentlich über altspanische Litteratur, oblag. Bald aber sehnte er sich nach Deutschland zurück. Er erwarb das adelige Gut Görslow in Mecklenburg und betrat 1805 wieder den heimatlichen Boden. Seine Frau hielt es jedoch im kalten Norden nicht lange aus, sie kehrte mit ihrem jüngsten Kinde nach Spanien zurück, den Knaben und die neunjährige Cäcilia dem Vater lassend. Für die Erziehung der letzteren wurde bestens gesorgt: die religiöse Erziehung besorgte eine katholische Belgierin, den Unterricht in den übrigen Fächern leitete der heißgeliebte Vater selbst. Nach der ersten heiligen Kommunion wurde Cäcilia zu ihrer Tante nach Thurow im Lauenburgischen gesandt, um dort ihre Erziehung vollenden zu lassen. Die kriegerischen Ereignisse jener Jahre zwangen Böhl, im Jahre 1813, nachdem er zur katholischen Religion übergetreten, wieder nach Spanien überzusiedeln. Hier fand er, daß er ein armer Mann geworden, fast sein ganzes Vermögen war verloren. Indessen verhalfen ihm seine spanischen Freunde bald wieder zu einer Existenz als Oberaufseher über ein großes englisches Weinbau-Geschäft in Puerto Santa Maria. Hier konnte Cäcilia ganz in den Reizen Andalusiens schwelgen, die sie später so anziehend geschildert. Sie erwarb sich aber auch in dem reichen Kreise von Gelehrten und Künstlern, der sich in dem Hause ihrer Eltern sammelte, einen unschätzbaren Reichtum vielseitiger Anschauungen und Kenntnisse. Zugleich auch befand sich Cäcilia hier in einem Sammelpunkt der politischen Bewegung des damaligen Spaniens — Vater und Mutter sandten manche gewandt geschriebene Flugschrift zu Gunsten der alten Ordnung in die Welt — und daraus erklärt sich die stark ausgeprägte politische Färbung der Romane unserer Dichterin.

So war Cäcilia fast neunzehn Jahre alt geworden, als sie sich mit einem spanischen Offizier verheiratete. Nach

kurzem Glück, kaum zwanzigjährig, verlor sie ihren Mann. Einige Jahre später wurde sie Gattin des Marquis von Arro-Hermoso, aber 1835 war sie schon wieder Witwe. Sie wurde nun Erzieherin der künftigen Prinzessin von Montpensier. Später schritt sie zu einer dritten Ehe und zwar mit dem Advokaten Arrom, den sie 1863 wieder verlor. Alle drei Ehen blieben kinderlos, am 7. April 1877 ging sie selbst, eine Achtzigjährige, zur ewigen Ruhe.

Als Schriftstellerin trat Fernan Caballero zuerst im Jahre 1849 mit dem Roman „Die Möve" hervor. Der ungeteilte Beifall, welcher ihr für diese Dichtung in ganz Spanien zu teil wurde, ermunterte sie zu weiterm Schaffen. Es folgten die größeren Romane: „Elia", „Clemencia", „Lagrimas", sowie eine ganze Reihe (24) kleinerer Erzählungen.

Betrachten wir die Gesamtheit des dichterischen Schaffens Caballeros, so finden wir auf den ersten Blick, daß die Schilderung der Charaktere, des Seelenlebens und der Sitten vorwiegt, und daß die Hauptstärke der Dichterin in der Gestaltung interessanter Charaktere, in der Darstellung ihres Gefühlslebens und in der Schilderung der Volkssitten liegt. Vorzugsweise ist es das weibliche Geschlecht, welches in allen nur möglichen Gemütsstimmungen zur Darstellung kommt. Caballero hat einen Reichtum der schönsten weiblichen Gestalten aus allen Volksschichten aufzuweisen, einen Reichtum, wie, kühn gesagt, keine andere Dichterin der Weltlitteratur, Sand, Eliot, Hahn-Hahn nicht ausgenommen. Und in allen diesen Gestalten — welch eine Natürlichkeit, welch eine Frische, welch eine Gesundheit des Geistes selbst bei kränkelndem Körper! Da haben wir keine emancipationssüchtigen Damen, welche das Los des weiblichen Geschlechts beklagen und Gleichstellung und gleiche Freiheiten mit den Männern beanspruchen; keine schwindsüchtigen Salondamen,

welche ihre Gefühle ästhetisch zergliedern: wir haben hier überhaupt keine Frauen, welche durch Geistreichigkeit und umfassende Bildung zu glänzen suchen, nein, wir haben bei Caballero überall nur das Weib im Durchschnittsmaße, das Mädchen und die Frau aus dem Volke, und aus den höhern Ständen nur die von moderner Bildung nicht beleckten Damen, überall Gestalten, welche nicht gelernt haben und nicht lernen wollen, ihre Eigenart zu verbergen, deren Naivetät deshalb den Leser nicht lachen macht. Aber diese Gestalten, welche gerade in Deutschland bei einem weniger begabten Dichter als Betschwestern verschrieen werden würden, sind holde, liebenswürdige Geschöpfe, denen man mit Liebe folgt, in deren Gesellschaft einem das Herz aufgeht. Hier ist noch Natur, und nichts als Natur, aber stets nur die schöne Natur! Deshalb ist Caballero die realistische Dichterin im wahrsten Sinne des Wortes, und sie ist es, welche den realistischen Roman in Spanien eingeführt hat.

Auf jede einzelne Schöpfung der Dichterin einzugehen kann unmöglich unsere Aufgabe sein, wir können nur verweisen auf den duftigen Mädchenkranz in „Lagrimas", auf Reina und Flora, auf Alegria, Constancia, auf die herrlichen Gestalten zärtlicher Mütter und Großmütter in den Novellen. Dagegen wollen wir versuchen, die Hauptpersonen in Caballeros Romanen kurz zu schildern.

Da finden wir denn, daß ihre Heldinnen: Elia, Lagrimas, Clemencia, Dolores, Regla, Gracia u. a. mit nur einer Ausnahme sämtlich einen wehmütig entsagenden Zug an sich tragen, welcher ihnen den Anschein der Passivität, aber nicht den der Gefühlspassivität giebt. Gewöhnlich stehen diese Frauen echt episch unter dem Druck der Verhältnisse. Gegen sie anzukämpfen, sind sie als Frauen zu schwach, auch halten sie es meist für die Aufgabe ihres Lebens, zu leiden;

und deshalb ergeben sie sich in ihr Schicksal und dulden als Opfer übermächtiger Verhältnisse.

Vor allen ist es Lagrimas, die Krone aller Frauengestalten Caballeros, welcher dieser Charakter aufgedrückt ist. Lagrimas ist wie eine Blume, welche bei der geringsten Berührung ihre Blüte schließt, eine Märtyrin, ohne es zu wissen und ohne es sich zum Verdienst zu rechnen. Ihr ganzes Leben ist nur ein einziges Leiden. Aber wie ist dieses Leiden dargestellt! Wir sehen schon das Kind Lagrimas, als es seine Mutter ins Wassergrab versenken sieht und in kindlichem Wahnsinne ihr nachstürzen will, zu all' den Leiden vorherbestimmt, welche das Schicksal mit seinem unheilvollen Füllhorn später über dasselbe ausgießt. Immer wieder steigt das furchtbare Bild des Meeres, welches seine Mutter aufgenommen, vor der Seele des Kindes auf, es glaubt das Tosen der wilden Wellen zu vernehmen, glaubt das graue Segeltuch zu sehen, in welches man den teuern Leichnam eingeschlagen — und wenn diese entsetzlichen Bilder auf das schwache Kind einstürmen, dann sinkt es nieder in schrecklichen Zuckungen. „Reina, das Meer, das Meer! Wenn du gesehen hättest, wie schrecklich es ist, wenn es böse wird. Es erhebt sich in Wellen wie eine wütende Schlange, schäumt vor Zorn und brüllt vor Wut, dann zerbricht es alles, zerreißt alles, vernichtet alles, verschlingt alles, die Lebendigen, um sie zu töten, die Toten . . ."[1]) Die geringste unsanfte Bewegung entlockt dem Kinde Thränen, denn „seine Seele ist wie Glas, ein Hauch kann sie trüben, ein Sonnenstrahl sie durchdringen, ein Stoß hätte sie zerbrochen." Wo es aber ein liebendes Herz ahnt, dahin flüchtet es und schmiegt sich vertrauensvoll an.

Das Kind wird eine Jungfrau, wie es ein Kind gewesen: still, in sich gekehrt, mit dem immer wehmütigen Zug

---

[1]) „Lagrimas" I, 112.

um die Lippen. Ihr harter Vater gestattet ihr bei ihrer Freundin Reina zu leben. Dort genießt sie ihre schönsten Tage, ohne aber jemals so fröhlich mit den jungen Männern plaudern zu können wie die übrigen Mädchen. Selbst als Genaro ihr naht und sie offenbar bevorzugt, vermag sie trotz innerer Seligkeit nicht heiter zu werden.

Lagrimas wagt kaum zu denken, daß Genaro sie liebt. Sie ist selig, daß ihr jemand so gütig begegnet, und mehr will sie nicht. Bald aber wird sie aus dem holden Traume aufgeschreckt, ihr strenger Vater kommt und holt sie. Sie folgt ohne Murren. Fern von allen Freunden verlebt sie harte Tage ohne jede Klage, und langsam schwindet sie hin.

Wer will aus diesen dürren Angaben ersehen, daß diese sanfte Dulderin mit dem Glorienschein der Poesie umgeben ist, daß die Dichtkunst nicht viel Ähnliches aufzuweisen hat? Wer will es glauben, daß das stille Leben dieser holden Blume auf den Leser einen größern Reiz ausübt als das ausgelassene Treiben der andern reizenden Mädchengestalten? Wer ist Lagrimas? Ist sie nicht ein herzlich unbedeutendes Mädchen? Fehlt ihr nicht der schnelle Witz, die übermütige Laune, die Frische des Gemütes, fehlt ihr nicht jede Glut der Leidenschaft?

Ja, dies fehlt ihr, aber nicht die Wärme des Gefühls. Man lese die wehmütigen, von Todesahnung durchschauerten Briefe aus Cadiz, in welchen sie ihren Freundinnen mitteilt, daß ihre Kräfte immer mehr abnehmen, jene Briefe, in welchen sie mit reizender Schüchternheit sich nach „ihm“ erkundigt und ihm gar nicht zürnt, daß er nicht geschrieben hat; in welchen sie ihre Freundin bittet, ihn doch gütig zu behandeln: jene Briefe, durchhaucht von reinster Frömmigkeit und Milde des Herzens, lese man und frage sich, ob Caballero nicht eine große Dichterin ist.

Clemencia hat zu Anfang ihres Auftretens manche Ähnlichkeit mit Lagrimas. Durch ein seltsames Geschick wird sie die Gemahlin eines jungen Wüstlings, welcher sie auf jede Weise quält und ohne Rücksicht auf sie seinen Lastern nachhängt. Clemencia trägt alles geduldig; sie sucht ihren Gemahl zu bessern, aber es gelingt ihr nicht. Plötzlich geht derselbe zur Armee ab und bald darauf läuft die Nachricht seines Todes ein. Clemencia vergießt manche Thräne und betrauert ihren Gemahl lange Zeit. Ihr Leben ist freudlos. Da wird sie zu ihren Schwiegereltern gerufen, und nach kurzem Bedenken folgt sie der Einladung. Sie findet einen trefflichen alten Herrn und eine gütige Dame. Besonders ersterer schließt sie tief in sein Herz. Er gewöhnt sich bald so an sein „Malvenröschen", daß er ohne dasselbe gar nicht mehr leben kann. Kein Wunder, wenn er Clemencia so an sich fesseln will, daß er sie nicht mehr, sondern nur sie ihn durch den Tod verlieren kann. Das beste Mittel scheint ihm eine Heirat zwischen seinem Neffen Pablo und Clemencia. Rasch wie er ist, stellt er letzterer sofort seinen Plan vor. Clemencia erschrickt. Sie liebt zwar Pablo herzlich, aber gewiß nicht mit jener Liebe, welche ihr zu einer ehelichen Verbindung notwendig erscheint. Außerdem haben die vielfachen Scherze Onkel Martins über seinen etwas unbeholfenen Neffen in des Mädchens Herzen ein gewisses Mitleid erzeugt, welches die volle Hingebung verhindert. Sie lehnt daher ab, und als Onkel Martin nebst seiner Frau bald darauf stirbt, reist sie nach Sevilla. Hier sammelt sich um die schöne junge Frau bald ein Kreis von Freundinnen und Verehrern. Namentlich bewerben sich ein Franzose und ein Engländer Sir George um sie. Ihr Herz neigt dem letztern zu, aber in vertrauten Gesprächen enthüllt sich ihr sein niederer Charakter. Sie stößt ihn deshalb sofort zurück und läßt alle seine Briefe uneröffnet. Zugleich aber bittet sie Pablo

nach Sevilla zu kommen; und ihm schenkt sie nun doch ihr Herz.

Über die liebliche Elia, welche, kaum zur Jungfrau erwachsen, der Liebe wegen so Hartes erdulden muß und nach langem Kampfe entsagt, wollen wir kein Wort verlieren. Das ist am wenigsten ein Charakter, welcher eine Zergliederung zuläßt, man muß ihn sich vom Dichter vorführen lassen.

Anders ist es bei Marie, der Heldin des prächtigen Romans „Die Möve". Da haben wir ein Mädchen, welches nichts wissen will von christlicher Entsagung und Liebe, sondern welches lieben und geliebt sein will, heiß und verzehrend.

Maria ist die Tochter des armen alten Fischers Pedro. Sie ist ein wildes, braunes Ding von trotzigem Gesichte und unfreundlichem Wesen. Man nannte sie die Möve, „weil sie sehr lange Beine hatte, auf dem Wasser wie auf dem Lande lebte, weil sie sang und schrie und von Fels zu Fels sprang, wie die Möven." Eines Tages aber liegt Maria sterbenskrank in ihrer Hütte. Niemand im Dorfe weiß, was ihr fehlt, man schickt deshalb zu dem deutschen Arzte Stein, welcher sie auch bald heilt. Während der Krankheit wird das schweigsame Mädchen zutraulicher; sie flieht die Gesellschaft der Menschen nicht mehr. An Stein schließt sie sich besonders an, weil dieser ihr musikalisches Talent und ihre schöne Stimme auszubilden sucht. Bald fühlt er sich von Liebe zu dem schönen Mädchen ergriffen. Der alten Tante Maria entgeht das nicht, und als sie auch Marias Anhänglichkeit an Stein bemerkt, hält sie auch deren Gefühle für Liebe. Sie fragt das Mädchen deshalb insgeheim, ob Stein sie heiraten wolle. Maria sagt nicht Nein, nicht Ja, bei sich aber denkt sie:

„Ja, er liebt mich, das wußte ich schon. Aber er liebt mich — wie Bruder Gabriel die Tante Maria, das heißt, wie alte Leute sich

lieben. Er setzte sich keinem Platzregen unter meinem Fenster aus, um sich nicht zu erkälten. Nun, wenn er mich heiratet, werd' ich's nicht schlecht haben, das ist gewiß; er wird mich thun lassen, was mir gefällt, wird mir auf der Flöte vorspielen, wenn ich es verlange, wird mir kaufen, was mein Herz sich wünscht. Wenn ich seine Frau wäre, könnte ich ein Flortuch tragen wie Quela, die Tochter des alten Juan Lopez, und eine Spitzenmantille von Almagro, wie die Frau des Alcalden. Wie sie vor Neid bersten würden! Aber mir scheint, Don Federico, der vor Liebe schmilzt wie Speck in der Pfanne, wenn er mich singen hört, denkt nicht mehr daran, mich zu heiraten, als Don Modesto seine geliebte Rosa . . . die der Teufel holen möge!"

Aber Stein denkt doch daran, sie zu heiraten, und sie kommt ihm auf eine nur ihn überraschende Weise entgegen. Stein spricht von seinen grauen Haaren und fährt dann fort:

„Nun sieh', ich bin noch recht jung, aber Leiden machen den Kopf vor der Zeit alt. Mein Herz ist jung geblieben, Maria, und würde dir Frühlingsblumen bieten, wenn ich nicht fürchtete, daß die traurigen Anzeichen des Winters, die meine Stirn umgeben, dich erschrecken."

„Es ist wahr", antwortete Maria, die ihrem natürlichen Triebe nicht widerstehen konnte, „ein Bräutigam mit grauen Haaren ist nichts Anziehendes."

„Das dachte ich mir", sagte Stein traurig; „mein Herz meint es redlich, und Tante Maria täuschte sich, als sie mir dies Glück als möglich schilderte und dadurch in meinem Herzen Hoffnungen erregte, die, ohne Wurzeln, gleich der Himmelsblume, nur beim Hauche des Nordwindes entstehen."

Maria, welche sah, daß sie durch ihre Unfreundlichkeit ein Herz zurückgestoßen hatte, das zu zart war, um noch weiter in sie zu dringen, und einen Mann, der bescheiden genug war, um einzusehen, daß jener Einwurf allein hinreichte, seine übrigen Vorzüge wertlos zu machen, sagte schnell:

„Wenn auch ein Bräutigam mit grauen Haaren nichts Anziehendes ist, so ist doch ein Ehemann mit grauen Haaren nichts Zurückstoßendes."

Stein ist im hohen Grade erstaunt, er fragt:

„Würdest du mich also heiraten, schönes Naturkind?"

„Warum nicht?" antwortete die Möve.

Stein macht nun seinen Gefühlen in warmen Worten Luft. Maria hört ihn an und zeichnet gelangweilt Figuren in den Sand. Die Hochzeit ist bald. Als am Abend die beiden jungen Eheleute nach Hause gehen und Stein sich wieder in seiner gefühlvollen Weise gehen läßt, antwortet Maria in ganz unwirschem Tone: „Ich amusierte mich so gut, ich weiß nicht, warum wir das Fest so früh verlassen."

Die Möve will eben eine andere Liebe als die Mondscheinliebe des sinnigen Deutschen, ein anderes, bewegteres Leben als in dem kleinen, elenden Dorfe. Zwar kann sich ihre Seele noch keine Vorstellung davon machen, wo es besser wäre, aber so ist es ein unbestimmtes Bild anderer Freuden, welches ihr immer vorschwebt. Endlich aber gewinnt der Traum Gestalt und Farbe. Ein Herzog gelangt in das kleine Dorf, sieht das schöne junge Weib und hört sie singen. Enthusiasmiert spricht er davon, sie mit sich nach Sevilla zu nehmen, wo sie Ehre und Reichtum ernten werde. Maria hört erregt zu, und als der Herzog fort ist, sagt sie zu ihrem Gatten:

„Wir wollen fort, wir müssen fort! Wie? Das Schicksal ruft mich und bietet mir Kronen, und ich sollte taub bleiben? Nein, Nein!" Sie ist nicht mehr zu halten. Widerstrebend giebt Stein nach. Maria denkt nicht an ihren alten Vater, welchen sie allein zurückläßt, nicht an Stein, den sie aus seiner friedlichen Thätigkeit reißt — nur an sich, an Glanz und Ruhm.

Und beides wird ihr im vollsten Maße zu teil. Sevilla liegt zu ihren Füßen, sie fühlt sich befriedigt. Sie genießt ein Leben, wie sie es sich stets gewünscht. Nun tritt auch eine Liebe an sie heran, wie sie ihr heißes Naturell verlangt. Sie sieht den schönen Stierkämpfer Pepe Vera in der Arena, beider Blicke begegnen sich, und dieser eine Blick sagt genug. Es gelingt Pepe Vera, Maria zu sprechen, sie wird die Seine,

die Sklavin des herrischen Mannes, der alles verlangt und für keine Gabe dankt.

Maria fühlt sich nicht glücklich in dieser Liebe, und doch kann sie nicht von ihr lassen. Ein einziges Wort des schönen Matadors macht alle ihre Einreden zunichte, und folgsam geht sie mit ihm zu den nächtlichen Schwelgereien, welche eine ausgelassene Gesellschaft von Stierkämpfern und Sängerinnen begeht.

Aber Stein entdeckt diese heimliche Verbindung und reist ohne Abschied ab. Auch der Herzog zieht seine Hand von ihr. Maria, ohne Halt in der Gesellschaft, zerrüttet durch ihre Ausschweifungen, wird schließlich nach Steins Tode Frau eines Barbiers.

Ferdinand Wolf legt diesem prächtig gezeichneten Charakter noch eine andere als bloß dichterische Bedeutung bei: Er sagt: „Ist das nicht zugleich ein sprechendes Bild unsers modernen egoistischen Virtuosentums?“

Den Männern ist, wie schon bemerkt, in Caballeros Romanen nur wenig Raum gelassen. Wo aber Männer auftreten, da sind es gut gezeichnete Charaktere mit etwas humoristischem Anfluge. Es sind stets Männer, welche durchaus der Wirklichkeit entsprechen, und darin hat Caballero wohl nur einen weiblichen Wettbewerber, die Eliot, von welcher freilich die spanische Dichterin nicht ganz erreicht wird.

In „Lagrimas“ haben wir zunächst die drei prächtigen Studentengestalten: Marcial, den unfreiwilligen Humoristen, Fabian, den Dichter oder den „sanften Fluß“, und Genaro, den Weltmann, welcher beide aus dem Sattel hebt.

Marcial ist ohne Zweifel die anziehendste dieser Gestalten. In diesem jungen Manne steckt der Geist des Widerspruchs. Aufs höchste eingenommen von sich selbst, kann er gar nicht den Gedanken fassen, daß ein anderer etwas besser wissen könne als er, daß ein von ihm angebetetes

Mädchen einen andern ihm vorziehen könne. Steif und fest behauptet er, auf dem Libanon wüchsen Palmen, Calderon habe tausend Komödien geschrieben, und wenn seine beiden Kameraden ihn verbesserten, dann nennt er sie „Grünschnäbel". Seine Base Reina, glaubt er, sei leidenschaftlich in ihn verliebt; alle ihre grausamen Spöttereien vermögen nicht, ihn von seiner Einbildung zu befreien, und endlich kann er in der That das Mädchen nicht begreifen, daß es Genaro ihm vorziehen konnte. Auch merkt Marcial nicht im geringsten, daß seine beiden Freunde ihn foppen und hänseln; er ist eben harmlos und gutmütig und meint, er sei der schlaueste der Menschen. Der folgende Auftritt mag dies zeigen:

„Ich habe ein Rendezvous", sagte Marcial am folgenden Tage zu seinen Freunden, als er seine Danaidenarbeit, die Toilette, begann.

Fabian und Genaro, die studierten, antworteten nicht.

„Die vielen Rendezvous werden mir lästig", fuhr Marcial fort, „sie rauben mir die Zeit."

Das nämliche Schweigen.

„Ich sage nicht", fuhr Marcial fort, nachdem er sich umgesehen, um sich zu überzeugen, daß seine schweigsamen Freunde nicht schliefen, „ich sage nicht, und das kann auch nicht damit gesagt sein, daß mir die Abenteuer kein Vergnügen machten; ich bin der Mann danach, zwanzig Intriguen auf mich zu nehmen — zur Stunde sei's gesagt, denn wenn ich nicht bei der Partie, die ich machen kann . . ."

Das nämliche Schweigen.

„Aber die Intrigue von diesem Morgen", fuhr Marcial nach einer Pause fort, während welcher er sich überzeugte, daß die Partie, «die er machen konnte», seinen Freunden die Lippen nicht öffnete, „würde ich jedem von euch abtreten, denn ich bin jetzt entschlossen, Reina treu zu bleiben."

Das Schweigen dauerte fort.

„Meine Herren", rief Marcial aus, „sind wir vielleicht in La Trappe?"

„Wollte Gott!" sagte Genaro.

„Es wäre nicht übel", erwiderte Marcial, „denn dann wäre dieses impertinente «Wollte Gott» nicht ausgesprochen. Wisse, diplomatischer

Schüler, daß die Macchiavellis hundert Procent verlieren, wenn sie aufrichtig sind. Talleyrand, der es verstand, hat gesagt, der Gedanke diene dazu, die Sprache zu verbergen."

„So etwas hat er nicht gesagt", rief Fabian aus, „er hat im Gegenteil gesagt, die Sprache sei . . ."

„Schweig, schweig, sanfter Fluß, und friere zu wie die Newa im Januar; du willst gar zu gern immer etwas an mir mäkeln; ich muß aber besser wissen als du, was Talleyrand gesagt hat, der nicht darum Dichter war, damit du ihn auswendig weißt. Doch zur Sache; wem von euch beiden soll ich mein Rendezvous abtreten?"

„Ich habe genug Rendezvous mit meinen Büchern", sagte Fabian.

„Bei Rendezvous, in Abwesenheit und in Krankheiten vertrete ich niemandes Stelle", fügte Genaro hinzu.

Das vorige Stillschweigen trat wieder ein.

„Und ihr fragt mich nicht", sagte Marcial nach einer Weile, indem er sich mit großer Sorgfalt den schönsten Scheitel in seiner Art zog, „wer die Rendezvousgeberin ist?" und so geht es weiter.

Fabian hört diese prahlerischen Reden mit gutmütigem Lächeln an, er ist nicht gewitzt genug, um ihnen in schlagfertiger Weise begegnen zu können. Nicht so Genaro. Dieser rückt dem eiteln Freunde sein lächerliches Benehmen in feiner Weise vor, er bringt ihn in der Gesellschaft in Mißachtung und hebt ihn aus dem Sattel; namentlich bei Reina, von welcher Marcial als feststehend annimmt, daß sie in ihn verliebt sei. Genaro geht bei seinen Maßnahmen sehr kaltblütig zu Werke, er ist ein Weltmann, er weiß seine Neigungen zu verbergen und hat gelernt, sie seinem Willen unterzuordnen. Bei allen seinen Unternehmungen ergründet er leidenschaftslos zuerst die Sachlage und entwirft danach seinen Angriffsplan. So hat er denn als bestes Mittel, Reinas Augen auf sich ziehen, gefunden, daß er Lagrimas den Hof machen müsse. Er thut es denn auch in sinniger Weise. Der grausame Spott, mit welchem ihn von nun an Reina verfolgt, zeigt ihm, wie richtig er gerechnet. Als Lagrimas von ihrem Vater fortgeholt wird, hat er sie

vergessen, und als eines Tages Reina ihn daran erinnert, verspricht er einen Brief zu bringen, damit ihn Reina in den ihrigen einschließe. Genaro bringt am andern Tage wirklich einen Brief. Reina besieht ihn lange, dreht ihn hin und her — wie gern möchte sie wissen, was Genaro an die „langweilige“ Lagrimas schreibt! Sie zögert — aber die Neugierde siegt, sie öffnet den Brief, und die ersten Worte, welche sie liest, lauten:

„Da ich weiß, daß Sie diesen Brief lesen werden, so wende ich mich an Sie, Reina.“

Erschrocken und verwirrt hielt Reina inne.

„Unverschämter!“ rief sie voll Entrüstung aus. „Welche Verwegenheit! Aber was kann er mir schreiben?“

„Haben Sie jemals glauben können, Reina, daß ich eine andere als Sie liebte oder lieben könnte? Ich habe den Schatten des hohen Baumes gesucht, um in demselben verborgen die Höhe seiner Zweige messen, die Tiefe seiner Wurzeln ergründen zu können; das habe ich gethan. Ich sage damit noch nicht, daß ich Sie liebe. Alles in mir, Reina, ist dem Willen unterworfen und gehorcht dessen Zügel. Wie der vorsichtige Schiffer, der sich nicht eher in eine Bucht wagt, als bis er weiß, daß keine Klippen darin sind, werde ich, Reina, Sie nicht eher lieben, als bis ich mich überzeugt habe, daß meine Liebe Würdigung und Erwiderung findet; wenn sie diese fände, dann, Reina, würde ich Sie lieben, wie Sie es verdienen; denn ich allein verstehe Ihren Wert zu schätzen und Ihnen alle eines solchen Gegenstandes würdige Liebe zu weihen, eine Liebe, für welche mein ganzes Wesen und alle Kräfte meiner Seele zu gering, mein ganzes Leben zu kurz sein würde; denn ich liebe Sie nicht, wie Marcial, weil Sie schön sind; nicht, wie Fabian Sie lieben würde, weil Sie klug sind; ich liebe Sie, weil Sie schwer zu erreichen sind wie der Adler, und schwer festzuhalten wie die Schlange; ich liebe Sie, weil Sie lieben einen Triumph feiern, einen Sieg davontragen heißt. Aber mit derselben Offenheit, Reina, womit ich Ihnen dies sage, füge ich hinzu, daß ich Ihre Liebe nicht wie eine Gnade von Ihnen erbitte, da ich Ihnen dafür die meinige biete. Ich will nicht, daß die Frau, die ich liebe, die Augen zu mir erhebe, wie Lagrimas, noch auf mich herabsehe, wie Sie es mit denen, welche Sie lieben, machen zu können meinen.“

Und in diesem Tone geht es weiter in dem Briefe, den Reina ein Meisterstück von Verwegenheit und Unverschämtheit nennt, den sie entrüstet in die Ecke schleudert. Und trotzdem wird sie endlich Genaros Braut. Die Entwickelung dieses interessanten Verhältnisses ist von großer Schönheit.

In demselben Roman haben wir den mit wundervollem Humor gezeichneten Don Jeremias, welcher aus Furcht vor Verlusten nie dazu kommt, sein Geld vorteilhaft anzulegen, und eines jähen Todes stirbt, als er die Nachricht von der Julirevolution erhält.

So hervortretend wie in diesem Roman sind die Männer von Caballero nicht wieder geschildert. Mehr zurück treten sie in „Clemencia", die Hauptrolle spielt hier Don Galo, obgleich er nur zum Ausfüllen da ist. Don Galo ist der Allerweltsvetter, der Allerweltsonkel, der Allerweltsliebhaber. Er hat Zutritt in allen Familien, er kann kommen, wann er will, er darf sagen, was er will — er ist unentbehrlich. Um so mehr, als er mit den Freuden und Leiden der befreundeten Familien aufs genaueste bekannt ist und über alles Auskunft geben kann. Da heißt es in der Gesellschaft:

„Don Galo, war es nicht im fünften Monate, wo mein Junge Zähne bekam? -- Ja, in fünf Monaten und sechs Tagen; es war am Andreastage. — Don Galo, um wie viel Uhr kommt das Dampfschiff an? — Don Galo, wann starb doch der Erzbischof? — Pando, wer predigt denn morgen in der Kathedrale? — Don Galo, den wievielsten haben wir heute? — Pando, wer macht denn jetzt der jungen Witwe die Cour? — Don Galo, was wird denn heute abend gegeben? — Pando, ist die Gräfin mit ihrer neuen Köchin zufrieden?"

Hat Don Galo die Neugier der Mütter befriedigt, so widmet er sich der Jugend, namentlich, und mit ganz besonderer Vorliebe, der unverheirateten oder verwitweten weiblichen. Wir dürfen es nämlich unserm Leser verraten, daß Don Galo in unfreiwilligem Cölibat lebt — der Grund ist einer der unangenehmsten, weil er jedes poetischen Reizes

entbehrt — Don Galo hat kein Geld! Mit bloß 7000 Realen[1]) des Jahres muß er sich unterhalten, wie könnte da etwas übrig bleiben für Frau und Kinder? Diese Notwendigkeit macht Don Galo nicht wenigen Kummer. . . . .

Was half es also Don Galo, daß er trotz vorgerückter Jahre ein jugendliches Aussehen sich bewahrt hatte? Daß man ihn für zwanzig Jahre jünger ansah, als er in der That war! Freilich! Er steht bei den jungen Damen in hoher Gunst — aber ist das nicht gerade ein sicheres Zeichen seiner Ungefährlichkeit? O Jammer! So teilt er denn sein Herz nach allen Seiten. Mit unwandelbarer Treue weiht er sich einer jungen Dame, sitzt an den Gesellschaftsabenden an ihrer Seite, und wenn dann ein junger kühner Ritter ihm seine Dame entführt, dann geht er traurig beiseite.

Das ist Don Galo schon häufig geschehen, aber noch nie hatte es ihn so geschmerzt wie bei Clemencia. Die junge Witwe hatte ihn vollständig bezaubert. Er sang ihr Lob in allen Kreisen und allen Tonarten; er verteidigte sie gegen jedes böse Wort, welches mißgünstige Menschen gegen sie fallen ließen; er liebte sie von Herzen, weil sie so gut war und einen so trefflichen Liqueur besaß wie kein anderer in Sevilla. Wie reizend hatte er es sich gedacht, dies Götterleben, so bis ans Ende der Tage nach „Clemenzchen“ gehen und bei ihr plaudern zu können. Und da kommt wie ein Blitz aus heitern Wolken dieser Pablo! Don Galo weiß nicht, was er sagen soll, als Clemencia ihm diese Neuigkeit mitteilt.

„Don Galo machte eine solche Bewegung des Erstaunens, daß der Liqueur in seinem Glase schwankte wie das Meer bei Ebbe und Flut. Dies Erstaunen hatte seinen Grund nicht etwa darin, daß er, ohne selbst zu wissen warum, sich eingebildet, Clemencia habe auf der Erde, gleich den Sternen am Himmel, ihren guten und unveränder=

[1]) Etwa 1400 Mark.

lichen Platz, und jede Abweichung von demselben sei eine Umwälzung der einmal eingeführten Ordnung. Überdies war für Don Galo die Anzeige von der Heirat irgendeiner Schönen dasselbe, was für den Jäger, auch wenn er noch so ungeschickt ist, die Anzeige, daß die Jagdzeit aus ist."

Anfangs kann Galo die Wahl seiner Clemencia gar nicht begreifen, denn Pablo scheint ihm nicht viel Anziehendes zu haben. Bald, sehr bald aber überzeugt er sich, daß Clemencia gut gewählt hat, und nun ist niemand eifriger bestrebt, Pablos Lob zu verbreiten, als er.

Neben diesem trefflich gezeichneten Charakter finden die übrigen Männergestalten nur wenig Beachtung; den alten Don Martin und Sir George ausgenommen.

Wenn ich sage, daß diese Charaktere den Leser in hohem Grade fesseln, so liegt darin schon ausgedrückt, daß Caballero dieselben auch in dichterischer Weise zur Darstellung bringt. Freilich kann auch sie sich von der unkünstlerischen Gewohnheit der Romandichter, jede Person bei ihrem ersten Auftreten in detailliertester Weise zu beschreiben, nicht ganz losmachen, indessen treibt sie diese Unart nie so weit, daß sie dem Leser lästig fällt. Sie hält dieselben im Gegenteil, vielleicht weil sie die natürliche Langweiligkeit dieser Schilderungen herausfühlte, in fein humoristischem Stile, und betrügt so nicht selten die Kritik. Lassen wir ihr diesen Fehler! Sie entschädigt uns ja tausendfach dafür durch die vollendete Anschaulichkeit, mit welcher sie jede Person vor uns hinstellt. Tragen wir auch ihrem polemischen Geiste Rechnung, wenn sie manchmal statt des Einzelnen die Art, statt der Person den Typus, oder deutlicher gesprochen, statt eines Rothschild den Millionär im allgemeinen zeichnet.

Höchst geschickt ist Caballero in der Anwendung einzelner charakteristischer Züge. So giebt z. B. die folgende Scene ein prächtiges Bild der kindlich-frommen Gemütsrichtung der Assistentin:

„Nein, Señora", versetzte Carlos; „es ist ein junger, vornehmer Engländer, der Sohn eines Bischofs."

„Wie?" fragte die Assistentin, „der Sohn eines Bischofs? Was sagst du da, Mensch?"

„Ja, Señora, das sage ich. In England vermählen sich die Bischöfe."

„Das ist die frechste Lüge!" antwortete die Señora; „sie ist so groß, daß sie jedes Scheins der Wahrheit entbehrt. Willst du mich glauben machen, daß es ein Land giebt, wo die Bischöfe heiraten?"

„Ei, seht meine Tante", sagte Carlos, „wie sie einen mit aller Unbefangenheit einen Lügner nennt! Ja, Señora, ja, Señora, in England heiraten die Pfarrer, die Domherren und die Bischöfe, die Chorknaben und die Kapläne; dort ist ein allgemeines Heiraten."

„Höre, Milchbart", sagte die Assistentin ungeduldig, „bildest du dir vielleicht ein, daß ich deine Lügen wie Speckschnitte hinunterschlucke? — Der Sohn eines Bischofs! — Dem bösen Feind könnte nichts Ärgeres einfallen!"

„Was einfallen", rief Carlos aus, in ein lautes Gelächter über die Ungläubigkeit seiner Tante ausbrechend. „Fragen Sie doch Clara, welche in London gewesen ist."

„Gewiß, Tante", sagte die Gräfin, „dort sind die Bischöfe verheiratet; denn weil sie keine Papisten, wie sie uns nennen, sind, können sie . . ."

„Und auch du, Clara?" unterbrach sich die Assistentin; „seid ihr verrückt, oder wollt ihr es mich machen? Eine Bischöfin! Bischöfin! Don Benigno, begreifen Sie, daß es eine Bischöfin geben könne?"

Gleich groß wie in der Zeichnung der Charaktere, ja wohl größer noch ist Caballero in Darstellung des geselligen Lebens. Abgesehen von der Anschaulichkeit dieser Schilderungen müssen dieselben an sich schon einen großen Reiz auf den deutschen Leser ausüben. Denn eine solche Ungezwungenheit im geselligen Verkehr, eine solche Freiheit im Verhältnis der beiden Geschlechter, wie sie sich in Caballeros Romanen offenbaren, sind uns Deutschen gänzlich unbekannt. So versammeln sich allabendlich bei den Marquisen in „Clemencia" und „Lagrimas" eine Anzahl lebenslustiger Leute: alte und junge Herren und Damen. Die Jungen

setzen sich in Gruppen zusammen, da wird geneckt, geliebelt, allerlei Umtriebe werden gesponnen, Lieder gesungen, Scherzrätsel aufgegeben, alles in ungebundenster und doch so gehaltener Weise. An andern Tischen sitzen die Alten beim Spiel, manchmal überschüttet von dem gutmütigen Spotte der Jüngern.

Und dazu kommt die unnachahmliche Frische und Unmittelbarkeit dieser Schilderungen, welche uns ganz die Kunst vergessen läßt, mit welcher die Dichterin sie zu einem schönen abgerundeten Ganzen zusammenfügt. Kein Mißton stört den reinen Zusammenhang so vieler Stimmen. Sorgsam hat die Dichterin alles entfernt, was den schönen Eindruck trüben könnte. Ihre Bilder sind deshalb auch nicht tote, geistlose Photographieen des spanischen Lebens, sondern durchgeistigte Abbilder, überhaucht vom schönsten Humor, einem Humor, welcher dem der Eliot ebenbürtig zur Seite steht. Besonders kommt dieser Humor, vermischt mit einer leisen Ironie, zur Geltung, wo sie das Landleben schildert. Die einfachen Gestalten der Landleute, deren Gesichtskreis nicht weiter geht als das Weichbild ihres Dorfes; das Zusammenleben derselben mit den Tieren, ihre Anhänglichkeit an die Blumen, ihre innige Liebe zu den Kindern, ihr weiches mitleidiges Herz, ihre immer offene Hand — geben ein höchst dichterisches Bild des heutigen spanischen Bauern.

Wenn Caballero in Verbindung mit diesen Schilderungen auch regelmäßig höchst genaue Bilder des Schauplatzes entwirft, so können wir ihr, offen gestanden, nicht in gleichem Grade dankbar sein. Mögen diese Beschreibungen noch so sehr den wirklichen Verhältnissen entsprechen — dichterischen Wert haben sie in ihrer ermüdenden Länge nicht. Wollten sich doch überhaupt nur die Romandichter davon überzeugen, daß es leichter ist, eine genaue Beschreibung abzufassen, als einer solchen lesend Geschmack abzugewinnen! In den

seltensten Fällen erhält der Leser eine deutliche, zwanglose Vorstellung des geschilderten Ortes. Wie recht hat Fielding, wenn er mit folgenden Worten sich die Gelegenheit einer längern Beschreibung entgehen läßt: „Denn die, welche die Gegend nicht gesehen, werden sich nach meiner Beschreibung doch keine Vorstellung von ihr machen können."

Einige der Beschreibungen Caballeros sind indessen von großem Interesse, weil sie von echtem Humor übergoldet sind. Man lese nur die einer Studentenbude:

„Wenn jemand ein umgestürztes Zimmer hätte malen wollen, wie man wohl einen umgestürzten Tisch malt, so hätte er sich ein Wohngemach im ersten Stock eines Kosthauses der Straße San-Eloy in Sevilla zum Muster nehmen können. Es war mit nichts besser zu vergleichen, als mit dem Schlachtfelde Agramantes, wenn auf demselben die zahlreichen Streiter der Wissenschaft mit den nicht weniger zahlreichen Streitern der Mode auf Tod und Leben gekämpft hätten.

„Hier lag auf der Erde ein Fläschchen mit Macassaröl, das auch seinen letzten Tropfen Blutes verloren hatte. Ein lateinisches Wörterbuch zeigte seine verstümmelten Eingeweide, hier und da mit schwarzen Brandflecken bedeckt. Ein Frack hatte sich mit herabhängendem Halse und Armen ohnmächtig über einen gastfreundlichen Stuhl gelehnt. Einige Bücher, vielleicht Feiglinge oder Mitglieder von Friedensgesellschaften, waren davongelaufen und hatten sich in einen Winkel verkrochen."

„Auf dem Tische öffnete ein Tintenfaß seinen schwarzen Mund und war einem Mörser zu vergleichen, der nicht mehr Feuer speit; zu seiner Seite waren die Federn gleich besiegten Standarten niedergefallen. Das „Spanische Landrecht" hatte die volle Ladung jenes vortrefflichen Lavendelwassers erhalten, das in Sevilla auf dem Platze San-Vicente fabriziert wird. Auf der „Verfassung" lastete der Druck eines abscheulichen reaktionären Pomadentopfes, und einige Handschuhe schrieen um Aufnahme ins Invalidenhaus."

Nun aber kommen wir zu einem Punkte, in welchem Caballero entschiedenen Tadel verdient: es ist der Mangel einer ereignisvollen Handlung. Alle drei großen Romane würden auf ein sehr geringes Maß beschränkt werden, wenn man ihnen alle jene Schilderungen nähme, welche lediglich

der Sittenmalerei wegen da sind. Nirgends eine spannende Verwickelung und scharfe Widerstreite! Das ist nicht episch. Die ganze Fülle des Lebens soll sich vor uns entfalten, nicht aber durch Darstellung unwesentlicher Auftritte, sondern durch eine reichgegliederte, bedeutungsvolle Haupthandlung. Diese fehlt den Romanen Caballeros und das ist ihre große Schwäche. Aber auch hier hat Caballero mit Bewußtsein so gehandelt, denn in der Vorrede zu „Clemencia“ S. 9 sagt sie mit Eugenio de Ochoa: „Der Roman lebt wesentlich von Charakteren und Schilderungen. Seltsam! Er ist von allen Gattungen der Litteratur diejenige, welche am wenigsten der Handlung bedarf; er kann ihrer allerdings nicht ganz entbehren, aber wenig, sehr wenig, genügt ihm“. Das ist natürlich falsch, aber mit Rücksicht hierauf steigt Caballeros Bedeutung als Schöpferin anziehender Charaktere. Denn wenn ein Leser sich ganze Bände hindurch nur durch diese so sehr fesseln läßt, daß er das Unbedeutende der Handlung ganz vergißt, so muß der Schriftsteller ein großer Dichter sein. Und das ist Caballero trotz einiger Mängel.

2.

Lady Georgina Fullerton.

Neben unsere beiden großen katholischen Romandichterinnen spanischer und deutscher Abkunft, Fernan Caballero und Ida Gräfin Hahn-Hahn, stellt sich in ebenbürtiger Weise Lady Fullerton. Sie wurde geboren als Tochter des ersten Grafen Granville am 13. September 1812 und vermählte sich im Jahre 1833 mit dem Kapitän Fullerton. Im Jahre 1851 trat sie zur katholischen Religion über und starb am 18. Januar 1885 zu Ayrfield.

Lady Fullerton war eine in England allgemein gefeierte Schriftstellerin. Auch in Deutschland ist sie sehr bekannt und ihre Schriften sind fast sämtlich ins Deutsche übersetzt und mehrfach aufgelegt — doch wird ihnen fast nur von katholischer Seite die verdiente Anerkennung zu teil. Aber in Deutschland ist durch die religiösen Wirren in vieler Gemüt das unabhängige Urteil verwirrt und vernichtet. Und doch kann selbst einem Nichtkatholiken die Anerkennung der großen dichterischen Eigenschaften der Lady Fullerton eben nicht schwer werden, weil nirgends in ihren Schriften die katholische Richtung so entschieden in den Vordergrund tritt, wie es in den Romanen ihrer spanischen Berufsgenossin der Fall ist; liebevoll umfaßt sie alle edle Menschen mit gleicher Neigung, mögen sie nun glauben, was sie wollen, und meinen,

was sie wollen, sie kümmert sich nicht darum, so lange sie nicht Ursache hat, ihnen zu mißtrauen. Überhaupt fehlt der Lady Fullerton ganz und gar der polemische Geist, die Neigung zum Angriff. Das gilt nicht allein von ihrem religiösen Standpunkt — auch ihr politischer ist ohne jeden Parteihaß. Sie scheint sogar der Politik fern zu stehen. Doch das ist nur Schein. Sie, die Angehörige des am meisten politischen Landes der Welt, sollte nicht auch ihre politischen Grundsätze haben? Das wäre unglaublich, und in der That hat sie auch ihre sehr entschiedenen politischen Meinungen, die sie als Schriftstellerin eben so entschieden zur Geltung bringt. Nicht durch leidenschaftliche Ergüsse, wie Fernan Caballero, sondern durch den ganzen Geist ihrer Schriftstellerei, wie die Gräfin Hahn. Wie diese, ist auch sie Aristokratin vom Scheitel bis zur Zehe, der vierte Stand ist nicht würdig, in ihren Romanen eine, und wäre es die kleinste Stelle, einzunehmen. Lady Fullerton schildert aber ihre Lords und Ladies mit großer Naturwahrheit und echter dichterischer Schönheit. Ihre Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen sind nicht nach der Schablone gezeichnet, sind nicht wie die Puppen des Parketts. Sie haben einen offenen Sinn und ein warmes Herz, und wenn ihre Seele von bitterm Leide zerrissen wird, dann hüllen sie sich nicht vornehm in ihren Mantel, damit die Welt nicht sieht, was sie bewegt. Diese Offenheit unterscheidet sie durchaus von der Gräfin Hahn. An der letzteren mußte hervorgehoben werden, daß sie, in oft gewaltsamer Weise, das losbrechende Gefühl unterdrückt. Das thut ihre englische Rivalin nie, als echte Dichterin läßt sie den Gefühlen der Freude und des Schmerzes freien Lauf; und dabei entfaltet sie den ganzen Reichtum ihres glänzenden dichterischen Genies, eine unwiderstehliche Beredsamkeit, eine hinreißende Innigkeit der

Empfindung — stets aber in den edelsten Formen. Sie huldigt in jeder Beziehung einem edlen Realismus.

Edel auch insoweit, als sie nirgends in ihren Romanen einen wahrhaft schlechten Menschen zur Darstellung bringt. Diese Thatsache ist aber auch zugleich wieder ein Beweis für ihre dichterische Größe und ihr echt künstlerisches Feingefühl. Nur Talentlosigkeit oder ungeschultes Genie liebt es, abschreckende Bösewichte als treibende Elemente in die Handlung zu bringen. Völlige Schlechtigkeit schreckt stets ab, in einem dichterischen Werke vielleicht noch mehr als im Leben — der wahre Dichter wird deshalb gern auf solche Charaktere verzichten, obgleich sie sehr geeignet sind, spannende Verwicklungen hervorzurufen. So sind es denn in den Romanen der Lady Fullerton nur die in falsche Bahnen geleiteten Triebe des Menschen, welche Verwicklungen hervorbringen. Gewöhnlich entsteht der Widerstreit auch nur im Innern, und da ist eigene Schwäche immer eine weit bessere Ursache, als die Bosheit anderer. Denn fast immer sind es seelische Leiden, welche Lady Fullerton in ihren Romanen zur Darstellung bringt. Sie wählt mit Vorliebe s e e l i s c h e s Unglück zur dichterischen Gestaltung. Sagt sie doch selbst in „Unglaublich und doch wahr“: „Es läßt sich von glücklichen Menschen nicht viel sagen; ein fröhliches Gesicht erzählt selbst seine Geschichte; ein friedvolles Herz hat keine Geheimnisse. Wenn alle Menschen gut und glücklich wären, dann dürften alle Romanschriftsteller die Feder beiseite legen.“ Unzweifelhaft hat die Dichterin recht mit diesen Worten, nur hat sie vom Unglück andere Begriffe wie wir gewöhnlichen Menschenkinder. Sie scheint nur das als Unglück zu betrachten, was von innen heraus den idyllischen Frieden der Seele zerstört. Aber freilich, äußeres Ungemach dürfte ja diese reichen unabhängigen Lords und Ladies kaum berühren, und wenn auch, so wäre die Schilderung desselben für die Feder einer so aristokratischen

Dame doch kein passender Vorwurf. Aber eben weil Fullertons Personen ihr Schicksal nur sich selbst verdanken, nicht aber den Einwirkungen anderer, gerade deshalb geben ihre Romane einen so tiefen Einblick in eine äußerst reiche Gemütswelt. Während nichts vermißt wird, was äußeres Wohlbehagen zu schaffen geeignet ist, fordert das Herz seinen Anteil am Leben, den ihm der Reichtum nicht geben kann. So ist es denn meist die Liebe, welche in Lady Fullertons Dichtungen leidvolle Verwickelungen schafft und furchtbare Leiden herbeiführt. Das eine Mal ist es die Liebe ohne Erwiderung, das andere Mal Liebe mit getäuschter Hoffnung; hier Liebe im hellen Sonnenstrahl des Glückes, dort in der Nacht tiefen Elends: jetzt eine Leidenschaft voll rührender Ausdauer, dort ein Rausch, der über seine Lebensfähigkeit sich selbst getäuscht und nun in selbstgeschaffenen Fesseln schmachtet. Die äußere Handlung tritt diesem innern Leben gegenüber mehr in den Hintergrund. Das Hauptgewicht ruht auf der Darstellung des Seelenlebens und den leidenschaftlichen Bewegungen des Herzens. Darin ist Lady Fullerton aber in der That groß. Ihre Schilderungen geben glänzendes Zeugnis von einer tiefgehenden Kenntnis des menschlichen Herzens, von einer nie erkaltenden Wärme des Gefühls und von der wahrhaft dichterischen Befähigung, sich zwanglos in das Denken und Fühlen eines Zweiten versetzen zu können.

Daß der Dichterin dies bei weiblichen Charakteren am besten gelingt, kann nicht verwundern, da sie doch selbst diesem Geschlechte angehört. Ihre Mädchengestalten sind zart und duftig, voll Poesie und Leben, voll lebendigen Gefühls. Alle müssen der Liebe Lust und Leid erfahren, jede auf andere Weise. Schöne mutwillige Geschöpfchen sind es, die stets jeden Wunsch erfüllt bekommen haben, und nun plötzlich den heißesten Wunsch ihres verwöhnten Herzchens nicht erreichen können. Die Dichterin weiß diese Mädchen und

Frauen mit einem solchen Liebreiz zu umgeben, daß der Leser sie in sein Herz einschließt, mit ihnen fühlt, mit ihnen leidet. Wer sie sieht, muß ihnen gut sein; und das geschieht nicht allein den jungen Männern (was bekanntlich nicht viel sagen will), sondern auch dem ehrwürdigen Alter. Kein Wunder, wenn diese kleinen Zauberinnen von ihrer Umgebung bereitwilligst auf den Händen getragen und nach Kräften verzogen werden.

Die anziehendste Gestalt dieser Art ist unstreitig Margaret Leslie in „Grantley Manor“, Tochter des Obersten gleichen Namens. Aller Liebreiz, mit dem die Zauberhand des Dichters ein weibliches Wesen überschütten kann, ist über Margaret ausgebreitet. Kindlicher Mutwille und gemütvoller Ernst, kleine weibliche Schwäche und große Auffassung des Lebens, lieblicher Humor und Tiefe des Gefühls vereinigen sich, die Heldin allen Lesern liebzumachen. Und nachdem der klugen Dichterin dies gelungen, nachdem sie dem Leser eine tiefe Teilnahme für diese duftige Blume eingeflößt, läßt sie allerlei Unwetter herantosen und die zarte Pflanze umbrausen. Sie war aufgewachsen in stets derselben Umgebung von Großvater, Großmutter und verschiedenen Bekannten, darunter auch der brüderliche, weit ältere Freund Walter. Ruhe und Heiterkeit hatten ihre Mädchenjahre umgeben, Kummer hatte sie nicht gekannt, weil keinem ihrer Wünsche Befriedigung versagt wurde. Nun tritt aber in diesen kleinen Kreis ein junger Mann, Edmund Neville, der ihr den Frieden der Seele zu rauben droht. Ohne körperlich anziehend zu sein, macht Edmund tiefen Eindruck auf sie. Er huldigt ihr keineswegs, tritt ihr manchmal sogar schroff entgegen, trotzdem muß sie seinen Geist bewundern und bald ihn lieben. Ob ihre Neigung aber erwidert wird, diese Frage kann sie nicht beantworten. Wohl glaubt sie aus einzelnen Zeichen das süße Ja herauslesen zu dürfen, glaubt sogar, Edmund sei

nahe daran, das entscheidende Wort auszusprechen; aber da verschwindet er auf einige Zeit; und als er wiederkehrt, findet er Margarets Schwester Ginevra, aus der Ehe des Oberst Leslies mit einer Italienerin, im Hause vor. Bald bemerkt Margaret, wie zwischen Edmund und Ginevra Blicke gewechselt werden, dann Briefe. Sie fühlt alle Qualen der Eifersucht. Aufs höchste steigt ihr Schmerz und macht einer hohen Entrüstung Platz, als sie eines Morgens in Ginevras Zimmer einen Handschuh findet. Da kann sie ihren lange verhaltenen Schmerz nicht mehr bezwingen, er macht sich unwiderstehlich Luft.

„Margaret stand wie durchbohrt, verwirrt und unfähig ihre Gedanken zu sammeln; aber in diesem Augenblick fielen ihre Augen auf einen Reisehandschuh von Pelz, der auf dem Teppich nahe bei der Thüre lag. Er war ihr wohl bekannt und eine stürmende Flut von Leidenschaft drang auf ihre Seele ein, jagte das dunkelrote Blut in ihre Wangen und hob ihre schwellende, entrüstete Brust. Mit blitzenden Augen und gekräuselter Lippe hielt sie ihn Ginevra hin, die denselben mechanisch annahm und mit der andern Hand nach ihrer Brust fuhr, als ob sie die krampfhafte Bewegung ihres ganzen Wesens unterdrücken wollte.

„... Sehr schuldig mußt du sein, Ginevra; denn Finsternis, Schweigen und Scham begleiten deine Handlungen. Auf deiner Stirn war eine falsche Unschuld, auf deiner Zunge eine falsche Tugend. Du hast mich mit jedem Zuge deines Gesichtes, mit jedem Worte deiner Stimme betrogen. Er ist fort; ja, Dank sei dem Himmel! er ist fort; aber Frieden, Hoffnung und Vertrauen sind auch verschwunden, auf ewig verschwunden aus dieser meiner einst so glücklichen Heimat. O, möchte er nie zurückkehren! Möchten meine Augen ihn nie wiedersehen. Möge ihn sein eigenes Gewissen, wenn Falschheit und Betrug es nicht für immer verhärtet haben, quälen und bestrafen wegen des Elends, das er auf mich gebracht hat, ja — und auf dich", fuhr sie fort (als Ginevra schwach murmelte: „Um Gottes Willen, um der Gnade willen, fluche ihm nicht, Margaret!"), auf dich, meine gefallene, meine überaus unglückliche Schwester! O Ginevra! Bist du deswegen so schön, so reich begabt, so bezaubernd, um so unendlich nichtswürdig zu sein? Ginevra, ich könnte dich wegen der Unbilde hassen, die du

mir zugefügt hast, wenn ich dich nicht aus Grund meiner Seele beklagte. Du, die das Reine, Edle und Heilige so gut kennt und darüber so gut zu sprechen weiß, du kannst nicht verhärtet, du kannst nicht so abgestumpft gegen alles Gefühl sein."

Aber Ginevra weiß sie zu beruhigen: es laste ein Geheimnis auf ihrem Leben, das sie noch nicht enthüllen dürfe.

Lange hat Margaret an ihrer Enttäuschung zu leiden; allmählich aber kehrt ihr Herz zu dem brüderlichen Freunde Walter zurück. Sie fühlt, daß sie ihn in anderer Weise liebe, als wie Bruder und Schwester sich lieben. Offen, wie sie ist, gesteht sie diese Gefühle Walter, und dieser, der sie nie bloß als Bruder geliebt, wird zum glücklichsten Menschen. Margarets Gefühle bleiben dieselben, sie wird Walters Gattin.

Wie gefällt dem Leser dieser Schluß? Ich fürchte in der That, er wird nicht allen gefallen. Margaret als Gattin eines doppelt so alten Mannes, und gar erfüllt von innigster Liebe zu ihm? Das werden viele Leser weder poetisch noch wahrscheinlich finden. Denn Walter ist zwar ein herzensguter Mensch, paßt aber doch schlecht zu Margarets ewigem Frohsinn; wir hätten lieber gesehen, daß die Dichterin ihr einen jüngeren Mann von etwas gleichartigem Gemüt zugedacht hätte. Das kommt einem doch vor wie ein schöner Gedanke in holperigen Versen. Und dann können junge Mädchen wohl alte Männer heiraten, aber nicht so glühend lieben, wie die Dichterin von Margaret Leslie behauptet. Warum mußte denn auch Walter ein so alter Mann sein? — Die Dichterin scheint für diese sonderliche und seltene Art von Mädchenliebe eine Schwäche zu haben. Denn auch in „Lady Bird" schildert sie eine solche, Gertrud Lifford nämlich. Gertrud hatte eine so sorgenlose Jugend nicht wie Margaret. Ihr Vater behandelte sie rauh, ihr Onkel wenigstens abwehrend, die Mutter allein hatte warmes

Gefühl für sie. Dagegen war Gertrud im Kreise ihrer Jugendgenossen geliebt und angebetet, namentlich von Moritz Redmond. Auch in größeren Kreisen erobert sie sich im Fluge alle Herzen. Sie liebt aber nur den geistvollen, berühmten Schriftsteller d'Arberg, und dieser erwidert ihre Neigung. Gertruds Vater hat ihr einen andern Gatten bestimmt; eisernen Sinnes, wie er ist, will er von seiner Wahl nicht abgehen. D'Arberg wird also abgewiesen. Gertrud weiß von diesem allen nichts; als sie es erfährt und zugleich hört, daß d'Arberg im Begriff sei, in ein Kloster zu gehen, da wallt sie auf im Zorn, flieht zu Redmonds. Hier findet sie herzliche Aufnahme, geht mit Moritz nach London, wo sie, in der Freude, Freundesherzen gefunden zu haben, Moritz ihre Hand reicht. Als es geschehen, fühlt sie das Entsetzliche ihrer Lage, erwägt sie, was sie gethan. Sie hat einen Schritt gethan, der nur durch Liebe veranlaßt werden darf, und Liebe fühlt sie nicht. Sie sieht die Zärtlichkeit ihres Gatten und kann sie nicht erwidern, ja, sie fühlt sogar, wie ihr Gatte sie zuletzt hassen muß, weil sie ihn einem fluchwürdigen Dasein gewidmet hat. Beider Gatten Los wird ein furchtbares. Gertrud weiß aber, welche Pflichten sie am Altar auf sich genommen, sie ist unterwürfig und folgsam.

Nach einem Jahre hört sie, daß d'Arberg noch lebe, auch, daß er nicht ins Kloster gegangen sei. Zugleich gesteht ihr Moritz, daß am Vermählungsmorgen noch ein Brief von ihm eingegangen sei, den er unterschlagen habe. „Die Wirkung dieser Enthüllung auf Gertrud war ungeheuer. Sie las und er beobachtete sie. Er hatte sie oft beobachtet, aber nie wie jetzt. Ein rötlicher Fleck bildete sich auf ihrer bleichen Wange, der immer mehr zunahm, bis er ein brennendes Rot wurde; die blauen Adern ihrer Stirn schwollen und schwollen, bis sie unnatürlich ausgedehnt zu sein schienen;

ihr Mund zuckte und sie fing von neuem an zu zittern. Es war schrecklich, diese nur durch jenes Zittern unterbrochene Bewegungslosigkeit zu sehen; es war wie das Schweigen der Natur vor einem Sturme, das Rauschen der Blätter vor einem Gewitter. Dann kam der Schrei der Verzweiflung, der Ausbruch des Schmerzes, den nichts zurückhalten konnte. Lange niedergehalten, bricht er in jener Stunde hervor. Alles ist auf einen Augenblick vergessen, Ströme von Thränen fließen über ihre Wangen, und beide Hände gegen ihre Schläfen pressend, stöhnt sie den Namen Hadrian hervor.

Aber sie faßt sich. Das entsetzliche Gespenst ihrer Pflichten als Gattin steigt wieder vor ihrem Geiste auf — sie tröstet ihren Gatten, der über sein Unrecht zu verzweifeln scheint. Ja, sie ist bereit, ihm in die neue Welt zu folgen, als die alte ihm kein Glück mehr bietet. Auf dem Schiffe befindet sich auch d'Arberg. Moritz und Gertrud nähern sich ihm, Moritz sieht, daß er von d'Arberg nichts zu befürchten hat. Moritz stirbt. Gertrud bleibt, nachdem sie einem Knaben das Leben gegeben, noch in Amerika und geht dann nach Europa zurück, wo ihr Bruder sie liebreich empfängt.

Gertruds seelisches Leben ist mit ungemeiner Lebendigkeit dargestellt. Das Eigentümliche ihrer Lage, in welche andere gewöhnlich doch nur unverschuldet geraten, ist mit großer Lebenswahrheit geschildert.

Neben diese beiden schön gezeichneten Frauengestalten stellt sich eine dritte, die kaum der Erde anzugehören scheint, so schattenhaft leise ist ihr Auftreten: Ginevra in „Grantley Manor“. Während ihre Schwester Margaret übersprudelt vom Übermute ihres jungen Lebens, ist Ginevra in sich zurückgezogen, beständig wie in tiefe Trauer versunken. In Italien wurde sie geboren und erzogen. Dort lernte sie auch Edmund Neville kennen und lieben. Seiner ungestümen

Bewerbung gelingt es, sie zu einer heimlichen Vermählung zu bewegen, ohne Wissen der beiderseitigen Väter. Denn der alte Neville würde nie seine Einwilligung zu einer Verbindung seines Sohnes mit einer „Papistin“ gegeben haben. Nach seinem Ende zeigt sich denn auch, daß Edmund recht geahnt: im Testament seines Vaters wird er nur unter der Bedingung zum Erben eingesetzt, daß er nie eine Ehe mit einer Papistin eingehe. Edmund sieht sich also zwischen das entsetzliche Entweder-Oder seiner Liebe und seines materiellen Glückes gesetzt. Keinem von beiden mag er entsagen, und so verharrt er zunächst in stillem Genuß seines Vermögens. Ginevra beschwört er zu schweigen. Sie schweigt gern, aber sie grämt sich, daß Edmund nicht so viel moralischen Mut besitzt, alles einzugestehen. So kommt sie in ihres Vaters Haus nach Grantley Manor. Sie ist glücklich, mit Edmund zusammen leben und ihn täglich sehen und sprechen zu können. Aber das Geheimnis, welches ihr Verhältnis zu ihm verhüllen muß, drückt sie täglich mehr und mehr. Dazu gesellt sich tiefer Schmerz über den Mangel an moralischer Würde, den Edmund zeigt, als sein Vater das Zeitliche gesegnet. Aber sie schweigt und harrt aus, immer seinen Bitten und Versprechungen nachgebend. Endlich aber, als sie in London sieht, wie Edmund an der Seite einer bekannten Kokette erscheint, mit dieser lacht und scherzt, als sei Ginevra nie für ihn vorhanden gewesen; als sie sogar hört, Edmunds Verbindung mit dieser galanten Dame stehe nahe bevor — da schäumt bei einer unverhofften Zusammenkunft mit Edmund, bei welcher er sie sogar mit Vorwürfen zu überhäufen wagt, ihr übervolles Herz über. „Edmund stürzte hinein, schloß die Thür, verriegelte sie von innen. Die kalte Luft brachte Ginevra zu sich. Er hatte ihre Hand fahren lassen und stand ihr gegenüber mit gekreuzten Armen und zornig düsterm Antlitze. Sie rang ihre Hände und rief:

„Endlich und so!“ dann erhob sie sich mit Ungestüm, stellte sich vor ihn, richtete stolz ihr Haupt empor und erwiderte seinen Blick; — in dem ihren lagen so mächtige Verweise, so überwältigende Vorwürfe in ihrem Schweigen, so beredt und so stark in ihrer Milde, daß er unter diesem sprachlosen Einflusse zitterte. Der Sturm legt sich nach einem heftigen Auftritt; aber nicht eher wird Ginevra wieder die Alte, bis Edmund ein reumütiges Bekenntnis abgelegt und Ginevra als seine rechtmäßige Gattin anerkannt hat.„

Als einen weiteren bedeutenden Frauencharakter erwähne ich Ellen Middleton in dem ergreifenden Romane gleichen Titels. Das Leben dieses Weibes ist eingehüllt in die düstersten Wolken; beständig droht über ihrem schönen Haupte ein furchtbares Gewitter; keine Freude, kein reines Glück leuchtet ihr, und endlich fährt der Blitz auf sie hernieder, vernichtet ihre letzte Hoffnung und bringt sie an den Rand der Verzweiflung. Verstoßen von ihrem Gatten, den sie mit hingebender Innigkeit liebt; in den Augen der Welt als eine Verletzerin der ehelichen Treue an den Pranger gestellt, lebt sie ein elendes, verborgenes Dasein. Man kann sagen, aus diesem Romane weht dem Leser Grabesluft entgegen, reine Freude gewährt die Lektüre nicht — und doch ist man gezwungen, die dichterische Kraft der Lady Fullerton, wie sie sich in diesem Romane allenthalben kundgiebt, zu bewundern.

Von anderen Frauencharakteren Lady Fullertons erwähne ich noch besonders: Anna Neville in „Grantley Manor“, ein in seiner sittlichen Hoheit und doch so milden Denkungsweise anziehender Charakter; Marie Redmond in „Lady Bird“, eine Figur, die echt deutsche Farbe hat (sie entsagt bereitwillig dem Geliebten); Königin Margaret in „Stürmische Tage“ und die treue Hofdame derselben.

Weniger leidenschaftlich bewegt, aber trotzdem tiefergreifend sind die Frauencharaktere in „Unglaublich und doch

wahr". Der Roman behandelt die Schicksale der Prinzessin Charlotte von Braunschweig, welche den ältesten Sohn Peters des Großen heiratete und bald darauf starb. Über ihren Tod gingen allerlei Gerüchte; die einen behaupteten, sie sei auf unnatürliche Weise ums Leben gekommen; die anderen, sie sei überhaupt nicht gestorben, sondern durch gute Freunde der Tyrannei ihres rohen Gatten entrissen worden und ins Ausland geflohen; an ihrer Stelle habe man eine hölzerne Puppe in die Erde gesenkt. Die letzte Behauptung ist historisch nicht begründet, wohl aber ist sie sehr geeignet, die Phantasie eines Romanschriftstellers in Bewegung zu setzen und vor seinem geistigen Auge sofort ein Gewebe seltsamster Verwicklungen erstehen zu lassen. Lady Fullerton hat sich des Gerüchtes bemächtigt und es zu einem sehr spannenden Romane verarbeitet. Kluger Weise erzählt sie nicht den Eheroman der Prinzessin selbst, sondern beginnt damit, wie diese unter fremdem Namen in Amerika auftaucht. Erst als wir erfahren, wer sie in Wirklichkeit ist, setzt uns die Verfasserin von deren früherer Geschichte in Kenntnis. So spannt sie uns schon von vornherein durch das Geheimnisvolle, welches die schöne Fremde umgiebt. In der Folge gestaltet sich die Handlung nach den Schicksalen, welche Charlotte in ihrer zweiten, mit Herrn d'Auban geschlossenen Ehe erfährt. Doch spielt ihre Flucht aus Petersburg immer noch eine Rolle in allen Begebenheiten, welche ihr widerfahren; denn die russische Regierung fahndet auf die Diebe sehr wertvoller Juwelen, welche seit dem Tode der Großfürstin verschwunden sind. Charlotte hat sie, da sie ihr Eigentum waren, mit sich geführt. Selbst in Louisiana, wo sie mit ihrem zweiten Gatten lebt, ist sie vor den Geheimpolizisten Rußlands nicht sicher; nur mit knapper Not entgeht sie der Verhaftung. Wäre sie der Polizei in die Hände gefallen und nach Petersburg gebracht worden, so

war ihr der Tod sicher; denn Peter der Große hätte für die entflohene Gattin seines Sohnes keine Gnade gekannt. Indes werden die beiden Gatten doch gezwungen, nach Europa zurückzukehren. Unter den Indianern bricht eine Empörung aus, welche zahlreichen Kolonisten das Leben kostet. Charlotte und ihr Gemahl sowie ihre Tochter Wilhelmine werden durch den Edelmut eines dem Christentum geneigten jungen Häuptlings, Ontara, gerettet. Sie wenden sich nach Paris, wo ihnen eine doppelte Gefahr droht. Charlotte wird als angebliche Diebin der großfürstlichen Juwelen verhaftet; auf Verwendung des Grafen von Sachsen läßt man sie zwar frei; aber nun will der König, welchem jener die seltsame Geschichte enthüllt hat, sie mit fürstlichen Ehren umgeben und sie von ihrem unebenbürtigen Gatten trennen. Charlotte weigert sich entschieden, sie will bleiben, was sie ist, und kehrt mit ihrem Gatten in die Kolonieen zurück, wo der König ihn zum Vice-Gouverneur ernennt. Damit sind die Schicksale Charlottens, soweit sie mit der einstigen Großfürstin zusammenhangen, beendet; was sie ferner noch erlebt, fügt die Verfasserin mit kurzen Worten hinzu: ihre Tochter und ihr Gatte starben, sie selbst lebte noch lange Jahre, unerkannt, in tiefer Verborgenheit. — Außer den Erlebnissen Charlottens erzählt der Roman aber auch die nicht minder anziehenden, wenn auch nicht so schrecklichen ihrer Tochter Wilhelmine. Das Kind zeigt eine rührende Anhänglichkeit an ihre Heimat, die neue Welt, und überträgt diese auch auf die Eingeborenen. Paris mit seinem Glanz vermag sie nicht zu fesseln, Louisiana ist ihr das Paradies auf Erden, die Indianer sind ihre Brüder. Ihrem Lebensretter Ontara weiht sie die innigste Zuneigung, die sich, als sie zur Jungfrau erwächst, in Liebe umwandelt. Sie weiß aber, daß ihre Eltern nie zugeben werden, daß sie sich mit einem Farbigen verbindet, und bleibt deshalb unvermählt.

So zeigt uns der Roman die wahrhaft erschütternden Schicksale edler Menschen, welche ohne eigene Schuld vom nimmermüden Unglück mit rauher Faust geschüttelt werden; er zeigt aber auch, wie in all' solchen Lebenslagen die feste Hoffnung auf Gottes weise Führung der festeste Stab ist, auf welchen der Mensch sich stützen kann. Poesie und Religion haben sich in „Unglaublich und doch wahr" die Hände gereicht, um ein schönes Ganze zu schaffen, welches uns zu erheben und zu befriedigen vermag. Lady Fullerton liefert hier den Beweis, daß es in der Poesie, um auf den Menschen veredelnd zu wirken, durchaus nicht nötig ist, den Auswurf der Menschheit zu schildern. Wer durch Vorführung edler Menschen uns anzuziehen weiß, giebt unserer Sittlichkeit vielleicht stärkeren Halt, als wer uns durch Darstellung schlechter Subjekte vom Bösen abzuschrecken sucht. Sämtliche Charaktere sind vorzüglich gezeichnet, und die Seelenbewegungen mit jener Tiefe und Gemütswärme dargestellt, welche der verstorbenen Verfasserin eigen war. Die Handlung könnte allerdings noch glücklicher aufgebaut sein; es fehlt ihr in etwa an Einheit und festem Zusammenhang — aber wer wollte das nicht vergessen, da der Roman sonst so viel Schönes bietet?

Einen ähnlichen Charakter trägt in den Frauengestalten der Roman: „Ein Wille, ein Weg", den die Dichterin in ihren letzten Lebensjahren verfaßte. Die Heldin desselben, Aline des Elmes, ist ebenfalls eine leidende Persönlichkeit. Sie heiratet zur Zeit der ersten französischen Revolution den Sohn des Präsidenten Parcin, Hippolyt, einen blutdürstigen Freiheitsfanatiker, um ihre beiden Brüder vom sicheren Tode zu retten. Auf ihren nicht schlecht gearteten Gatten gewinnt sie so großen Einfluß, daß derselbe auf bessere Bahnen zurückkehrt. Aline ist eine prächtig gezeichnete Figur, deren Schicksal unsere ganze Teilnahme erregt.

Die Männer treten in Lady Fullertons Romanen im allgemeinen nur wenig in den Vordergrund, wenigstens nicht als handelnde Personen. Sie sind da, flößen den weiblichen Personen eine heftige Leidenschaft ein und verhalten sich dann passiv. Der Dichterin erstes Bestreben ist es ja auch, nicht Männer, sondern Mädchen und Frauen zur Darstellung zu bringen. Darum ist Fühlen und Denken der letzteren mit liebevoller Gründlichkeit geschildert, während bei den Männern der Leser manchmal ahnen muß, was in ihrer Seele vorgeht. Nur bei zweien hat sie eine Ausnahme gemacht, bei Edmund Neville und Henry Lovell, diese hat sie aber auch mit staunenswerter Gewandtheit gezeichnet. Und doch war es keine leichte Aufgabe. Nicht schwer ist es, einen Charakter darzustellen, der mit unwandelbarer Festigkeit die für recht erkannten Wege wandelt, oder einen andern, der diese ein für allemal verlassen hat; aber welche Hindernisse bietet ein Charakter, der leidenschaftlich bewegt, stürmisch aufgeregt, beständig schwankt nach rechts und links! Erste Pflicht des Dichters ist doch, für seine Person lebendige Teilnahme zu erwecken und warm zu erhalten; ein schwankender Charakter stößt aber nur zu leicht ab. Das ist bei den obigen aber durchaus nicht der Fall; im Gegenteil, je tiefer Edmund Neville, der unglückliche junge Mann, in seiner Verblendung sinkt, desto größer wird unser Mitleiden. Die Dichterin verdankt diese echt dichterische Wirkung einem feinen Kunstgriffe; Edmund Nevilles Schwanken zwischen Reichtum und Liebe entspringt nicht gemeiner Habgier, sondern dem innewohnenden Bewußtsein, daß Reichtum die Bedingung seines Lebens ist. Er ist ein Kind des Luxus; er ist an Überfluß gewöhnt, nicht an geschäftsmäßiges Abwägen der Einnahmen und Ausgaben. So ist für ihn ein Aufgeben des Reichtums gleichbedeutend mit Aufgabe des Lebens. Deshalb sträubt sich seine ganze Natur gegen das bittere Entweder-Oder und stößt

ihn so in den verbrecherischen Genuß eines Gutes, welches ihm nicht gehört. Henry Lovell (in „Ellen Middleton") erschreckt den Leser fast durch die Wildheit und Ausdauer seiner Leidenschaft zu der unglücklichen Gattin Edward Middletons, zu Ellen. Er liebte sie schon, als sie noch ein Mädchen, er noch ein Jüngling war. Er gestand es ihr:

„Nein, wir trennen uns nicht für immer; das ganze Leben hindurch werde ich Dir nahe sein, entweder, um Dich zu lieben und anzubeten, um Dir alles in allem zu sein, den Menschen und allen Gesetzen, allen Pflichten und Banden zum Trotz — oder um Dich auf Deinen Wegen zu verfolgen, um Dir jede Freude zu vergällen und Deinen Geist zu martern. Ellen, ich muß Dir Segen bringen oder der Fluch Deines Lebens werden."

Was er ihr vorausgesagt — es ist schreckensvoll in Erfüllung gegangen. Er heiratet eine Ungeliebte, sie einen heißgeliebten Mann. Aber Henry ruht nicht, er sucht zu erringen, was zu erringen ein Verbrechen und nie für ihn erreichbar ist: die Liebe Ellens. Und sie? Sie kann ihn nicht erhören und will es nicht, aber verstoßen für immer darf sie ihn nicht, weil er im Besitz eines sie betreffenden Geheimnisses ist. Seine Leidenschaft treibt ihn stets gegen ihren Willen in ihre Nähe, und das wird ihr Unglück. Henry aber vergißt alles — sein Weib, sein Kind; seine wahnsinnige Liebe zu Ellen raubt ihm alle Besinnung. Die Nachricht, daß Ellen von ihrem Gatten verstoßen, versetzt ihn in einen wahren Freudentaumel. Er schreibt an die Unglückliche:

„Dein Ruf ist dahin, Deine Ehre ist verloren; Du bist fortan auf immer von Edward getrennt .... In meinem Herzen herrscht eine wilde Freude über die Erfüllung unseres Geschickes, und von nun an müssen wir einander alles sein. Ellen, Du Abgott meiner Seele, Du sollst mein werden! .... Schreibe mir eine einzige Zeile; sage mir, wohin Du gehst, was Du thust. Das Leben hat keine Kraft, die Sprache keine Worte für diese stürmische, fieberhafte Aufregung, für diese Stunde der Liebe und des Schreckens, der Angst und des Entzückens."

Ellen weiß aber besser, was ihre Pflicht ist; das entsetzenvolle Ereignis, daß ihr heißgeliebter Gatte sie, die

Unschuldige, verstoßen, bildet ihren einzigen Gedanken. Sie flieht in die Einsamkeit. Henry verliert ihre Spur und giebt sich dem Wahne hin, sie habe sich selbst den Tod gegeben. Er fällt in ein Gehirnfieber, das ihn bald dem Tode nahe bringt. Ehe er seine Seele dem ewigen Richter übergiebt, richtet er an den Gemahl Ellens ein Schreiben, in welchem er die Unschuld des unglücklichen Weibes nachweist. Seine Liebe zu Ellen aber stirbt erst mit ihm.

Die übrigen Männergestalten Lady Fullertons sind zu unbedeutend, um besondere Erwähnung zu verdienen. Es sind ziemlich alltägliche Gestalten. Das ist aber bekanntlich eine Schwäche vieler Romanschriftstellerinnen.

Schließlich muß noch einer Novelle unserer Dichterin gedacht werden — sie betitelt sich: „Die Tochter des Notars". Zwar haben wir es nicht mit einem ureigenen Produkt zu thun, sondern nur mit der Bearbeitung einer französischen Erzählung; was indessen die Dichterin in der Vorrede über ihre Bearbeitung sagt, läßt vermuten, daß sie sich das Original so ziemlich zu eigen gemacht. Doch sei dem, wie ihm wolle: wir haben es mit einer ganz vortrefflichen Novelle zu thun. Zwar ist die Handlung weder sehr reichhaltig noch sehr neu; sie behandelt den alten Vorwurf von zwei jungen Herzen, die gezwungen waren, sich zu verbinden, welche wähnten, nie sich lieben zu können, und schließlich doch finden, daß das gegenseitige Vorurteil ein ganz falsches ist, und daß sie in bester Harmonie zu einander passen. Aber dies alte Thema ist in ganz vorzüglicher Weise behandelt. Der alte Graf von Bedelles hat zwei Söhne: Jacques ist sein Augapfel, schön und geistvoll; George, der jüngere, hat durch eine langwierige Krankheit geistig gelitten und scheint nun ziemlich schwachsinnig zu sein. Der Graf möchte gern seinen ältesten Sohn zum Deputierten gewählt sehen und sucht sich zu diesem Zweck die Gunst des einflußreichen Advokaten Lescalle zu sichern. Das gelingt durch

Verheiratung seines Sohnes George mit der schönen Tochter Lescalles, Rosa. Beide heiraten gezwungen: George liebt die schöne Denise de la Pénède; Rosa ist zwar nicht durch eine andere Neigung gefesselt, hat aber gegen den „Fada“ (Schwachkopf) unbezwinglichen Widerwillen. Gleichgültig leben beide nebeneinander. Nach und nach aber ersieht Rosa aus allerlei kleinen Vorgängen, daß George durchaus kein „Fada“ ist; ein Brief, in welchem er ihr seine Gründe, kalt nebeneinander zu leben, dargelegt, bestärkt ihren Glauben. Endlich findet sie Papierstreifen, die von seiner Hand mit reizenden Versen bedeckt sind. Nun weiß sie genug. In ihre Freude aber fällt erkältend ein Brief, in welchem George ihr mitteilt, daß er nach den Südseeinseln reisen wolle. Rosa fühlt, daß sie ihn nicht reisen lassen dürfe. Und wie nun gleichzeitig Georges alter Diener Vincent zum Sterben erkrankt und noch einmal nach seinem Herrn verlangt, da sendet sie ihre Tante nach der Hafenstadt, ihren Gatten davon zu benachrichtigen; sie selbst bleibt am Krankenbett Vincents. George kommt; das Mißverständnis löst sich, die Gatten werden glücklich.

Das ist sehr einfach, wird der Leser sagen. Allerdings ist es das, aber was hat die Dichterin aus dieser sehr einfachen Begebenheit gemacht? Ein reizendes, sauber ausgeführtes Seelengemälde. Wie trefflich sind alle Charaktere, von dem schlauen, aber ehrlichen Advokaten Lescalle bis zur guten Tante Misé Médé! Am besten ist jedenfalls der jüngere Sohn des Grafen Vedelles, der „Fada“, gezeichnet, obgleich uns die Dichterin sein Inneres in nur geringem Maße offen legt. Der Leser sieht anfangs von dem Gemütszustande des jungen Mannes nicht mehr als Rosa selbst. Das ist ein gutes Mittel, den Leser zu spannen. Wie der jungen Frau, so enthüllt sich aber auch uns nach und nach der wahre Charakter des „Fada“.

3.

Heinrich Conscience.

Heinrich Conscience war einer der populärsten Romanschriftsteller des Kontinents. Er gehört nicht mehr seinem Vaterlande allein, er gehört dem ganzen gebildeten Europa. Deutschland besitzt eine Auswahl seiner Erzählungen in sechzig Bändchen und außerdem mehrere Übersetzungen einzelner seiner Werke; Italien hat schon früh mit einer italienischen Ausgabe seiner gesammelten Werke begonnen; in England ist er nicht minder beliebt; im Nachbarland Frankreich hat Michel Levy eine ganze Reihe seiner Erzählungen zu äußerst billigen Preisen herausgegeben. Ebenso hat sich Böhmen, Polen und Dänemark bald des ausgezeichneten Erzählers bemächtigt; und in seinem Vaterlande selbst ist er der Abgott des lesenden Publikums.

Wenn ich sage: sein „Vaterland", so meine ich nicht das ganze Belgien; ich habe dabei überhaupt einen von politischen Grenzen umzogenen Landstrich nicht im Auge, sondern jenen leicht abzuzeichnenden Teil Belgiens, in welchem die Handlung der meisten seiner Erzählungen spielt: den Strich von Ostende bis Dendermonde mit Gent und Brügge als Hauptstädten gedacht. Hier ist noch der unverfälschte Vläminger zu finden mit seinem kühnen, energischen Geiste, seinen einfachen alten Sitten und seiner geliebten flandrischen

Sprache. Die so oft wechselnde Herrschaft der Franzosen, Spanier und Deutschen und selbst der stets so mächtige, durch Handel und Verkehr leicht auszuübende französische Einfluß hat nicht vermocht, den Vlamen etwas von ihrer Eigenart zu rauben. Nur tritt sie jetzt, wo die politischen Verhältnisse ihres Landes ganz andere sind als vor Jahrhunderten, nicht so sehr in den Vordergrund. Damals war es, sagt Conscience mit Stolz im „Bürgermeister von Lüttich", ein „Land ohne Knechte und Sklaven, ein Land, wo jeder Bürger, sei er Ritter oder Handwerker, sein eigen Recht genießt und nicht der Spielball der Mächtigen und Großen ist, wo selbst der Fremdling, er sei wer er wolle, sobald er dessen unabhängigen Boden betritt, ausrufen kann: ‚Ich bin ein freier Mann.' Eifersüchtig wachten die flandrischen Männer über das Palladium ihrer Freiheit, und wenn ein Monarch wagte es anzutasten und einen Funken von Zorn in ihre Brust geworfen hatte, dann bedurfte es nicht viel Zeit, dieses Gefühl zu einem wilden und verheerenden Feuer zu entflammen. Die Männer, welche den ganzen Tag mit bloßer Brust und bloßen Armen das glühende Eisen hämmerten oder die Felsen des Muttergebirges durchwühlten und den versteinerten Feuerstoff der düsteren Erde entrückten und alle Tage mit der rauhen Natur im Kampfe lagen, die Männer mußten von zornigem Gemüte, im Streite heftig und in ihrem Hasse unerbittlich sein."

Consciences lebendige Liebe zum Heimatland führte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt auf vaterländische Stoffe. Er würde es für eine Sünde gehalten haben, dem Vorgange deutscher Romanschriftsteller zu folgen, die so oft und gern die Handlung in fremde Länder verlegen oder Fremdlinge als Helden einführen. Flandern mit seinen großen Städten Gent, Brügge, Antwerpen ist der Schauplatz und Vlamen sind die Helden. Die großen Momente aus dem jahrhunderte-

langen Kampfe seines Volkes um die Freiheit gegen fremde Unterjocher oder heimische Tyrannen hat er in prächtigen Gemälden ihm vorgeführt. Was in trockener Berichterstattung die Chroniken von den nationalen Helden meldeten, beseelte er mit der Kraft eines wahrhaften Dichters und gab dem Verschwommenen, Nebelhaften feste künstlerische Gestaltung.

Echter Patriot und echter Dichter — eine solche Mischung edelster Eigenschaften wird den Günstling der Musen immer zu einem Liebling des Volkes machen. Denn der von ihm gewählte Stoff wird von vornherein dem Volke willkommen sein, und die dichterische Kraft der Darstellung wird ihn in seinem Gedächtnisse verewigen.

Das hat Conscience mit dem selten fehlgreifenden Takte des echten Dichters erkannt und danach seine Wahl getroffen. Er bleibt bei der Wirklichkeit immer und überall. Das Thatsächliche, das sozusagen mit Händen Greifbare blieb stets seine Fundgrube. Für Gefühlsschwärmereien, sentimentale Ergüsse, romantische Liebesabenteuer hat er nicht das mindeste Verständnis. Und doch kennt sein Herz die echte große Begeisterung, die kein Ende sieht in ihrer Hingabe an eine erhabene Sache; und doch besitzt er ein tiefes glühendes Gefühl, das, um geweckt zu werden, freilich anderer Ursachen bedarf als des Seufzens zweier Liebenden. Und wo dieses innere Feuer einmal durchbricht, da haben wir Großartiges zu erwarten. Ich erinnere nur an die geradezu meisterhaften Scenen in „Jacob von Artevelde“, an die das Gemüt aufs tiefste berührenden Schilderungen menschlichen Elends, wie sie in so vielen kleineren Erzählungen des Dichters gegeben sind.

In dieser Beziehung nähert sich Conscience dem großen Schotten, wenn er auch an Talent ihm nicht ganz gleichsteht. Auch Scott verschmähte es, das romantische Element der Liebe in umfangreicher Weise zu verwenden; dafür bot

er aber dem Leser großartige historische Aussichten, glänzend gezeichnete Charaktere und treue Bilder aus vergangenen Zeiten. Ob unserm Conscience der große Waverley=Erzähler zum Vorbild gedient hat, wissen wir nicht anzugeben, es scheint aber. Denn auch er liebt es, die historische Lage mit aller Behaglichkeit auszumalen, und verweilt mit liebevoller Gründlichkeit bei den Schilderungen des buntbewegten Volkslebens.

Das alles aber würde nicht genügt haben, ihm so rasch und allgemein die Gunst des Volkes zu erwerben, wenn nicht auch ein gutes Erzählertalent ihn in hervorragender Weise auszeichnete. Geschichten erfinden ist seine Stärke nicht — man sieht es den historischen Romanen an, wie wenig sie ausmachen würden ohne die gegebenen Thatsachen; man merkt es der erdichteten Handlung an, daß sie mit Mühe zusammengesetzt ist — aber gebt ihm einen Stoff, er macht etwas Ordentliches daraus; er ist mit allen Werkzeugen ausgerüstet, nur das Material müßt ihr ihm schaffen. Material lieferte ihm aber in Fülle die viel und wild bewegte Vergangenheit seines Vaterlandes von den ältesten Zeiten bis in das siebenzehnte Jahrhundert hinab, und hier hat er sein Bestes geleistet. Wenn ich in erste Linie den „Löwen von Flandern" stelle, so habe ich wohl Widerspruch nicht zu befürchten; denn dieser Roman begründete den Ruf unseres Dichters und ist ein Lieblingsbuch des Volkes, namentlich der reiferen Jugend geblieben. In dieser Dichtung zeigt sich der ganze Conscience.

Die Handlung spielt im letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts und dreht sich um den Kampf der vereinigten flandrischen Städte gegen die französische Eroberung durch Philipp den Schönen. Zuerst führt die reiche und mächtige Stadt Brügge unter Leitung Deconincks den Kampf allein, später teilt sich der Geist des Widerstandes dem ganzen

Lande mit, und die Franzosen unterliegen. Wir haben es hier mit einem historischen Romane höheren Stils zu thun. Das eigentliche novellistische Element fehlt, die echt dichterische Darstellung jenes, trotz seines geringen Umfangs gewaltigen Volkskrieges nimmt den größten Raum ein. Eine romanhafte Verwicklung der Begebenheiten vermissen wir ohne Bedauern, weil die Ereignisse auch ohne diese unsere ganze Teilnahme in Anspruch nehmen. Wir sehen, wie einem energischen Volke, dem seine Freiheit und seine Rechte zum Lebenselement geworden sind, beide verkümmert werden durch fremde Tyrannei; wir sehen, wie es im Volke gärt und glüht, welche Massen von Zündstoff sich aufhäufen und eines Funkens bedürfen, um verheerend jede Schranke zu zersprengen; wir sehen endlich den gewaltigen Losbruch selbst, der das große französische Reich in seinen Grundvesten erschüttert und dem Gewaltigen unwiderstehlich die bittere Lehre aufdringt, daß der Raub an der Freiheit eines Volkes nimmer ungerächt bleibt. Was sind es aber auch für Männer, die Conscience uns als Führer des Volkes vorstellt! Deconinck, Breydel und „der Löwe von Flandern" sind Gestalten, die man nicht wieder vergißt; denn der Dichter hat sie unserer Phantasie mit unauslöschlichen Zügen eingeprägt. Jan Breydel, der streitbare Vorsteher der Schlächterzunft, ist eine Prachtgestalt, die sich den besten Scott'schen kühn an die Seite stellen darf. Ein Riese an Körperkraft, hat er ein wildes, feuriges Gemüt, dem Kampf und Krieg liebste Beschäftigungen sind. Große Geduld ist seine Tugend nicht; es geht ihm alles zu langsam in der Politik, er meint stets mit seinen wuchtigen Fäusten oder dem todbringenden Beil die Entscheidung herbeiführen zu müssen und zu können. Er hat deshalb beständig Meinungsverschiedenheiten mit seinem Freunde Deconinck, dem Vorsteher der Weberzunft, der zu den Staatsmännern gezählt werden muß. Er ist ein kalt und umsichtig berechnender

Geist, der gern den Kriegspfad verläßt, wenn dasselbe Ziel auf anderem Wege zu erreichen ist. Wenn es aber sein muß, so steht er an Tapferkeit hinter keinem zurück, selbst hinter seinem Freunde Breydel nicht, der ihn nur durch sein kühnes Ungestüm übertrifft.

Der Titelheld, Robert von Bethune, genannt „der Löwe von Flandern", ist nicht eigentlich der Held des Romanes. Er spielt zwar in der Schlacht bei Courtray eine entscheidende Rolle, tritt im übrigen aber bei den Kämpfen um Flanderns Unabhängigkeit sehr wenig in den Vordergrund; die Handlung spielt sich mehr um ihn als durch ihn ab. Die Städte kämpfen für ihn, der in französischer Gefangenschaft schmachtet. Trotzdem aber besticht Robert von Bethune durch sein echt ritterliches Wesen, seine Tapferkeit und körperliche Stärke. Jener Auftritt, wo er seine Tochter aus den Händen einer weit überlegenen Anzahl französischer Ritter befreit, ist ausgezeichnet. Das flandrische Volk setzt auf ihn sein ganzes Vertrauen. „Vlanderen den Leeuw! Wat walsch, valsch is! Slaet all dood!" lautete der fürchterliche Schlachtruf der vlämischen Männer.

In zweiter Reihe ist „Jacob von Artevelde" hervorzuheben. Der Titelheld, ein Weber von Gent, befreit durch die Künste der Diplomatie und die Tapferkeit der Vlamländer sein Vaterland von dem Einflusse Frankreichs; bringt die verschiedenen Gaue in ein staatlich gegliedertes Ganze und Handel und Gewerbe zu hoher Blüte. Groß und mächtig steht er da, bis er, dank den kleinlichen Anfeindungen seines Gegners Geraert Denys, sein Leben lassen muß.

Jacob von Artevelde ist eine Gestalt von tragischer Größe. Volksgunst bringt ihn auf den Gipfel der Macht, Fürsten und Könige achten ihn als ihresgleichen und unterhandeln mit ihm – und eben dieser große Mann muß untergehen durch den Haß jener, denen er sein Leben und

seine beste Kraft unablässig gewidmet. Elender Neid stürzt ihn, in dessen hoher Seele nimmer ein niedriger Gedanke Platz finden konnte, dessen einziges Ziel das Gedeihen seines Vaterlandes war, dem er opferwillig alles hingab.

Wiederum fehlt die künstliche Verschlingung der Begebenheiten. Die Liebe Lievens, Jacobs Sohnes, zu der schönen Veerle, Denys' Tochter, allein bringt einige leidenschaftlich bewegte Scenen hervor. Wäre Conscience nicht ein Dichter, dem das innere Leben immer etwas fern gelegen, er würde aus der Zuneigung der beiden jungen Leute weit mehr haben machen können. Veerle, die Tochter jenes durchtriebenen Nebenbuhlers Jacobs, liebt den Sohn des berühmten Volksmannes, und Lieven ist ihr herzlich zugethan. Die Liebe zu Veerle und wiederum zu seinem Vater mußten in der Seele des jungen Lieven einen Widerstreit erzeugen, der dichterisch recht wirksam hätte ausgenutzt werden können. Aber Conscience geht ihm sozusagen aus dem Wege, er deutet den Seelenzustand Lievens mit wenigen Worten an und verschmäht die Ausarbeitung.

Die Charakterzeichnung ist vorzüglich. Prächtig sind Muggelin, König der gefürchteten Ribauden, Geraert Denys und seine Frau und so mancher Mann aus dem Volke. Die Schilderungen des Volkslebens sind lebendig und fesselnd. Es verdient besonders die Geschicklichkeit hervorgehoben zu werden, mit welcher unser Dichter die Volksmassen in Bewegung zu bringen versteht. Das wickelt sich alles so glatt ab, als habe der Dichter vorher einen sauber und genau ausgearbeiteten Feldzugsplan entworfen.

Als dritten der großen historischen Romane nenne ich „Clodwig und Clotilde", der im letzten Viertel des fünften Jahrhunderts spielt. Hier haben wir zum erstenmale eine streng künstlerische einheitliche Komposition, mit stetigem Fortgang der einen Haupthandlung und gewandtem Eingreifen

der Episoden. Der Inhalt ist in kürzesten Umrissen folgender. Clodwig, Herzog der Franken, verlobt sich mit Luitgard, Tochter des Herzogs Rangenher, bricht dann aber das Verlöbnis, um sich mit Clotilde, Tochter des Königs Hilprich von Burgund, zu vermählen. Dieser Ehe entsprossen zwei Knaben, die Clodwig, bewegt durch die Bitten seiner Gattin Clotilde und seines vertrauten Freundes Aurelian, Christen werden läßt. Luitgard sieht aus der Ferne mit finsterem Ingrimm das Glück des ihr verhaßten Weibes und läßt durch ihren vertrauten Vetter Siegebald eines der Kinder vergiften. Der Urheber der Schandthat bleibt geheim, Clodwig aber glaubt, die Götter hätten es ihm genommen, um für die Taufe seiner Kinder Rache zu nehmen. Schwermut umnachtet seinen Geist, und diese Zeit benutzt wiederum Siegebald, um Zwietracht zwischen den beiden Gatten zu säen, und zwar versucht er Clodwig eifersüchtig auf Aurelian zu machen. Wohl gelingt ihm das für einige Zeit, dann aber zeigt sich klar Aurelians Unschuld. Besser gelingt indessen ein neuer Anschlag, als Clodwig in den Krieg gezogen. Siegebald ahmt Clodwigs Handschrift nach und schreibt in dessen Namen einen Brief an Aurelian, des Inhalts, er solle mit Clotilde nach einem bestimmten Hause entfliehen, weil ihnen fern von ihm Gefahr drohe. Aurelian reist sofort mit Clotilde ab, ist aber kaum mit ihr in dem Waldhause angelangt, als Clodwig hereinstürzt. Aurelian fällt unter einem Beilhiebe des wütenden Mannes — ehe er aber auch gegen seine Gemahlin das tödliche Eisen erhebt, fällt sein Blick auf den offen auf dem Tische liegenden Brief, welcher seine Handschrift trägt. Nun steht die ganze Truggeschichte klar vor seinen Augen. Aurelian ist glücklicherweise nicht tot, er genest und lebt danach noch lange Zeit vereint mit beiden Gatten. Clotilde hat aber noch das Glück, mit ihrem Gemahl zu demselben Gotte beten zu können.

Um diese drei großen historischen Romane gruppieren sich eine Reihe kleinerer Erzählungen derselben Gattung: „Das Wunderjahr“ (1566), welches die Schreckensherrschaft der Spanier in Antwerpen und die gleichzeitige religiöse Erhebung schildert; „Batavia“ (1618), das den heldenmütigen Kampf der holländischen Faktorei gegen die Übermacht der Japanesen zum Gegenstand hat; „Der Bauernkrieg“, „Bella Stock“, „Simon Turchi oder die Italiener in Antwerpen“, sowie schließlich „Der Bürgermeister von Lüttich“. Letztere Erzählung ist unter den eben genannten wohl die bedeutendste. Sie spielt im 17. Jahrhundert. Lüttich ist die glänzende Braut, um deren Besitz Spanien und Frankreich sich offen und heimlich mit allen Mitteln befehden. Graf Warfüzé spielt den Werber, doch wirbt er für beide und nimmt von beiden reichlichen Lohn, in Wahrheit aber arbeitet er für sich selbst. Bürgermeister Barnelle indessen behütet den ihm anvertrauten Schatz mit eifersüchtiger Wachsamkeit und bleibt in unwandelbarer Treue seinem Vaterland ergeben. Das ist sein Verbrechen und für dieses muß er sterben unter der Hand seines Widersachers Warfüzé.

Bei den Erzählungen aus dem socialen Leben findet sich besonders bestätigt, was wir über den Mangel an Erfindungsgabe gesagt haben; der Umfang all’ dieser Dichtungen ist gering, die Handlung von größter Einfachheit. Dafür aber finden wir in diesen kleinen Erzählungen alle edlen Eigenschaften des Dichters in gleichsam kondensierter Gestalt, namentlich tritt hier seine streng gläubige, echt katholische Gesinnung recht hervor. Und wenn ich beginne, die einzelnen Bändchen in rascher Reihenfolge an dem geistigen Auge des Lesers vorüberzuführen, mit welchem andern sollte ich beginnen als mit der weltberühmten Novelle, dem hohen Liede von der Armut, mit „Der arme Edelmann“? Wohl kann es ein größeres Elend geben, als uns hier in ergreifender

Weise geschildert wird, schwerlich aber kann das drückende Gefühl der Armut bitterer empfunden werden als von dem armen Edelmann. Er ist reich gewesen und arm geworden; er ist arm und die Welt glaubt es nicht. Seine Sparsamkeit, seine Anstrengung, sich aufs äußerste einzuschränken, gilt der Welt als schmutziger Geiz. Und dieser Mann hat eine schöne Tochter, die von dem Neffen des reichen Deneker geliebt wird und dessen Neigung mit gleicher Innigkeit erwidert. Mit heimlicher Freude und eben so großer Angst sieht der arme Edelmann zwischen den beiden jungen Leuten ein Herzensbündnis entkeimen, das seinem Kinde eine glücklichere Zukunft verspricht, als er sich je hatte träumen lassen. Aber mit Schrecken gedenkt er des Augenblicks, wo er, um seine Ehre zu retten, dem Oheim Gustavs seine Armut enthüllen und vielleicht seines Kindes Elend besiegeln muß. Möglichst lange schiebt er den gefürchteten Augenblick hinaus. Höchst ergreifend ist das Diner geschildert, welches er dem alten Deneker und dessen Neffen giebt; höchst rührend die Anstrengungen des alten Mannes, noch einmal den alten Glanz seines Hauses zu zeigen und den Gästen zu imponieren. Der Leser fühlt mit dem armen Edelmanne die tödliche Angst, als der joviale Herr Deneker Glas um Glas und eine Flasche nach der andern leert, während dem Freiherrn immer hohnlachend die kahlen Wände seines Weinkellers vor Augen stehen. — Aber das Schwerste kommt noch. Deneker hält für seinen Neffen Gustav um Leonorens Hand an. Jetzt muß es gesprochen werden, das gefürchtete Wort, welches dem alten Manne so lange schon auf der Zunge lag: „ich bin ein armer Mann". Deneker glaubt es nicht, und als ihm endlich die Beweise geliefert werden, stürmt er wütend aus dem Hause, seinem Neffen den Besuch Blierbecks verbietend. — Mit dem Edelmanne geht es zu Ende. Es wird ihm Haus und Hof verkauft — ärmer als je ziehen Vater

und Tochter gebrochenen Herzens in die Welt hinaus, um sich das tägliche Brot zu verdienen. Leonore hat Gustav nicht vergessen, aber sie gedenkt seiner mit stiller Trauer. Indessen werden sie bald von ihren Leiden erlöst: der alte Deneker stirbt, und Gustav heiratet Leonoren.

Man sieht, die Handlung ist ziemlich mager. Daraus aber kann man den Schluß ziehen, daß ein großer dichterischer Reiz über der Novelle ruhen muß, welcher ihr die besondere Stellung unter den Werken des Erzählers einräumt.

In einigen anderen kleinen Stücken tritt die Liebe als bewegendes Moment in den Vordergrund. In ausgezeichneter Weise in „Der Sohn des Henkers", in „Rikke-tikke-tak" und in „Der Rekrut". Letztere Novelle muß zu dem Besten gezählt werden, was Conscience überhaupt geschrieben hat. Ausgezeichnet in ihrem dichterischen Realismus ist die Scene, in welcher Trine an ihren Geliebten einen Brief schreibt und Vater und Mutter wechselweise diktieren. Auch hier ist die Handlung von größter Einfachheit: Jan muß Soldat werden und erblindet als solcher. Trine geht zur Garnison, bittet ihn los und führt ihn nach Hause. Auf dem Wege kommen sie in das Haus eines Doktors, und dieser heilt Jan — wieder aber nimmt der Reiz dieser einfachen, seelenvollen Charaktere und die Darstellung des Dichters den Leser gefangen.

Als dritte Gruppe der Consciencesschen Erzählungen möchte ich jene anführen, in denen er angreifend gegen einzelne Richtungen der Neuzeit auftritt und alte Sitte und Einfachheit gegen alles niederreißende Neuerungen in Schutz nimmt. Zwei dieser Erzählungen verdienen alles Lob: „Baas Gansendonck" und „Siska von Roosemael". In beiden schildert er die Überhebung einfacher Leute über ihren Stand und die Folgen derselben in lebendiger Weise. Hierher kann auch „Das Goldland" gerechnet werden, in welcher Erzählung

drei Vlamingen nach Kalifornien als Goldsucher gehen, um nach allerlei bitteren Erfahrungen eben so arm heimzukehren, wie sie gegangen sind.

Mit besonderer Heftigkeit wendet sich Conscience gegen den Geiz, der ihm als eine der hassenswertesten Leidenschaften des Menschen erscheint. In abschreckender Weise schildert er in „Der Geizhals“ und „Der Geldteufel“ die Habgier — daß diese Darstellung aber dichterischen Reiz hat, wage ich nicht zu behaupten.

Überhaupt halten seine neueren Dichtungen einen Vergleich mit den älteren nicht aus. Die bei Conscience ursprünglich vorhandene Neigung zu Gräßlichkeiten hat sich im Alter bei ihm stärker ausgebildet, als es in einem dichterischen Werke der Fall sein darf.

Conscience starb, an Ehren reich, am 10. September 1883. Er hatte ein Leben voll innerer und äußerer Erlebnisse hinter sich. Geboren wurde er am 3. Dezember 1812 zu Antwerpen. Sein Vater, ein Franzose, hatte lange Zeit unter Napoleon gedient, kehrte aber nicht nach Frankreich zurück, sondern heiratete eine Vlamländerin und blieb nach 1815 in Antwerpen als Schiffsbauer. Noch jung, verlor Conscience seine Mutter, und diese frühzeitige traurige Erfahrung war von großem Einfluß auf seinen Charakter. Er blieb ernst und in sich gekehrt, und dieser Ernst ist seinen Schriften anzumerken. Seinen Jugendgenossen blieb er fern, Bücher waren seine liebsten und beständigen Gesellschafter. Noch verschlossener wurde er, als sein Vater sich mit ihm in ländliche Einsamkeit zurückzog und ohne Freund und Diener ein freudenloses, schweigsames Dasein führte. Wenn der Vater, wie es häufig vorkam, in Geschäften abwesend war, widmete sich der junge Conscience ganz der Betrachtung der Natur und ihrem Studium. So vergingen drei Jahre. Dann aber trat ein Ereignis ein, das ihn in ganz andere Bahnen

warf; sein Vater verheiratete sich wieder. Der Sohn machte der Stiefmutter Platz, um sich als Erzieher auszubilden. Die Revolution von 1830 vertrieb ihn indes bald von seinen Büchern in die Reihen der Soldaten. Zehn Jahre lang trug er den Rock des Königs und erlangte in dieser Zeit eine gewisse Berühmtheit als Armeepoet. Als er aber den Dienst aufgab, stand er ratlos da wie zuvor, er suchte Arbeit und fand keine. Indessen schlug er sich mit Mühe durch. In dieser Zeit unfreiwilliger Muße wandte er sich der vaterländischen Geschichte zu und gab die Erzählung „Das Wunderjahr" heraus. Die äußerst günstige Aufnahme dieses Werkes regte ihn zu weiterem an, es folgte „Der Löwe von Flandern", der seinen Ruhm begründete und ihm ein anständiges Jahrgehalt von König Leopold einbrachte. Consciences Leben lenkte nun in friedliche Bahnen und er lebte noch mehrere Jahre als Vorstand des Museums Wiertz in Brüssel.

4.

Kardinal Wiseman.

Den Schluß unseres Büchleins bildet einer der höchsten kirchlichen Würdenträger in England, Kardinal Wiseman, gestorben am 15. Februar 1865 zu London. Er wurde geboren von irischen Eltern am 2. August 1802 zu Seville, machte seine Studien in Rom und wurde bereits 1849 apostolischer Vikar in London. Im Jahre 1850 ernannte ihn der Papst zum Erzbischof von Westminster und Primas von England, sowie zum Kardinal. Als Schriftsteller und Politiker hat Wiseman eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt, die für die Kirche in England von hoher Bedeutung war.

Einen der höchsten kirchlichen Würdenträger unter den Erzählern auftreten zu sehen, ist gewiß eine seltene Erscheinung. Aber auch zugleich eine erfreuliche, denn sie legt das Zeugnis ab, wie sehr eine Kunst geachtet zu werden verdient, der selbst solche außerordentliche Männer wie Kardinal Wiseman freudig ihre kostbare Zeit widmen. Das katholische Publikum mochte doch wohl ein wenig erstaunt sein, als im Jahre 1854 die Erzählung „Fabiola oder die Kirche der Katakomben“ auf dem Büchertisch erschien und den Namen des berühmten englischen Kardinals als den Verfasser auf dem Titel trug. Wohl war man gewohnt, den rastlos thätigen Mann auf den verschiedensten Gebieten des Wissens und der

Litteratur goldene Früchte einheimsen und sie dem Publikum in silbernen Schalen freigebig bieten zu sehen — aber eine Erzählung hatte man denn doch nicht erwartet. Viele glaubten auch nicht, daß das neueste Produkt der unermüdlichen Feder Wisemans ein Beweis hervorragenden dichterischen Geistes sei, wohl aber all' die glänzenden Eigenschaften haben werde, die des Kardinals schriftstellerische Arbeiten in hohem Grade auszeichneten. Die Täuschung war groß und angenehm. „Fabiola" war nicht allein ein Zeugnis der umfassenden und gründlichen Gelehrsamkeit des Verfassers, sondern auch seines poetischen Talentes. Die Erzählung erregte ungemeines Aufsehen, erlebte Auflage auf Auflage, nahm ihren Siegeslauf durch die ganze Welt und fand Beifall bei allen christlichen Bekenntnissen, aber auch Nachahmer in reicher Anzahl.

Das Buch verdient diese seltene günstige Aufnahme in jeder Beziehung. Es ist ein Buch, das jeder Gemütsrichtung in ansprechender Weise gerecht wird, das einem jeden Leser etwas Interessantes bietet. Der fromme Christ wird sich an dem todesmutigen Bekennen der Märtyrer erbauen; der Geschichtsfreund seine Freude haben an den anschaulichen Schilderungen altrömischen Lebens und den sauberen Beschreibungen der Katakomben; der bloße Unterhaltung suchende Leser wird mit steigendem Interesse dem Verlaufe der gut erfundenen und fest gefügten Handlung folgen. Vom Standpunkt strenger Kritik dürfte nur das Eine getadelt werden, daß die eingelegten Schilderungen altrömischer Zustände und der Katakomben nicht immer den rechten Platz einnehmen und manchmal über das Maß des erlaubten Raumes hinausgehen. Das dürfte aber auch der einzige Tadel sein; denn im übrigen genügt das schöne Werk allen Anforderungen der Ästhetik. Mit geschickter Hand ist die reichhaltige Handlung so geleitet, daß sie ein allseitiges

Bild der ewigen Roma und ihrer Einwohner von damals giebt. Das gesellige Leben, die geistige Bildung, die religiösen Anschauungen, die Staatseinrichtungen jener Periode, alles steht in klaren Umrissen vor den Augen der Leser. Es ist immer noch das alte weltgebietende Rom, noch immer liegt die halbe Welt demütig zu Füßen der römischen Imperatoren, noch immer fließen die Schätze und Herrlichkeiten des Abend- und Morgenlandes nach der unersättlichen Hauptstadt der Welt. Allein schon zeigen sich die Spuren beginnenden Verfalls. Das gewaltige Gebäude bekommt Risse, hin und wieder kracht es verderbendrohend durch die weiten prachtstrotzenden Räume — aber im Gefühle ihrer Macht verachten die weltgebietenden Tyrannen die unscheinbaren Fingerzeige. Der Glaube an die Götter ist in den höheren Kreisen schon lange erloschen oder doch erkaltet, an seine Stelle ist der seichteste Epikuräismus getreten. Der ausgesuchteste Genuß ist den vornehmen Römern und Römerinnen das Höchste, verachtet wird, wer sich zu einer höheren Lebensanschauung aufzuschwingen versucht. Das gesellige Leben wird umgeben von dem blendendsten Luxus, unerhörte Summen werden gezahlt für Dinge, die kaum die Dauer eines Tages haben. Äußerlich glänzt alles wie eitel Sonnenschein, innerlich ist alles faul. Das Herz ist kalt und öde, nie bricht ein Strahl tieferen Gemütes aus ihm hervor. Der Untergebene gilt nichts, er ist ein Ding, eine Sache, mit der man machen kann, was man will, er muß leiden unter den Launen seines verlebten Gebieters, ja er muß sich zur Unterhaltung seines gnädigen Herrn den wilden Tieren vorwerfen lassen und mit ihnen um sein elendes Leben kämpfen. So dachte das damalige heidnische Rom im Anfange des vierten Jahrhunderts und ebenso dachte Fabiola, die schöne verwöhnte Tochter des reichsten Mannes in Rom, Fabius. Umgeben von Glanz und Herrlichkeit, von willfährigen Schmeichlern und lob-

hudelnden Sklavinnen, blickt sie verächtlich herab auf jeden niedriger Stehenden. Die gläubigen Heiden verlacht sie als unverbesserliche Thoren; die Christen verachtet sie, obgleich sie nicht weiß, welchen Lehren sie folgen. Mit unverhohlenem Staunen hört sie zuerst von ihrer Sklavin Syra die Elemente der neuen Lehre. Alle Menschen als Gleichberechtigte anzuerkennen, dem Feinde zu verzeihen, an ein anderes Leben, an eine ewige Fortdauer nach dem Tode zu glauben — predigt die seltsame Sklavin in schönen begeisterten Worten. Das sind Lehren, die Fabiola nur verachten kann. Verzeihen dem Feinde, empfangene Beleidigungen geduldig tragen und dem Beleidiger noch obendrein versöhnend die Hand reichen — das findet die stolze Römerin lächerlich und feige. Zu ihrem unsäglichen Erstaunen huldigt auch ihre schöne Verwandte Agnes diesen Ansichten und hört sie auch aus dem Munde des tapferen Offiziers Sebastian ähnliche Reden. Sie weiß nicht, daß beide längst dem Christentume angehören.

Es ist nur eine kleine Gemeinde, die dem neuen welterlösenden Glauben anhängt, aber sie ist stark und gegen alle Angriffe gewaffnet. Personen aller Stände gehören ihr an. Pankratius und Sebastian sind die Personen unter ihnen, die uns am häufigsten entgegentreten. Lange schon hat ihr Benehmen unter den ihnen nahestehenden Heiden Verdacht erregt; namentlich sind es Corvinus, der Sohn des Richters Tertullus, und der Schlemmer Fulvius, welche ingrimmigen Haß auf die beiden Männer geworfen haben. Nicht allein ihres Christentums wegen, sondern wegen persönlicher Motive. Corvinus haßt Pankratius schon von den Schulbänken her, Fulvius den Sebastian, weil er glaubt, daß er ihm bei verschiedenen Damen im Wege stehe. Beiden kommt es deshalb recht, daß Maximian wieder eine allgemeine Christenverfolgung anordnet, und namentlich ist es ganz nach Corvins Gesinnung, daß gerade er mit der Ausführung des Edikts

betraut wird. Er schlägt das Edikt an, am andern Morgen fehlt es, auf der Erde aber findet Corvinus ein Messer von Pankratius. Durch einen bethörten Christen, Torquatus, wird er mit den Schlupfwinkeln der Christen bekannt gemacht und liegt nun Tag und Nacht auf der Lauer. Stets aber entgehen ihm die Verhaßten.

Fulvius sucht sich der schönen und reichen Verwandten Fabiolas, Agnes, zu nähern und ihre Hand zu gewinnen, sowohl Agnes aber als Fabiola weisen ihn mit Entrüstung ab. Da greift denn Fulvius zu dem letzten Mittel: er weiß, daß Agnes zu den verhaßten Christen gehört; sie muß die seine werden oder sterben. Und wenn sie gestorben, soll der Imperator ihm ihr Vermögen zuerteilen.

Inzwischen gelingt es Corvinus, seines Gegners Pankratius habhaft zu werden. Er wird vor Tertullus geführt und zum Tode in der Arena verurteilt. Sebastian steht am Todestage am Eingange des Coliseums und flüstert seinem Freunde, als die Schergen ihn hineinführen, zu, für ihn zu beten. Das hört Fulvius und merkt es sich. Pankratius tritt in die Arena, die wilden gereizten Tiere werden auf ihn gehetzt — keines wagt den betenden Jüngling anzufallen. Wütend sieht es der blutlechzende römische Pöbel, des Christen Blut muß fließen, und da Löwe und Tiger den Henkerdienst verweigern, so muß der Panther ihn leisten. Ein Sprung — Pankrazens reine Seele schwebt gen Himmel.

Nun giebt es in Rom nur noch ein Losungswort: Christianos ad leones! Sebastian wird verhaftet und er bekennt freimütig vor dem zähneknirschenden Kaiser, daß er ein Anhänger des Nazareners sei. Er wird verurteilt, mit Pfeilen nach und nach getötet zu werden. Mit maßlosem Staunen und Schmerze erfährt es Fabiola — also auch er ein Christ, den sie so hoch achtet, so innig liebt, ein Christ, so gut wie ihre intimste Freundin Agnes! Es gärt mächtig

in ihrem Innern. Kann eine Religion, die solche Bekenner hat, Bekenner, die mit lächelndem Antlitz ihr Leben opfern ihrem Glauben — kann eine solche Religion so verworfen sein, wie man sie schildert? Wo giebt es einen noch so fanatischen Heiden, der Ähnliches thäte für seine Götter? Sie eilt, sich dem Kaiser zu Füßen zu werfen, ihn um Sebastians Leben zu bitten — aber vergebens. In ihrer Gegenwart wird der durch hundert Pfeile verwundete Bekenner erschlagen. Und wütend fragt sie der Imperator, ob auch sie eine Christin sei? Wie schwer wurde es da Fabiola, ein „Nein“ herauszustoßen!

Die Reihe kommt nun auch an Agnes. Sie wird ins Gefängnis gebracht. Sobald Fabiola es hört. eilt sie zu ihr. Mit Staunen bemerkt sie die sorglose Heiterkeit, mit welcher Agnes dem Tode entgegensieht. Noch einmal kommt Fulvius. Er bietet Agnes Rettung an, wenn sie seine Gattin werden wolle. Entrüstet weist ihm Fabiola die Thür. Auf Agnes' Vermögen hofft noch ein anderer — Corvinus, der danach strebt, Fabiola das Vermögen ihrer jungen Verwandten zuzuwenden und sie dann zur Gemahlin zu begehren. So geschieht es. Nachdem Agnes enthauptet ist, erhält Corvinus vom Kaiser die Erbschaftsbestätigung unterschrieben und legt sie Fabiola jubelnd zu Füßen. Diese, ganz in Schmerz versunken, achtet kaum darauf und giebt auf seine Fragen Antworten, deren Bedeutung sie nicht zu fassen vermag — die Corvinus ganz zu seinen Gunsten auslegt. Kaum ist er gegangen, als Fulvius heimlich bei ihr eintritt. Sein häßliches Gesicht ist von maßloser Wut verzerrt, er hat eben erfahren, daß Fabiola die Erbin von Agnes' Vermögen geworden. Ungestüm fordert er es von ihr zurück; sie weigert es, seine Wut steigt, er zückt seinen Dolch gegen sie — da stürzt sich eine Gestalt zwischen beide und fällt getroffen zu Boden. Es ist Syra, die christliche Sklavin Fabiolas. Fulvius

aber flieht mit Entsetzen von dannen, er hat in Syra seine lang verlorene Schwester erkannt.

Die Geschichte naht ihrem Ende. Syra genest, Fabiola wird Christin. Den Christenverfolgungen wird durch Constantin ein Ziel gesetzt. Corvinus stirbt an der Tollwut, Fulvius kehrt nach Jahren als Christ zurück.

Das ist in den kürzesten Umrissen die Handlung, welche den Leser unwiderstehlich von Anfang bis zu Ende fesselt. Die Charaktere sind durchweg ausgezeichnet. Abgesehen von den Hauptpersonen verdienen namentlich der alte Chromatius mit seinem stillen Humor, der Philosoph Calpurnius und der Dacier alles Lob.

Die Schilderungen sind überall prägnant und anschaulich. Packend, um ein Schlagwort der modernen Kunstrichter zu gebrauchen, sind: die Arena-Scenen, der Auftritt Fabiolas mit Fulvius vor Gericht und des letzteren Angriff gegen Fabiola.

Eine solche Erzählung geschrieben zu haben genügt, sich dauernden schriftstellerischen Ruf zu sichern. Wiseman hat denn auch in diesem Genre nur noch eine sehr kurze Erzählung geliefert, betitelt: „Die Lampe des Heiligtums“.

Verzeichnis der Schriftsteller und ihrer Werke.

Berthen, Jutha (A. J. Groß von Trockau). Liebe und Leidenschaft, 1883. Tante Liesbeth, 1884. Des Sohnes Sühne, 1885.

Berthold, Theodor. Soldatenleben im Felde, 1885. Bewegte Tage, 1885. Dona nobis pacem, 1888.

Bolanden, Konrad von. Eine Brautfahrt, 1857. Eberhard, der Falkensteiner, 1857. Franz von Sickingen, 1859. Königin Bertha, 1860. Barbarossa, 1862. Die Aufgeklärten, 1864. Historische Novellen über Friedrich II. von Preußen und seine Zeit, 1865—1866. Angela, 1866. Gustav Adolf, 1867—71. Die Schwarzen und die Roten, 1868. Fortschrittlich, 1870. Raphael, 1870. Die Unfehlbaren, 1871. Die Mageren und die Fetten, 1872. Canossa, 1872—73. Russisch, 1872. Die Reichsfeinde, 1874. Kreuz und Kelle, 1875. Der Pascha, 1875. Urdeutsch, 1875. Der neue Gott, 1875. Bankrott, 1877—78. Die Bartholomäusnacht, 1879. Altdeutsch, 1881. Savonarola, 1882. Neudeutsch, 1883. Die Kreuzfahrer, 1884—88.

Böhn, Max Ulrich von. Stella matutina, 1886.

Bonn, Franz. König Mammon, 1880.

Brackel, Ferdinande von. Heinrich Findelkind, 1875. Die Tochter des Kunstreiters, 1875. Nicht wie alle anderen, 1877. Aus fernen Landen, 1877. Daniella, 1878. Am Heidstock, 1871. Prinzessin Ada, 1883. Der Spinnlehrer von Carrara, 1887. Vom alten Stamm, 1889.

Brandis, Emma von. Der Erbe von Adlerhorst, 1882. Prinzeßchens Irrfahrten, 1884. Die Violinspielerin, 1884. Gesühnt, 1885. Leonie, 1887. Agnes Erlenau, 1888. Aus Heimat und Fremde, 1888.

Brunner, Sebastian. Genies Malheur und Glück, 1843. Fremde und Heimat, 1845. Die Welt ein Epos, 1845. Der deutsche Hiob, 1846. Das Nebeljungenlied, 1845. Die Prinzenschule zu Möpselglück, 1847. Diogenes von Azzelbrunn, 1864. Woher? Wohin? 1864. 1866. Gesammelte Erzählungen und poetische Schriften, 1864/9.

Caballero, Fernan. Werke, übersetzt von Dr. G. Lemke, Dr. Ferd. Wolf, L. Clarus und W. Hosäus, 16 Bände. Volks-Ausgabe 8 Bände. Paderborn, Ferd. Schöningh.

Conscience, Heinrich. Ausgewählte Werke. Über 100 Bände. Münster, Aschendorff.

Diel, P. J. B. Novellen, 1883. (Band II. der „Nachgelassenen Schriften".)

Dyherrn, Georg, Freiherr von. Höhen und Tiefen, 1881. Gesammelte Werke, 6 Bde. 1879.

Erlburg, L. von. Aus Herz und Welt, 4 Bde. 1868—73.

Flach, Josephine. Unter der Herreneiche, 1881. Gabriele, 1882. Herzenswirren, 1883. Eine alte Jungfer, 1884. Durch Kampf zum Ziel, 1885. Wogen des Lebens, 1886.

Fullerton, Lady Georgiana. Ellen Middleton. Grantley Manor. Lady Bird. Laurentia. Unglaublich und doch wahr. Ein stürmisches Leben. Mrs. Geralds Nichte. Sieben Erzählungen. Ein Wille und ein Weg.

Grimme, Fr. W. Schlichte Leute, 1868—69.

Cüppers, Ad. Jos. Der Gotenfürst, 1886.

George-Kaufmann, Amara. Dissonanzen und Accorde, 1879.

Hahn-Hahn, Ida, Gräfin. Maria Regina, 1860. Doralice, 1861. Zwei Schwestern, 1863. Peregrin, 1864. Eudoxia, 1867. Die Erbin von Kronenstein, 1869. Geschichte eines armen Fräuleins, 1869. Die Glöcknerstochter, 1871. Die Erzählung des Hofrats, 1872. Vergieb uns unsere Schuld, 1874. Nirwana, 1875. Eine reiche Frau, 1877. Der breite Weg und die enge Straße, 1877. Wahl und Führung, 1878.

Hansjacob, Heinrich. Aus meiner Jugendzeit, 1880. Aus meiner Studienzeit, 1885. Wilde Kirschen, 1888.

Haupt, Antonie. Ein adeliger Sproß, 1884. Die letzte Gräfin von Manderscheid, 1884. Das Geheimnis des Waldes von St. Arnual, 1885. Heideröslein, 1886. Die Tochter des Alamannenkönigs, 1887.

Haxthausen, A. von. Mädchenleben, 1879.

Herbert, M. Miß Edda Brown, 1882. Das Kind seines Herzens, 1884. Die Jagd nach dem Glück, 1885. Kinder der Zeit, 1886. Gemischte Gesellschaft, 1888.

Höhler, Mathias. Malagrida und Pombal, 1872. Ein Gottesgericht, 1884. Kreuz und Schwert, 1877. Aus sturmbewegter Zeit, 1879. Peter de Vineis, 1879. Eli, 1879. Mateo Bonello, 1882.

Hoppensack, Leopold August. Karl Martel, 1880. Erzählungen aus dem Schwarzwald, 1878.

Joachim, A. Die Pflegetochter, 1872. Gestürzte Götzen, 1876.

Jordaens, Hans. In der Schule des Lebens, 1880. Vergangene Zeiten, 1884.

Jüngst, Antonie. Der Glocken Romfahrt, 1884.

Kerner, H. Die Erzählung Walthers, des Erzpoeten, 1887. Die Abenteuer des Johannes Reusch, 1888.

Koch, Wilhelm. Die Tochter des Irrsinnigen, 1874. Valeska, 1879. Novellenkranz, 1879. Zwei Bräute, 1880. Kölsche Scheldereien, 1882/86. Adlerflug, 1888.

Kolping, Adolf. Erzählungen, 4 Bände.

Kraus, Konrad. Das Eckhaus an der Albanskirche, 1879. Clarissa, 1880. Alte Geschichten vom Rhein, 1884–1886.

Laicus, Philipp. Ringende Mächte, 1872. Silvio, 1873. Ein Sonderling, 1874. Der Arzt, 1876. Um Geld und Gut, 1878. Kreuz und Kelle, 1880. Die Rose vom Wettersee, 1880. Der Cabecilla, 1880. Roman Peluski, 1881. Das Haus Prozzius, 1881. Die Perle der Djalmara, 1882. Irma, 1883. Montecchi und Capuletti, 1884. Der letzte Häuptling von Killarney, 1884. Der Alte vom Berge, 1884. Auf dunklen Pfaden zu lichten Höhen, 1884. Der letzte König der Goten, 1886. Madonna di Tirano, 1888.

Lenzen, Maria. Nekodas oder die Zerstörung Jerusalems, 1841. Melete oder der Sieg des Glaubens, 1842. Aus der Heimat, 1871. Zwischen Ems und Wupper, 1872. Das Fräulein aus dem Sassenreich, 1876. Schloß und Heide, 1876. Geheime Schuld, 1879. Sunehild, 1879. Eine Heideblüte, 1881. Vor einem halben Jahrhundert, 1881. Unter Sommerlaub und Winterschnee, 1881. Trüber Morgen, goldener Tag, 1884.

Leonhart, E. Von Rhein und Mosel, 1874.

Lingen, Ernst. Gesammelte Erzählungen, 1877. Vergieb und vergiß, 1879. An der friesischen Küste, 1882. Ein Wort aus Kindesmund, 1882. Vor Pavia, 1884. Roswitha. Der letzte der Paläologen, 1886.

Ludolff, M. Erzählungen, 1876. Der Talisman, 1877. Die Tochter des Spielers, 1877. Verschiedene Wege, 1879. Beata, 1880. Das Geschlecht der Reichenau, 1882. Felicitas, 1883. Verschollen, 1884. Sein letzter Wille, 1887.

Messerer, Therese. Der Schlagring, 1876. Treue Herzen, 1876. Die falschen Tiroler, 1878. Beim Alten am Sulzberg, 1878.

Der Schützenkönig, 1878. Die Schneidemühle, 1878. Nur keinen Preußen, 1878. Die beiden Vettern, 1881. Krieg und Frieden, 1884. In Treue fest, 1884. An einem Alpensee, 1885. Des Achmüllers Recht, 1886.

Muth, Franz Alfred. Auf fröhlicher Wanderfahrt, 1882. Gesammelte Schwänke, 1882. Wintergarten, 1883.

Overhage, Heinrich. Katholische Erzählungen, 10 Bände, 1853—1867.

Pflanz, Joseph Anton. Lebensbilder aus Stadt und Land.

Proschko, Franz Isidor. (Auswahl.) Die Höllenmaschine, 1854. Ein deutsches Schneiderlein, 1854. Der Jesuit, 1857. Die Nadel, 1858. Pugatschew, 1860. Ein böhmischer Student, 1861. Der schwarze Mann, 1863. Ein Hexenprozeß, 1866.

Seeburg, Franz von. Die Nachtigall, 1876. Die Fugger und ihre Zeit, 1879. Durch Nacht zum Licht, 1880. Joseph Haydn, 1882. Der Hexenrichter von Würzburg, 1884. Außerdem eine Reihe von Kalendererzählungen.

Spillmann, Jos. Wolken und Sonnenschein, 1888.

Steigenberger, Max. Mutter Kümmernis und ihre Kinder, 1883. Frau Charitas, 1883.

Steinle, Alphons Maria. Er hat die Linie passiert, 1885.

Stifter, Adalbert. Studien, 1844—50. Bunte Steine, 1853. Der Nachsommer, 1857. Witiko, 1857. Nachlaß, 1869. Sämtliche Werke, 17 Bände

Tenckhoff, Albert. Westfälische Geschichten, 1867—69.

Trautmann, Franz. Die Abenteuer des Herzogs Christoph von Bayern, 1852—53. Die gute alte Zeit, 1855. Die Chronik des Herrn Petrus Nöckerlein, 1856. Münchener Stadtbüchlein, 1857. Heitere Stadtgeschichten, 1862. Die Glocken von St. Alban, 1875. Meister Niklas Prugger, 1879. Heitere Münchener Stadtgeschichten, 1881. Aus dem Burgfrieden, 1886.

Waal, A. de. Valeria, 1884.

Wiseman, Kardinal. Fabiola.

Wörner, Bernard. Zwei Familien, 1856. Lust und Leid, 1861—62. Amt und Welt, 1864—69. Lebende Bilder, 1865–66.

Wüller, Clara. Die Rheinbacher Hexe. Die Holländer in Rheinbach, 1880.

Zingeler, K. Th. Aus altem Geschlecht, 1879. Im Sarazenenturm, 1881. Zwischen Pflicht und Neigung, 1887.

pr p205.

Keiter, Heinrich

Katholische Erzähler der neuesten Zeit litteraturhistorische Studien

Paderborn 1890